This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

184370

Eybel, Joseph Anton

Die Heiligen

nach den

Volksbegriffen.

Dritter Band.

Zweyte Auflage.

Leipzig, 1813.

Ich habe nicht gern, daß man ſich mit verbindenden Schuldigkeiten überhäufe. Das Evangelium iſt die wahre Regel des Chriſten. — Sie werden mehr Gutes thun, wenn ſie den Armen beiſtehn, und ſie durch ihren Zuſpruch tröſten, als wenn ſie ſich in eine Wüſte einſperren. Johannes der Taufer ſelbſt, der doch der gröſte unter den Menſchen war, gieng heraus, um das Reich Gottes zu verkündigen, und an den Ufern des Jordans zu taufen — Die Bewegungen der Lippen machen das Verdienſt des Gebethes nicht aus. Der allerhöchſte Geſetzgeber lehret uns ſelbſt, daß wir nicht durch viele Worte die Hilfe des Himmels erhalten. Verſchiedene verehrungswürdige Schriftſteller ſcheueten ſich nicht zu ſagen, und dachten mit Rechte, daß die Handarbeit vor-

theilhäfter, und nützlicher iſt, als ein immerwährendes Pſalmenſingen, und daß die Aufmerkſamkeit bei langen Gebethen nicht aushalten kann. — Die wahre Frömmigkeit haſſet alles Uibertriebene. Wenn man ſich äuſſerlich zwingt; ein unſauberes Kleid zu tragen, den Kopf zu henken, die Stirn in Falten zu legen, und einen beſonderen häuchleriſchen Ton im Reden anzunehmen, alsdann ſpottet man ſie nur nach. — Die Frömmigkeit wird zum Gegenſtande des Geſpöttes, wenn man ſie unter ſonderbaren Geſtalten zeigt. — Die wahre Frömmigkeit iſt weder närriſch, noch wild, eine übelverſtandene Einſamkeit reizt die Leidenſchaften. — Muratori ſagte, die ſcheinheiligen Andächteleien wären meiſtens denen Fleckkugeln gleich, welche die Flecken dem Scheine nach herauszögen, um ſie noch

brei-

breiter zu machen. — Lassen sie nicht zu, daß man den frommen Eifer der Gläubigen mit falschen Legenden nähre, und denselben mit kindischen Andächteleien unterhalte; sondern wachen sie darüber, daß man sie lehre, immerfort ihre Zuflucht zu Christo, als zu unserm einzigen Mittler zu nehmen, und die Heiligen nur um seinetwillen zu verehren.

Pabst Klemens XIV. im 1, 30, 55, 61, 72 Briefe.

Inhalt

des dritten Bandes.

I. Teufliſche Pralereien.
II. Der Herr Dechant auf der pfärrlichen Viſitazion.
III. Der Steinmetz.
IV. Die Mägde.
V. Die verwittwete Frau Pflegerinn.
VI. Die öffentliche Feilbietung.
VII. Die Lebkuchen, oder der vernünftige Knab.

I.

Teufliſche Pralereien.

Uriel. Keiner von euch allen hat das geleiſtet, was ich geleiſtet habe. Ihr müßt alle dagegen nur Hunde weiſen. *

Raguel. In der Pralerei hat es ſicher aus uns allen noch keiner ſo weit gebracht, als du.

Uriel. Nichts Pralerei; da ſteht der Kerl, der das wirklich gethan hat, was er ſagt. Hat wohl einer von euch allen dasjenige bei einem Heiligen ausgerichtet, was von mir geſchehen iſt?

Ra-

* Daß der Teufel ſich gern prale, manches Unheil auf der Welt beſonders bei Mönchen angerichtet zu haben, will auch Ribadeneira beweiſen im Leben des heiligen Richard.

Inhalt

des dritten Bandes.

I. Teufliſche Pralereien.
II. Der Herr Dechant auf der pfärrlichen Viſitazion.
III. Der Steinmetz.
IV. Die Mägde.
V. Die verwittwete Frau Pflegerinn.
VI. Die öffentliche Feilbietung.
VII. Die Lebkuchen, oder der vernünftige Knab.

I.

Teufliſche Pralereien.

Uriel. Keiner von euch allen hat das geleiſtet, was ich geleiſtet habe. Ihr müßt alle dagegen nur Hunde weiſen. *

Raguel. In der Pralerei hat es ſicher aus uns allen noch keiner ſo weit gebracht, als du.

Uriel. Nichts Pralerei; da ſteht der Kerl, der das wirklich gethan hat, was er ſagt. Hat wohl einer von euch allen dasjenige bei einem Heiligen ausgerichtet, was von mir geſchehen iſt?

Ra-

* Daß der Teufel ſich gern prale, manches Unheil auf der Welt beſonders bei Mönchen angerichtet zu haben, will auch Ribadeneira beweiſen im Leben des heiligen Richard.

Raguel. Wann bist denn du zu einem Heiligen gekommen? Sollst du allein die Freyheit und Erlaubniß haben, bei der Hölle aus und ein zu fliegen, wie es dir beliebt, und dich nach Wohlgefahlen auf die Erde hinauf begeben zu können, um dort deinen Werbplatz aufzuschlagen?

Uriel. Ich war wohl über hundertmal auf der Erde, und immer haben diejenigen Zeitlebens auf mich denken müssen, über welche ich gekommen bin.

Raguel. Nun da werden also ganz erstaunliche Laster, und schreckliche Folgen derselben auf die Bahne gebracht werden, zu welchen du die Leute gebracht hast. O mein Uriel! die Leute wissen sich einander selbst zu den größten Lastern zu verführen, und einer dem anderen die unglücklichsten Folgen der Laster auf den Hals zu ziehen. Sie werden dich nicht dazu gebraucht haben.

Uriel. Mit Versuchungen habe ich mich eben am wenigsten abgegeben. Ich habe vielmehr oft gelacht,

gelacht, wenn ein Skrupulant, ein finsterer Mönch, ein milzsüchtiger Bethbruder, eine düstere Bethschwester, allerlei Gesichter und Grimassen geschnitten, und bald gereuspert und gespirzelt, bald mit den Füssen gestampfet, bald hin und her gewetzet haben; da ich mich doch gegen sie nicht gerühret; zugeschweigen daß ich ihnen näher gekommen wäre. Wenn diese dummen Leute sich öfter zur Ader gelassen, öfters zur Versüssung und Verdünnerung des Geblütes, und zur Abführung ihrer Leibsmalignitäten heilsame Medizinen eingenommen, sich mehr in die Gesellschaft bescheidener und muntrer Leute verfleget, keine fantastische Bücher, sondern statt deren annehmlich und nützlich geschriebene Erbauungsbücher gelesen hätten; wenn sie sich in stäter Beschäftigung und Bewegung erhalten, und statt der Fausen immer die Gedanken auf ihre Berufsgeschäfte, und auf Gelegenheiten, ihren Nebenmenschen statt lästig nützlich zu werden, gerichtet hätten; so wären alle Versuchungen in ihrer Einbildung unterblieben. Wie ich schon sagte, mit Versuchungen gab ich mich am wenigsten ab; bei mir mußte es herumgepoltert, herumgeworfen, herumgerissen, herumgeschla-

theilhafter, und nützlicher iſt, als ein immerwährendes Pſalmenſingen, und daß die Aufmerkſamkeit bei langen Gebethen nicht aushalten kann.— Die wahre Frömmigkeit haſſet alles Uibertriebene. Wenn man ſich äuſſerlich zwingt; ein unſauberes Kleid zu tragen, den Kopf zu henken, die Stirn in Falten zu legen, und einen beſonderen häuchleriſchen Ton im Reden anzunehmen, alsdann ſpottet man ſie nur nach. — Die Frömmigkeit wird zum Gegenſtande des Geſpöttes, wenn man ſie unter ſonderbaren Geſtalten zeigt. — Die wahre Frömmigkeit iſt weder närriſch, noch wild, eine übelverſtandene Einſamkeit reizt die Leidenſchaften.— Muratori ſagte, die ſcheinheiligen Andächteleien wären meiſtens denen Fleckkugeln gleich, welche die Flecken dem Scheine nach herauszögen, um ſie noch

brei-

breiter zu machen. — Lassen sie nicht zu, daß man den frommen Eifer der Gläubigen mit falschen Legenden nähre, und denselben mit kindischen Andächteleien unterhalte; sondern wachen sie darüber, daß man sie lehre, immerfort ihre Zuflucht zu Christo, als zu unserm einzigen Mittler zu nehmen, und die Heiligen nur um seinetwillen zu verehren.

Pabst Klemens XIV. im 1, 30, 55, 61, 72 Briefe.

Inhalt

des dritten Bandes.

I. Teufliſche Pralereien.
II. Der Herr Dechant auf der pfärrlichen Viſitazion.
III. Der Steinmetz.
IV. Die Mägde.
V. Die verwittwete Frau Pflegerinn.
VI. Die öffentliche Feilbietung.
VII. Die Lebkuchen, oder der vernünftige Knab.

I.

Teufliſche Pralereien.

Uriel. Keiner von euch allen hat das geleiſtet, was ich geleiſtet habe. Ihr müßt alle dagegen nur Hunde weiſen. *

Raguel. In der Pralerei hat es ſicher aus uns allen noch keiner ſo weit gebracht, als du.

Uriel. Nichts Pralerei; da ſteht der Kerl, der das wirklich gethan hat, was er ſagt. Hat wohl einer von euch allen dasjenige bei einem Heiligen ausgerichtet, was von mir geſchehen iſt?

Ra-

* Daß der Teufel ſich gern prale, manches Unheil auf der Welt beſonders bei Mönchen angerichtet zu haben, will auch Ribadeneira beweiſen im Leben des heiligen Richard.

Raguel. Wann bist denn du zu einem Heiligen gekommen? Sollst du allein die Freyheit und Erlaubniß haben, bei der Hölle aus und ein zu fliegen, wie es dir beliebt, und dich nach Wohlgefahlen auf die Erde hinauf begeben zu können, um dort deinen Werbsplatz aufzuschlagen?

Uriel. Ich war wohl über hundertmal auf der Erde, und immer haben diejenigen Zeitlebens auf mich denken müssen, über welche ich gekommen bin.

Raguel. Nun da werden also ganz erstaunliche Laster, und schreckliche Folgen derselben auf die Bahne gebracht werden, zu welchen du die Leute gebracht hast. O mein Uriel! die Leute wissen sich einander selbst zu den größten Lastern zu verführen, und einer dem anderen die unglücklichsten Folgen der Laster auf den Hals zu ziehen. Sie werden dich nicht dazu gebraucht haben.

Uriel. Mit Versuchungen habe ich mich eben am wenigsten abgegeben. Ich habe vielmehr oft gelacht,

gelacht, wenn ein Skrupulant, ein finsterer Mönch, ein milzsüchtiger Bethbruder, eine düstere Bethschwester, allerlei Gesichter und Grimassen geschnitten, und bald gereuspert und gespirzelt, bald mit den Füssen gestampfet, bald hin und her gewetzet haben; da ich mich doch gegen sie nicht gerühret; zugeschweigen daß ich ihnen näher gekommen wäre. Wenn diese dummen Leute sich öfter zur Ader gelassen, öfters zur Versüssung und Verdünnerung des Geblütes, und zur Abführung ihrer Leibsmalignitäten heilsame Medizinen eingenommen, sich mehr in die Gesellschaft bescheidener und muntrer Leute verfieget, keine fantastische Bücher, sondern statt deren annehmlich und nützlich geschriebene Erbauungsbücher gelesen hätten; wenn sie sich in stäter Beschäftigung und Bewegung erhalten, und statt der Fausen immer die Gedanken auf ihre Berufsgeschäfte, und auf Gelegenheiten, ihren Nebenmenschen statt lästig nützlich zu werden, gerichtet hätten; so wären alle Versuchungen in ihrer Einbildung unterblieben. Wie ich schon sagte, mit Versuchungen gab ich mich am wenigsten ab; bei mir mußte es herumgepoltert, herumgeworfen, herumgerissen, herumgeschla-

gen, und geprügelt seyn. Wo ich hin kam, da setzte es richtig Prügel ab; und zwar nicht wenige, oder nur gelinde. Es war immer ein ganzer Hagel von Schlägen; die davon verursachten Beule waren nie kleiner, als ein Strauseney. Das Blut schoß dem Geprügelten bei Nasen und Maul heraus, wie Bäche und Flüsse daher schiessen, wenn der Schnee zu gäh im Gebirge zerfließt, oder Wolkenbrüche niederfallen. Auch das übrige Korpus eines Geprügelten mußte mir in seinem ganzen Umfange so Blut schwitzen, wie das Oel bei einem Oelfaße herausträufelt. Die Köpfe sahen immer aus, nicht etwa nur wie großlöchrige und noch dazu zerrissene Siebe; sondern wie Ecke einer alten vom Anwurf entblößten Ziegelmauer, wovon ganze Stücke schon herabgefallen sind. Die Augen lagen gemeiniglich so weit auf die Nase heraus, als wenn abgestorbene Augengläser darauf hiengen; und die Zähne kugelten sogleich insgesammt auf den Boden hinab, nicht anders, als Perlen und Korallen bei zerrissener Schnure, woran sie gefaßt waren. Kurz! wenn ich einmal zu prügeln anfieng, so wurde binnen einer Viertelstun-

ſtunde der Geprügelte ſo mürb und gelenkig, als wenn er von einem Lumpen herabgeriſſen, und mit ihm ein Stein wäre abgewiſcht worden, worauf man vorher verſchiedene Farben gerieben hat.

Raguel. Das iſt eine Großſprecherei! Wen haſt du denn ſo erbärmlich zugerichtet?

Uriel. Was? du biſt der einzige, der nicht weis, wie ich den heiligen Nikolaus von Tolentin hergenommen habe?

Jnias. Raguel iſt nicht der einzige, auch ich weis davon kein Wort.

Uriel. Nun ſo höret. Ich nahm mir einmal vor, den heiligen Nikolaus von Tolentin derb herzunehmen. Ehe es zum Prügeln ſelbſt kam, machte ich mir immer andere Spaſſe mit den Heiligen, um ſie recht in Furcht und Schrecken zu ſetzen, und hiemit auch mit dieſem Heiligen. Er bethete eben vor dem Altar; und da hatte ich die ſchönſte Gelegenheit an der Hand, ihm den erſten Schrecken einzuja-

gen.

gen. Ich riß nämlich die brennende Kirchenlampe von dem Bande, und schmetterte dieselbe auf die Erde.

Tabuel. Ey, so lüge! Kochem schreibt nur, daß du die Ampel zerbrochen; daß du sie vom Stricke gerissen, und auf die Erde herabgeschmettert, hievon ist nichts zu lesen.

Uriel. So lese den Ribadeneira; bei diesem wirst du es ausführlicher beschrieben finden.

Tabuel. Die Lampe hat vor Hitze, oder aus anderen Ursachen zerspringen können. Es mag auch seyn, daß von der zersprungenen Ampel sodann einige Stücklein herabgefallen sind. Genug! Kochem und Ribadeneira kommen darinn zusamm, daß der Heilige nicht im mindesten darüber erschrocken ist.

Uriel. Nun, er ist doch erschrocken. Die Legendenschreiber haben nicht die richtigsten Dokumente über jede einzelne Umstände bei Handen gehabt.

Tabuel.

Tabuel. Hierinn redest du gewiß die Wahrheit; und ich zweifle, ob sie richtige Dokumente über diese ganze Teufelsgeschichte hatten.

Uriel. Bei mir ist dieses das richtigste Dokument, dessen ich mir selbsten bewußt bin. Höre nur weiter: ich habe noch nicht ausgeredet. Sodann lösete ich die Ziegeln vom Kirchendach, und erweckte in deren Abwerfung ein solches Getös, als ob das ganze Gebäud zum Haufen fallen wollte.

Tabuel. Daß Ziegeln vom Kirchendach herabfallen, besonders wenn ein starker Wind geht, das ist weder etwas sonderbares, weder zum Erschrecken. Der Wind geht ja öfters dergestalt heftig, daß man glaubt, die Häuser werden zusammfallen. Und sind nicht auch schon oft schwache Gebäude, und ausgebrannte alte Schornsteine durch die Gewalt des Windes zusammgeworfen worden? Ich wette; bei diesem Auftritte, den du da erzählest, hat kein gescheider Mensch auf den Teufel gedacht.

Uriel.

Uriel. Schläge aber an ſeinem Leibe hat doch noch Niemand vom Winde bekommen. Prügeln, mein lieber Tabuel! ſind keine Windmacherei; die empfindet man, und die laſſen ſich auf keinen Wind ſchieben.

Tabuel. Wenn man wirklich geprügelt wird; ſo haſt du Recht. Aber das iſt eben erſt die Frage, ob du jemanden geprügelt haſt.

Uriel. Nicht nur einmal, ſondern öfter hab ich den heiligen Nikolaus von Tolentin herumgeprügelt! und zwar dergeſtalt, daß viele Tage die Striemen an ſeinem Leibe gemerket wurden. Ich ſchlug ihn einmal vor dem Kruzifix mit ſolcher Heftigkeit zu Boden, daß er für todt liegen blieb. Von ſelbiger Zeit an iſt er auch durch dieſes Schlagen all ſein Lebtag krumm und lahm geblieben.

Tabuel. Das glaube meinetwegen ein anderer dummer Teufel; ich glaube es nicht.

Uriel. Das iſt alles noch nichts gegen dem, was der heilige Romuald von mir hat erfahren müſſen.

Tabuel. Wieder eine neue Praleret!

Uriel. Nenne nur alles Praleret, deſſen du dich nicht rühmen kannſt.

Jnias. Nun was hat denn Romuald alles von dir erfahren müſſen?

Uriel. Jch fieng mit Poltern an, zeigte mich ihm auch in erſchrecklicher Geſtalt, nur damit er keinen Schlaf haben ſollte; und legte mich zuletzt in meiner ganzen Länge nicht etwa nur zu ihm in das Bett, ſondern ich legte mich vollkommen auf ihn hinauf, daß er kaum athmen konnte.

Jnias. Mir ſcheinet, daß keiner von uns Teufeln eine Schwere haben könne. Wir ſind ja Geiſter; und ich wenigſtens begreife nicht, wie ich mich auf einen hinauflegen könnte,

zugeſchweigen daß durch meine Schwere jemanden beinahe der Athem genommen werden ſolle.

Tabuel. Wie ich ſchon ſagte; alles iſt Praſerei. Der heilige Romuald wird ein dickes ſchweres Geblüt gehabt haben, welches ihm ſchafloſe Nächte, und ſchweren Athem machte. Es ſind noch vor einigen Jahren ſolche Wirkungen des Geblütes den Truden zugeſchrieben worden. Was ſahen manche Leute für Schreckbilder im Traume, oder auch wachend in der Finſtere, beſonders Leute von einem traurigen Temperamente, oder Leute, welche durch die Erzählungen alter Weiber, oder der Legendenſchreiber, und dergleichen aszetiſcher Skribenten den Kopf mit den ſchreckbareſten Hiſtörchen voll hatten. Der heilige Romuald war eben in ſeinem Kopfe elend zugerichtet.

Uriel. Wie kannſt du das ſagen? kannſt du es auch beweiſen?

Tabuel. Ganz leicht beweiſe ich es aus den nämlichen Büchern, aus welchen du deine Praſereien hernimmſt. Kochem ſchreibt ausdrücklich,

lich, daß Romuald mit dem Eremiten: Marinus, zu welchem er ſich verfiegte, in der Wildniß den Pſalter ſingen mußte. Romuald fehlte alle Augenblicke im Singen; und für jeden Fehler wurde er vom Marinus mit einem Stecken ſo gewaltig über den Kopf geſchlagen, daß er von Menge der Streiche auf der einen Seite taub geworden; und (wie Ribadeneira hinzuſetzet) ſeinen Lehrmeiſter gebethen, er möchte ihn doch einmal auch auf das rechte Ohr ſchlagen, weil er auf dem linken vor lauter Schlägen über dieſes Ohr ſchon nicht mehr höre.

Inias. Hiedurch müßte freylich ein Kopf, wenn er wirklich nicht ſchon vorher ſchwach wäre, äuſſerſt ſchwach werden. Man ſieht es ja bei Kindern, die von unbeſcheidenen Aeltern auf die Köpfe geſchlagen werden, was ſie für elende Schwachköpfe werden. Ein Chorgebeth, welches ſo durch die Ohren geht, wie es bei Romuald gieng, zeigt ſchon, wie es ſowohl bei dem Lehrmeiſter, der zum Geſang den Takt gab, als bei dem Schüler, der um ſeinen Kopf herum mehr zu einem Choralpulte wer-

den mußte, mit den Begriffen von der ächten Andacht, und einer vernünftigen Lebensart aussah.

Tabuel. O Unsinn über Unsinn! Aber alle diese Schläge, die ich bei verwildeten Waldbrüdern wohl noch glauben kann, sind doch ihm nicht von dir Uriel, der du so mit Prügeln in eigener hoher Person praleſt, sondern vom Marinus gegeben worden.

Uriel. Ihr greift mir immer ehe in die Kramm, bevor ich dieſelbe ganz ausgepacket habe. Auch ich gab ihm Schläge, und zwar tüchtige. Ich riß ihn zu Boden, und prügelte ihn dermaſſen grimmig, daß zwar nicht die Sonne (denn es war bei der Nacht) aber ſogar das Nachtlicht durch ihn hätte ſcheinen mögen. Von dem Schlage, den ich ihm auf das Haupt gab, mußte er die Maaſern mit ſich in das Grab tragen. (wie es Ribadeneira bezeuget) Ja Kochem atteſtiret mir, daß ihm wohl etwelche Maalzeichen davon Zeitlebens geblieben ſind. Nicht genug; ich trieb die Sache ſo weit, daß ihn als Abten ſeine eigene

Geiſt-

Geiſtliche aus dem Kloſter hinausſchmiſſen, um ſich luſtig machen, und wacker Trinken zu können.

Tabuel. Hätteſt du vielmehr dieſe Säufer zu Leibe genommen.

Uriel. Das hatte ich nicht nothwendig; denn als ſie ſchliefen, iſt das Haus über ſie eingefallen.

Jnias. Dieſe fanden hiemit ohnehin alle ihren Tod; wie es nicht anders ſeyn kann, wenn ein ganzes Haus über einen zuſammenfällt.

Uriel. Das weiß ich nicht; Kochem ſchreibt nur, daß einem ein Bein, dem anderen ein Arm, dem dritten ein anderes Glied zerquetſchet, und zerbrochen worden. Ribadeneira aber behauptet, daß Gott mit vielem Schnee das Kloſterdach überhäufet, welcher daſſelbe hat eindrucken müſſen, und daß alle erſchlagen worden.

Jnigo. Einer aus diesen Zweyen lügt also zum Theil gewiß, wenn nicht einer wie der andere in Rücksicht auf die ganze Geschichte lüget. Ribadeneira giebt der Sache immer mehr Wahrscheinlichkeit; denn das ganze Kloster wird hölzern gewesen seyn, und es ist nichts natürlicher, als daß ein schlechter Dachstuhl von der Schwere so vielen Schnees eingedruckt, und der, welcher darunter liegt, erschlagen werde.

Uriel. Rochem schreibt auch, daß einer von ihnen ertrunken; Aber Ribadeneira schreibt bestimmter, daß der Aufwiegler über eine Brücke, wo ihm der Fuß (kann seyn im Rausche) entwich, in den Fluß Sapis gefallen, und erbärmlich zu Grund gegangen ist.

Tabuel. Mein Uriel! Das sind Geschichten, die eben einen solchen Werth, wie deine Prahlereien haben. Hast du dich nicht etwa noch einer Ergrobheit zu rühmen?

Uriel.

Uriel. Ich rühme mich keiner Sache, die ich nicht gethan habe, und worüber mir nicht die Legendenschreiber, und alle, für die Legenden eingenommene Leser die Ehre wiederfahren lassen. Diese wissen ganz gut, wie auch der heilige Johannes vom Kreuz von mir hergenommen worden.

Inias. Du machtest dich über lauter Ordensgeistliche und Ordensstifter, soviel ich höre.

Tabuel. Es sind auch in den Legenden die Lebensbeschreibungen der Ordensstifter und Ordensgeistlichen mit weit mehreren Heldenthaten, und Mirakeln, als die Lebensbeschreibungen anderer Heiligen angefüllet; gleichwie auch die Legendenschreiber meistens Ordensgeistliche gewesen sind, oder sich derer von Mönchen hinterlassenen Dokumente bedienten.

Uriel. Kritisirt ihr nur zu; Ich weiß einmal, daß ich den Johannes vom Kreuz dergestalt geprügelt habe, daß er beinahe gestorben wäre.

Tabuel.

Tabuel. Daß du doch immer dir allein solche Heldenthaten zurechnen magst. Schon bei dem heiligen Romuald wolltest du allein der Held gewesen seyn; da doch die Legendenschreiber einstimmig anführen, daß es ein ganzer Schwarm böser Geister gewesen, die mit ihm so übel verfahren; nun machest du es beim Johannes vom Kreuz eben so, von welchem die Legendenschreiber gleichfalls einstimmig anführen, daß auch dieser Heilige von mehreren bösen Geistern geplaget worden.

Uriel. Nur alles im Zusammenhange genommen, so vereinbaret sich auch alles ganz schön mit meiner Erzählung. Wenn diesem Heiligen mehrere Thiere mit entsetzlichem Geraſſel, Bleeren, Neeren, und Brüllen sich dargestellet haben, da waren wir freylich unser mehrere; weil bei einem Auftritt, wo mehrere Thiere zugleich erscheinen müssen, nicht ein einziger zugleich Löw, Tyger, Bär, Wolf, Luchs, Tygerkatz, Leopard, Krokodill, und so weiter seyn kann. Aber wenn es auf das Prügeln ankam; so richtete ich es immer allein, und bedorfte keines Handlangers. Es sind auch die

wenigsten Teufeln dazu zu gebrauchen, wenn sie nicht schon öfter dabei waren. Das habe ich beim Aziel gesehen.

Jnias. Was hast du über den Aziel?

Uriel. Wenn man sich über den Poltron nicht zörnen solle, so weis ich es auch nicht, wer mehr Zorn und Verachtung verdienen solle, als wie dieser. Das ist wahr, er gab dem heiligen Albert, der ihn aus einem Mägdlein austreiben wollte, in aller Geschwindigkeit eine so durchdringende Ohrfeige, daß dem Heiligen hätten die Zähne herausfallen mögen. Wie ihm aber der Heilige das andere Wang auch darboth, getraute er sich nicht mehr, den anderen Streich zu führen, und flog noch mit grossem Geschrei davon.

Jnias. Hierinn wirst du wohl dem Aziel unrecht thun; die tüchtige Ohrfeige wird der Heilige von dem Mägdlein selbst bekommen haben. Eine wackere Ochsensäne würde das beste Mittel gewesen seyn, das Mägdlein noch vor der Ohrfeige zu recht zu bringen. Dieses Mittel

hat bei mehreren gut gewirket, die ſich aus Bosheit für beſeſſen ausgegeben haben, oder dafür von anderen ausgegeben wurden, welche nicht einſahen, daß hiſteriſche Umſtände in gleiche Wirkungen ausbrechen können, und daher ſogleich uns Teufeln für die Urſache und Bewohner ſolcher elender Körper ausgaben. Heut zu Tage ſind die Leute ſchon geſcheider; und man höret in keinem anderen Orte mehr, als wo das Volk noch dumm iſt, etwas von ſolchen Perſonen, die von uns beſeſſen ſeyn ſollen. Die Geſchichte vom Aziel iſt ſo wenig wahr, als die Geſchichten nicht wahr ſind, die du von dir uns erzähleſt.

Tabuel. Jnias! Störe ihn nicht, und laſſe ihm die Freude, uns ſeine ganze Geſchichte vom Johannes vom Kreuz zu erzählen. Nicht wahr, Uriel! Mit dieſer Geſchichte biſt du noch nicht ganz fertig?

Uriel. Damit ihr ſehet, daß ich nicht groß ſpreche; ſo ſage ich euch, daß ich mir bei dem Johannes vom Kreuz, um ihn vollends zu quälen, Gehilfen habe nehmen müſſen. Es bleibt

mir

mir immer die Hauptlehre, daß ich dieſe Gehilfen zu gewinnen, und zu meiner Abſicht zu benützen gewußt habe.

Jnias. Nun? Welche Teufel haſt du dir denn zu Gehilfen genommen? Ungezweifelt die Geſchickteſten? Beinahe wäre uns leid, daß du keinem von uns, wie wir da ſind, das Zutrauen geſchenket haſt.

Uriel. Genug, daß ich mir ſelbſt hierinn nicht ſo viel zugetrauet, und auch keinem Teufel ſo viel zutrauen konnte.

Jnias. Alſo haſt du dir keine Teufel zu Gehilfen genommen?

Uriel. Nein, ſondern einige wohlehrwürdige Patres Karmeliten von der Obſervanz. Dieſe ſetzten dem Heiligen weit ärger zu, als wir Teufel alle zuſamm im Stande wären.

Jnias. Was? Karmeliten haſt du zu Gehilfen genommen? Gib acht, daß du mit dieſem Vorgeben nicht übel ankömmſt.

Uriel.

Uriel. Lese nur den Ribadeneira; der hat es ausführlich, daß sich die Patres Karmeliten von der Observanz durch mich wider den seligen Johannes vom Kreuz haben aufhetzen, und aufwiegeln lassen.

Jnias. Was unternahmen sie also auf dein Einrathen wider diesen Heiligen?

Uriel. Den Patern Karmeliten von der Observanz war es schon durchaus nicht anständig, daß die barfüßigen Karmeliten überhand nehmen, und vielleicht zuletzt noch Ursache seyn sollten, daß allen Karmeliten eine strengere Lebensart aufgebürdet werde; gleichwie sich die Mönche von jeher wider alle Reformazion, die man mit ihnen vornehmen wollte, entsetzlich streubten. Die beschuhten Karmeliten wußten also am beßten, wo sie der Schuh drucke, und beschlossen sogleich auf mein Anfeuern, die unbeschuhten Karmeliten zu vertilgen.

Jnias. Schon immer war von Seite der Beschuhten ein grosser Vortheil zum voraus, daß sie mit einem Feinde zu streiten hatten, des-

dessen Truppen so schlecht montirt sind, daß sie nicht einmal Schuh und Strümpfe haben.

Uriel. Um die Sache kurz zu machen, fielen die wohlehrwürdigen beschuhten Paters in das Kloster der wohlehrwürdigen Unbeschuhten ein.

Jnias. Hielten denn die Unbeschuhten ihre Thüre so schlecht besetzt? Sie werden doch auch starke und feste Laibrüder gehabt haben, die sich an die Pforte stemmen, und Gewalt mit Gewalt hätten abtreiben, wo nicht gar einen vortheilhaften Ausfall wagen können. Wenn die Beschuhten die Pforte einmal gewonnen hatten, da mußten freylich die Unbeschuhten sogleich verlohren seyn. Das ist immer das sicherste Rettungsmittel, seinem Feinde keine Blösse zu geben; und gerade sind die Unbeschuhten dieses Mittels beraubt, weil sie sogar vermög Instituts ihre Blösse an Füssen zeigen müssen. Die Beschuhten hatten hiemit nicht einmal nothwendig, auf halben Mann, der mit einem dicken weißen Mantel über die schon dicke braune Kutte gepanzert ist, anzuschlagen; sondern es war nur nöthig, dem groben Geschütz die Richtung

auf

auf die Zehen der Unbeschühten zu geben, so mußten diese schon weichen; wie es jeder leicht begreifen kann, der jemals schmerzhaft auf die Zehen getreten worden ist.

Uriel. Das weis ich dir nicht mehr zu sagen, haben die Beschuhten einen Widerstand bei der Pforte gefunden, oder nicht gefunden. Genug, sie waren bald im Kloster, und führten den seeligen Johannes vom Kreuz gefänglich mit sich hinweg.

Tabuel. Sie machten auch den Pater Mathias zum Gefangenen.

Uriel. Dieser gehöret nicht eigentlich zu meiner Geschichte. Ich weis es gar wohl, daß Mathias sogleich nach Moragella, Johannes aber nach Toledo verschicket worden.

Jnias. Eben so, wie man die Kriegsgefangenen in verschiedene Festungen verlegt. Was machten denn aber die Beschuhten sodann mit dem Johannes vom Kreuz weiters? Bisher hab ich soviel arges noch nicht gehöret. Ich glau-

glaube, wenn der Johannes ſich wieder die Mühe hätte nehmen wollen, Schuh und Strümpfe anzulegen, welche Mühe ſo viele tauſend ehrbare Leute auf der Welt ſich täglich nehmen müſſen; ſo wäre der ganze Handel vorbei geweſen.

Uriel. Dazu war Johannes nicht zu bewegen. Eben deßwegen ſtieſſen ihn die Beſchuhten in einen harten und engen Kerker, Waſſer und Brod, bisweilen gar kleine Fiſchlein, oder etwas, ſo andere überlaſſen haben, war die ganze Mahlzeit, die er bekam; und zum Konfekt (wie Pater Maximilian Raßler im dritten Theile des Ribadeneira ſchreibt) mußte er auf ſeinem Buckel eine wohlangemeſſene Disziplin machen.

Inias. Da hat der ſeelige Johannes freylich erfahren müſſen, daß das Geraſſel, Bleeren, Reeren, Brüllen, und Schlagen der Teufeln wirklich nichts, und eine bloſſe Einbildung gegen ein ſolches Karmelitertraktament ſey. Hat er denn aber gar nicht aus dieſem Kerker entkommen können?

Uriel.

Uriel. Die göttliche Mutter ist ihm freylich mit einem grossen Gefolge im Kerker erschienen, und hat ihm laut genug gesagt: **Bemühe dich, daß du aus diesem Loch entkommest, dann ich dir beistehen will.** Aber weil sie ihm nicht auch gesagt hat, wie er es angreifen solle, um aus diesem Loch zu kommen; so ist ihm auch nichts beigefallen.

Jnias. Er muß schon halb verwirrt gewesen seyn, daß er das Mittel, zu entrinnen, nicht einmal bemerket hat; denn ein natürliches Mittel muß doch vorhanden gewesen seyn, weil die göttliche Mutter ihm geheißen hat, sich zu bemühen, daß er entkomme.

Uriel. Mein Jnias! Selbst Christus hat ihn besuchet, und ihn auch ermahnet, aus dem Kerker durchzugehen. Aber auch Christus hat ihm nicht gesagt, wie er es anstellen solle; und so ist er immer in das neunte Monat in seinem kleinen Kämmerlein eingesperrt geblieben, bis sich die göttliche Mutter bei ihm abermal eingefunden. Endlich hat sie ihm das Fenster ge-

zei-

zeiget, durch welches er hinausschliefen, und sich hinablassen sollte.

Jnias. Durch neun Monate das Fenster in einer kleinen Kammer nicht beobachten, durch welches man entkommen kann, da noch dazu beinahe alles, was im Himmel ist, den Rath zum Durchgehen gegeben hat, das ist etwas ausserordentliches. Aber wie ihm nun das Fenster gezeiget worden, so hat er doch nicht gesäumt, durch dasselbe zu entrinnen?

Uriel. Er stuckte freylich sogleich die zwo alten Bettdecken zusamm, und ließ sich damit bei dem Fenster hinab; er kam aber, wie er schon glücklich unten war, in eine neue Verlegenheit, da er sich in einem mit hohen Mauern umgebenen Vorhofe sah.

Jnias. Jn solchen Vorhöfen hangen sonst immer ungeheure grosse Feuerleitern. Eine solche Feuerleiter aber aufzurichten ist freylich keine Arbeit für einen einzigen Mann.

Uriel. Alles deſſen bedurfte er nicht. Es zeigte ſich ihm eine lichte Kugel. Dieſe Kugel ſagte: Folge mir nach; und auf einmal war er auf offener Gaſſe der Städt.

Jnias. Ich laſſe es mir nicht nehmen; der Vorhof hatte was immer für eine Oeffnung auf die Gaſſe hinaus. Durch dieſe Oeffnung ſchien das, in der Gaſſe brennende Licht herein. Johannes ſah es, gieng auf die Oeffnung zu (es war keine andere Stimme nothwendig, als die Stimme der Vernunft, welche einen dorthin gehen heißt, wo ſich eine Rettung zeiget) drengte ſich durch dieſelbe hinaus (wenn es nicht etwa ein leicht zu eröffnendes Thürl war) und ſo war er auf der Gaſſe.

Uriel. Mit dieſer Erklärung würdeſt du bei manchem übel ankommen.

Jnias. Es gieng doch gewiß nicht anders zu. Wie iſt es aber dem Johannes weiter gegangen?

Uriel. Er flüchtete ſich zu den unbeſchuhten Karmeliterinnen, die ihn vor der Verfolgung

der

der beschuhten Karmeliten so lange verbargen, bis sich eine Gelegenheit ergab, wieder in ein Kloster der unbeschühten Karmeliten zu kommen.

Jnias. O! Bei den Klosterfrauen wird es Johannes indessen ganz gut gegangen seyn. Dort wird er schon bessere und grössere Stückel Fisch bekommen haben; dort wird er erst überdacht haben, was er alles bei den beschuhten Karmeliten gelitten.

Tabuel. Ja, ja! Wer einmal in einem Kloster in der Verfolgung ist, der kann jedem Trotz bieten, ihn ärger zu verfolgen.

Uriel. Sobald ich wider den seligen Johannes vom Kreuz die Karmeliten von der Observanz aufgehetzet habe; so gab ich mir auch keine Mühe mehr, ihn meinerseits zu verfolgen. Da mußte er dasjenige genug büssen, was er vorher ganz allein drei kompleten Regimentern unserer Hölle zur größten Schande derselben gethan hat. Ich bin froh, daß ich unter diesen Regimentern nicht Dienst that.

Es wäre auch gewiß unterblieben, wenn ich dabei geweſen wäre.

Inias. Was phantaſirſt du von drei kompleten Regimentern unſerer Hölle?

Uriel. Ich phantaſire nicht; drei komplete hölliſche Regimenter waren es, die er allein in die Flucht geſchlagen hat.

Inias. Weißt du, aus wie vielen ein Regiment auf dem Kriegsfuß beſteht?

Uriel. Der Pater Raßler in ſeinem dritten Theile des Ribadeneira weis ganz gut, daß wir gegen alle Menſchen immer auf dem Kriegsfuſſe ſind; ſonſt hätte er unſerer Regimenter keine Erwähnung gethan. Er ſchreibt ſogar von einem Suckurs, den dieſe drei Regimenter aus unſerer Hölle bekommen, der aber auch geſchlagen worden iſt. Es müſſen hiemit wenigſtens bei 15000 Teufeln in die Flucht gejaget worden ſeyn.

Inias. Ich verſtehe noch kein Wort von allem dem, was du daher redeſt.

Uriel. Eine Kloſterfrau einer berühmten Verſammlung (beider Namen werden in der Legende verſchonet) hat ſchon im zwanzigſten Jahre ihres Alters verſchiedene auch ganz fremde Sprachen geredet; alle Wiſſenſchaften, auch die tiefeſte, nemlich die Theologie (obwohl dieſe von einigen nicht mehr für die tiefſte gehalten wird) innen gehabt, dergeſtalt, daß ſie die verſchraufteſten Fragen aus dem Grunde, und auf das klärſte entſcheiden, auch mit einer unausſprechlichen Wohlredenheit vortragen konnte. Nichts war in göttlichrr Schrift ſo tiefſinnig, und dem Schein nach widerſprechend, daß ſie es nicht zu vergleichen wüßte. Sie verſtund ſich auf alle Künſte, was freylich viel ſagen will.

Tabuel. Wie kömmt denn nun dieſe auſſerordentliche Kloſterfrau unter die drey hölliſchen Regimenter hinein, von welchen die Rede war.

Uriel. Langſam! Ihr werdet hören; daß eben dieſe Kloſterfrau zum Hauptquatier gehöre. Gelehrte und gottſeelige Männer haben ſie für

eine durch Gott höchst begnadete Person gehalten. Allein ihr übriges Leben stimmte mit dem Leben einer Heiligen nicht überein. Deßwegen wollten es die Vorsteher des Ordens bei dem Ausspruch der Gelehrten nicht beruhen lassen, und trugen dem seligen Johannes die Untersuchungskommission auf.

Inias. Wenn man sich keiner schlechten Handlung bewußt ist, und dabei einen rechtschaffenen Untersuchungskommissarius erhält; so kann einem eine solche Untersuchung keinen Kummer machen.

Uriel. Glaube nur das nicht. Du bist noch niemal in eine Untersuchungskommission verfallen. Wenn man sich seiner noch so gut bewußt ist; so greift eine Untersuchung immer das Innerste an, und beim ehrlichen Mann vielmehr, als beim Bösewicht.

Inias. Also hat auch sie sich darüber gekränket?

Uriel. Die hatte wohl auch Ursache, sich

darü-

darüber zu kränken. Bei aller ihrer Sprachkenntniß und Wohlredenheit stand sie ganz redlos vor dem seligen Johannes vom Kreuz; sie zitterte vor ihm, wie ein überwiesener Uibelthäter vor dem Richter.

Inias. Warum dieß?

Uriel. Habe nur Geduld; du wirst alles hören. Der selige Mann hat gleich zu Genügen erkannt, daß alles, was man an ihr bewunderte, von uns Teufeln herkomme.

Tabul. Was? Wir Teufeln hätten diese Klosterfrau alle freye Künste, und sogar die Theologie sollen gelehret haben? Da hätten wir uns vielmehr unter den Theologen selbst lustig gemacht, und dieselben sowohl gegen einander, als gegen andere, die sich das Spinnengeweb der Schulen nicht über Augen und Maul herabwehen lassen wollen, viel zweckmäßiger aufgehetzet.

Uriel. Johannes vom Kreuz gieng nun einmal zu seinem Obern, erstattete ihm ganz gehor-

horſam die Unterſuchungsrelazion, und entwarf den Beſcheid, daß mit den allermächtigſten Beſchwörungen vorgegangen werden müſſe; weil wir hölliſche Geiſter allzugroſſe Macht über ſie haben, und um ein ſchlechtes nichts geben werden; wozu ihm auch nicht nur der reverendus pater Provincialis, ſondern auch der admodum reverendus pater Generalis alle Gewalt gab.

Jnias. Das dachte ich mir gleich, daß bei dieſer Geſchichte, in welche ich zwar noch nicht weis, wie die drey Regimenter kommen werden, auch ein General nicht ausbleiben werde.

Uriel. Wir kommen eben jetzt ſchon zu den drey Regimentern. Sobald als ſich Johannes vom Kreuz mit erſtaunlichen Kaſteiungen zum Angriffe gerichtet hat; ſo haben auch die Teufeln, die die Kloſterfrau beſeſſen, drey ganze Regimenter (ſiehſt alſo, daß ſie komplet waren) ja drei ganze Regimenter der verdammten Geiſter aus der Hölle zu ihrem Beiſtand erhalten.

Inias. Was doch die Legendenschreiber für Unsinn erdacht, und dem Volke vor die Augen hingeschrieben haben! denn alles das hast du aus der Legende des Paters Naßlers, den du schon zum Zeugen angeführet hast.

Uriel. Laßt ihr den Pater Naßler nur gut seyn; ich habe an ihm nichts auszustellen. Höret lieber weiter, was geschehen. Johannes vom Kreuz hat gleich bei der ersten Beschwörung erfahren, daß diese Klosterfrau alle Wissenschaften und Künste in größter Vollkommenheit vom Teufel erlanget, weil sie ihn schon in ihren ganz jungen Jahren hierum angegangen, und sich ihm dafür mit eigener blutiger Handschrift ergeben hat; worauf sie vom Luzifer selbst mit drey Regimentern Teufeln besessen worden.

Inias. Nun, so waren ja gar sechs Regimenter in ihr, wenn sich der Pater Naßler nicht überzählet hat; denn die erste Besitznehmung geschah mit drey Regimentern; und wie sich Johannes vom Kreuz zum Kampf gerüstet, kamen auch (wie du vorhin erzähltest)

drey

drey ganze Regimenter der verdammten Geister zu ihrem Beistand. Es waren also sechs Regimenter.

Uriel. Aus der Einquartirung läßt sich auch wirklich ehe auf sechs Regimenter, als auf drey schliessen; denn sie wurde so besessen, daß in ein jedes Glied des Leibes ein Teufel kam.

Jnias. Fürwahr eine starke Einquartirung, und gut ausgetheilt. Johannes vom Kreuz wird zu thun gehabt haben, über eine solche Besatzung Meister zu werden.

Uriel. Johannes foderte sogleich den Luzifer selbst heraus. Luzifer stellte sich zwar ganz herzhaft seinem Feinde unter die Augen; denn die Augen der Klosterfrau wurden feurig, und zwar von einem ganz anderen Feuer, als das gemeine dieser Erde zu seyn pflegt; alle Gliedmassen knirrten aufeinander, der ganze Leib war in drohender Bewegung mit donnernder und entsetzlicher Stimme, worüber alle übrige Klosterfrauen davon liefen. Der Gespann

ſpann des Johannes der Pater Germanus wollte ſchon auch davon laufen, welches aber der ſelige Johannes ganz löblich nicht angehen ließ.

Inias. Die gute Kloſterfrau muß im höchſten Grade der Gicht und den hiſteriſchen Zuſtänden ſchon von Jugend auf unterworfen geweſen ſeyn.

Uriel. Du wirſt es wohl nicht beſſer wiſſen, als die Legendenſchreiber. Alles kam von Teufeln her, wie du es gleich weiter hören wirſt, leider zur Schande der ganzen Hölle.

Inias. Wie ſo?

Uriel. Der Anfangs ſo herzhafte Luzifer, der den ſeeligen Johannes nur per Pfäfflein, Mönchlein tracktirte, mußte bald erſtaunen. Was noch mehr war; ſo mußte er das Kreuz, welches er von ſich geſchmiſſen, wieder aufheben, und ſogar küſſen, welches er freylich mit grauſamem Murren that. In währender Zeit, als der ſelige Johannes, nämlich durch einen gan-

ganzen Tag von Beschwörungen aussetzte, brauchte zwar Luzifer eine Kriegslist. Er nahm die Gestalt des Johannes selbsten an, ließ die Klosterfrau, durch einen anderen Teufel in Gestalt der Pfortnerinn in den Beichtstuhl holen, und auch in der Zelle der besessenen Nonne mußte in ihrer Gestalt ein Teufel sitzen, damit die Oberinn keine Ursache bekam, der besessenen Nonne weiter nachzuspüren. Alles war recht gescheid ausgedacht. Allein Johannes bekam sogleich hierüber eine göttliche Offenbarung, eilte dem Kloster zu; setzte zwar Anfangs alle in Verlegenheit, weil zwey Paters Johannes zusammkamen; endeckte aber sodann gleich die teuflische List, und brachte der Nonne auch bald die verzweiflungsvollen Gedanken wieder aus dem Kopf; in die sie Luzifer mit aller Gewalt versenken wollte.

Inias. Schon die ganze Erzählung beweiset klar, daß die Erscheinung des Teufels als Beichtvater nur in dem Gehirne der verwirrten Nonne entstanden, die bei ihrer heftigen Zerrüttung nirgens Rast und Ruhe wird gefunden, und alle Augenblicke in ihrer Einbildung

dung mit dem Teufel wird zu thun gehabt haben.

Uriel. Es haben ja aber die Teufel aus ihr herausgeredet; sie haben dem Johannes alle ihre Namen, Aemter, und Verrichtungen, die sie in der Hölle haben, eingestanden; und alle haben sich mit so verschiedenem Geschrei, und auf das hartnäckigste gewähret, so oft Johannes gegen sie einen Sturm gewagt hat.

Jnias. Gerade so, wie es so viele Besessene machten, aus denen entweder der Teufel mit Ochsensennen ausgetrieben worden, oder die wegen ihrer verschiedenen Krankheitsumstände in medizinische Kuren genommen werden mußten. Bosheit, oder Krankheit, oder Narrheit war richtig das Teufelsgezeug, wodurch so manche Besessene hervorgebracht wurden.

Tabuel. Geh! Mache ein End mit deiner Geschichte; du hast sie ohnedem nur auf die Bahn gebracht, um dich mit einer solchen Erdichtung pralen zu können, gleich als ob du

dich

dich beſſer, dann Luzifer mit ſeinen ſechs Regimentern gegen den Johannes gewähret hätteſt.

Uriel. Ganz ſicher hätte ich mich beſſer gewehret. Niemal wäre ich gewichen, und noch weniger hätte ich die Handſchrift der Nonne, mit welcher ſie ſich uns verſchrieben hat, herausgegeben. Aber pfui der Schande! Luzifer mit ſechs Regimentern hält den ſiebenten Sturm nicht mehr aus, läßt die Handſchrift zurück, und alle laufen ſodann über Hals und Kopf unter groſſem türkiſchem Geſchrey davon, nicht anders, als wenn die Huſaren hinter ihnen wären. Nein! Das ließ ich mir nicht nachreden.

Tabuel. Sorge dich nicht; kein Geſcheider wird dir dieſes nachreden; er wird es aber auch keinem anderen Teufel nachreden, weil jeder Geſcheide wohl weis, daß dergleichen Einſchiebſel in die Lebensbeſchreibungen der Heiligen nichts anders, als von Legendenſchreibern zuſammgeſchmierte fabelhafte Hiſtörchen ſeyn.

Inias.

Inias. Es heißt immer; der Teufel ist ein Lügner. Nun möchte ich wissen, ob ein Teufel ärger lügen könnte, als die Legendenschreiber gelogen haben. Uns haben sie zwar gewiß dabei mit grosser und allzuvieler Ehre überhäuft, da sie einige glauben gemacht, daß von uns die größten und heiligsten Männer wacker herumgeprügelt worden, und daß sie auch auf Anschaffung des besten himmlischen Vaters durch uns ehe haben herumgeprügelt werden müssen, bevor sie denjenigen Lohn erhalten haben, welcher doch nicht für wackere Aushaltung teuflischer Schläge, sondern für die Erfüllung derer dem Menschen gegen Gott, sich selbsten, und seinen Nebenmenschen auferlegten Pflichten gegeben wird.

Tabuel. Auf der einen Seite haben uns richtig die Legendenschreiber grosse Ehre angethan. Aber auf der anderen Seite haben sie uns wieder so vorgestellt, daß die meisten Leser über uns lachen und spotten müssen. Sie machten es aber auch so mit den Heiligen. Nachdem sie dieselben bei denen Schlägen, so wir ihnen angebracht haben sollen, und bei so verschie-

schiedenen ihnen angedichteten theils lächerlichen, theils unsinnigen Auftritten vor allen Bescheidenen ganz erstaunlich herabgesetzet haben; so erheben sie eben dieselben wieder auf der anderen Seite mit den übertriebensten Lobsprüchen.

Inias. Sie hatten also gewiß wenige ächte Begriffe von ihrer Religion sowohl in Rücksicht auf die Heiligen, als auf uns Teufel, weil nicht nur eine unwahrhafte und unauferbauliche Darstellung der Heiligen gegen die Religion ist, sondern weil auch sogar dieses wider die Religion streitet, wenn wir Teufel auf eine unwahrhafte, und nur zur Spötterei Anlaß gebende Art vorgestellet werden. Wir sind einmal Diener des Herrn, die seinen Befehl vollziehen müssen. Die schlechtesten geringsten Diener eines weltlichen Fürsten und Richters dürfen nicht spöttisch durchgezogen, oder in lächerlichen Figuren dargestellet werden, ohne die von jenem Fürsten und Richter eingeführte Ordnung zu beleidigen. Wer kann also uns durch Fabeln und lächerliche Abbildungen dem Gespötte Preis geben, ohne die ausüben-

de Macht Gottes selbsten anzugreifen, und hievon unrichtige Begriffe auszustreuen?

Tabuel. Ereifere dich nicht so! Deßwegen wird unsere ewig unglückseeligste Lage, von welcher sie keinen Begriff haben, und doch davon ausführlich, wie Pater Kochem schreiben wollen, nicht vermehrt, und nicht vermindert; deßwegen wachsen uns weder Hörner, weder Bärte. Wir gewinnen vielmehr dabei, wenn die Leute theils über lächerliche Erzählungen, über schreckbare und unsinnige Erdichtungen zu einem Religionswidrigen Gespött und zu hinlässiger Rücksicht auf uns, theils auch zu einer knechtlichen Furcht gegen Gott selbsten gebracht werden. Da thun sie vielmehr uns Teufeln mit abergläubischen Handlungen recht schön, statt dessen, daß sie sich in der Liebe Gottes, in der Sorge, ihrem lieben Allvater nicht zu mißfahlen, in der Fertigkeit, alle Handlungen nach seinen Gebothen, und ihren Berufspflichten auszuüben, festsetzeten; und auf diese Art sich bemüheten, gegen uns, und gegen die ewig unseeligen Folgen einer gefliß-

flissentlich beibehaltenen Verstockung des Kopfes und des Herzens sich sicher zu stellen.

Raguel. Mir ist es eben nicht recht, daß jetzt manche satyrische Schrift den Leuten in Ansehung uns Teufeln richtigere Begriffe beibringet. Sie waren es schon gewohnt, sich ihre Augen obgleich auf das schmerzhafteste zudrucken zu lassen. Und nun reißen einige Satyriker ihnen nur spielend die Augenbinde vom Kopfe, und die Leute fangen an im Spasse einzusehen, daß man sie vorher im ganzen Ernste zum Besten hatte. Es ist wahr, in dergleichen satyrischen Schriften bekommen wir auch oft eine lächerliche Rolle, aber eben nur deswegen, damit durch das Lächerliche die Leute in ihren unächten Begriffen, die sie von uns haben, beschämet werden sollen.

Jnias. Gerade ist es jetzt umgekehrt. Die Legendenschreiber und Aszeten gingen ganz düster, und mit einem bis zum Fanatismus überspannten Ernste zu Werk, um die Leute zu Narren und Possenreißern zu machen; die Satyriker hingegen kommen ganz munter und lau-

kündigt daher, um die Leute ernsthafter zu machen, und ihnen über die ernsthaftesten Gegenstände die gründlichsten Begriffe mit Darstellung des Lächerlichen, so die entgegen gesetzte Seite hat, beizubringen.

Raguel. Unserem Reiche der Finsterniß ist gewiß so grosser Schade durch die Satyriker zugefüget, als vorher Nutze und Vortheil demselben durch die Legendenschreiber und Aebten zukam.

Uriel. Und ihr wollt mir doch meine Erzählungen nicht gelten lassen, ob sie gleich aus den Legenden genommen sind?

Raguel. Ein anderes ist das, was den Leuten vorgesagt wird, um sie durch Dummheiten von heilsamer Aufklärung hindanzuhalten; und ein anderes ist das, wenn ein Teufel sich gegen andere in dergleichen Stücken pralen will.

Uriel. Seht, daß ihr in der Einsicht und in den Kunstgriffen noch weit unter mir seyd!

Wer seine Rolle gut spielen will, der muß sie vorher öfters bei sich selbst, und öfters vor anderen probiren, ehe er damit wirklich auftritt. Was ihr mir immer zur Praleréi zugerechnet habt, das ist alles nur eine Probe, wie ich es auf der Welt den Leuten vorbilden werde, damit die albernen Histörchen der Legendenschreiber doch noch bei einigen in Kredit bleiben. Dessen sollet ihr ja ohnedem überzeuget seyn, daß selbst kein Teufel alles das glauben kann, was die Legendenschreiber in den Leben der Heiligen von unseren Erscheinungen aufführen.

Raguel. Aber eben unter die Stücke, die selbst die Teufel nicht glauben können, gehöret die Nothwendigkeit, dich in denen auf der Welt zu spielenden Rollen hier unter uns zu probiren.

Uriel. Ihr müßt mir schon etwas zu Gutem halten, weil ich sogar voll von denen Geschichten bin, die die Legendenschreiber von uns anführen. Beinahe käme man zuletzt in eine überspannte Phantasie, und glaubte wirklich, daß

alles richtig so geschehen sey. Ihr wisset ja, daß einige, die sich an das Lügen gewöhnen, endlich so lügen, daß sie es selbst glauben; um so leichter kann man in eine solche Einbildung verfallen, wenn man mit gedruckten Lügen überhäuft wird.

Raguel. Bei dem Uriel solle aber schon vermög seines Namens ein solches Licht seyn, welches durch Albernheiten der Legendenschreiber nicht im mindesten verfinstert werden kann.

Uriel. Nicht wahr, mein Name ist ein herrlicher Name, der mir schon dazu half, daß mich sehr viele für einen guten Engel, ja sogar für einen Erzengel hielten. Die Kirchenväter zu Rom im Jahre 745 hätten mir bald den Spaß verdorben.

Judas. Wie das?

Uriel. Nun, wißt ihr nicht einmal das, wobei ihr selbst mit begriffen seyd? Hat nicht ein gewisser Adalbert nebst dem Erzengel Michael auch zu mir, und zu euch, wie ihr da

ſeyd, nämlich dem Raguel, Tabuel, Tubuas, Labaor, Semiel, und dem Jnias ein ſchönes Gebeth gehalten? Adalbert wollte behaupten, dieſe Namen ſeyn lauter Namen von guten Engeln; aber die, vom Papſt Zacharias zuſammenberuffenen Väter erklärten, daß dieſes Gebeth verbrennet werden ſolle, und daß auſſer dem Namen Michael alle übrige Namen nur Teufelsnamen ſeyn. *

Jnias. Wie haben denn die Väter unſere Namen wiſſen können? Aus dem, daß man ſich auſſer den Michaels-, Gabriels, und Raphaels keine Namen der Engel ſelbſt erdichten ſolle, folget ja noch nicht, daß die, von einigen den Engeln angedichteten Namen wirklich

* Tom. VI. concil. Labb. p. 1561. Non enim nomina Angelorum præter nomen Michaelis, ſed nomina dæmonum ſunt. Nos autem, ut a veſtro ſancto apoſtolatu edocemur, & divina tradit auctoritas, non plus, quam trium angelorum nomina cognoſcimus, id eſt: Michael, Gabriel, Raphael: alioqui ſub myſterio ſub obtentu angelorum, dæmonum nomina introduxerunt.

lich Namen der Teufel sind? Uriel, welches soviel heißt, als Gott ist mein Licht wäre wirklich auf einen Engel anpassender, als auf einen Teufel.

Uriel. Ungeachtet des Ausspruches dieser Väter ist auch wirklich der Name Uriel von mehreren einem guten Engel noch beigeleget, und vor Zeiten sogar in die Litaneyen gesetzet worden. * *

Raguel. In der Hauptsache blieb aber doch dein Name verdächtig, weil er in die neuen Litaneyen nicht eingesetzet worden.

Uriel. Der ärgste Feind meines Namens war der Johann Baptist Thiers, ein Bakalaureus der Sorbone, und Schriftsteller des siebenzehnten

* Z. B. im koptischen Euchologium, in der Ausgabe des äthiopischen neuen Testaments, wo ein Bild mit der Uiberschrift ist: Der heilige Uriel, der bei Adam und Eva war, da sie aus dem Paradieß giengen.

** Mabillon T. Analect. II. pag. 625.

ten Jahrhunderts. * Der behauptete auf das heftigste, daß Uriel der Name eines bösen Engels sey, und setzte bei; daß er niemals die Litaneyen, darinn der Name Uriel befindlich ist, herlesen könne, ohne beinahe geärgert zu werden, weil die Konzilien und Kirchenväter nur von drey bekannten Namen guter Engel, nämlich Michael, Gabriel, und Raphael etwas wissen wollen.

Raguel. Die Erdichtungen der Namen sowohl bei den Engeln als bei uns Teufeln gaben auch sodann zu Erdichtungen Anlaß, die von Legendenschreibern, von Aszeten, und von Poeten (denen es doch noch zu verzeihen ist) aus den Namen hergeholet worden.

Uriel. Aus meinem Namen haben wirklich einige die falsche Sage auf die Bahne gebracht, daß ich der erste Kalendermacher gewesen. Man habe nämlich, sagten sie, bis

auf

* In dedicat. dissert. de retinenda voce Paracletus. Londoni. 1669.

[illegible] hundert und sechzigste Jahr Henoschs von Jahren und Wochen nichts gewußt, sondern der Erzengel Uriel habe erst den Henoch die Wiederkehr der Jahreszeiten und Gestirne [illegible] gelehret. *

Raguel. Die Namen, welche unsere unglückselige Lage, und unsere Eigenschaften andeuten, haben doch noch einen Grund, und zwar auch einige in der Bibel selbsten, ob sie uns gleich nicht viel Ehre machen!

Uriel. Die meisten dieser Namen sind aber nicht eigene Namen einzelner Teufel, sondern sie sind Benennungen, die den Teufeln überhaupt gegeben worden; weil nämlich Diabolus einen Verläumder, Belial einen Unverschämten, Satan einen Widersacher, Sedim einen Verwüster, Setirim einen zottigten Bock, und so weiters andeuten. Übrigens wird Dämon, welches einen Verständigen bedeutet, bald für einen guten, bald für einen bösen Geist genom-

* Salmas liber de annis climactericis.

nommen. Selbst Christus hat nur die damaligen Benennungen, die dem Teufel beigelegt worden, in seinen Lehren nach der Volkssprache gebraucht, ohne einen Glaubensartickel hinterlassen zu wollen, daß die Teufel wirklich solche Namen in dem höllischen Reiche haben.*

Tabuel. Gar oft werden in der Bibel die nämlichen Benennungen den Lastern, und auch den Menschen wegen ihrer geäusserten übeln Eigenschaften gegeben. Sogar physische Uibel, Krankheiten, Gefahren, und Unglücke werden daselbst unter solchen Benennungen verstanden, durch die aber manche aszetische Bücherschreiber und theologische Buchstäbler in ihrer Unwissenheit durchaus uns Teufel verstanden haben wollten. Man weis ja, daß in mehreren Sprachen unter den Ausdrücken: Teufel, Teufelsgezeug, Teufelswerk, Teufelsgepack, Teufelsgesind, des Teufels seine Arbeit, böser Feind,

* Man schämet sich nicht, in unserer Kirche offenherzig zu bekennen, daß uns der Namen des obersten Teufels so wenig, als die Namen der übrigen bekannt sind. Nehmet beim Worte Dämon.

Feind, böser Geist nicht immer die höllischen Geister angezeiget werden.

Jonas. Nun wenn die Legendenschreiber in einem alten Dokumente werden geleſen haben, daß dieſem oder jenem Heiligen viel übles von böſen Feinden, von Abgeſandten des Teufels, und von ſolchen Leuten zugefüget worden, die ſich ganz einem böſen, einem viehiſchen Leben, dem Dienſte des Teufels gewidmet, und als wilde Thiere über fromme Chriſten hergefallen ſind; ſo haben dieſe aszetiſchen Geſchichtſchreiber und Legendenverfaſſer in den Zeiten der Unwiſſenheit unter ſolchen Ausdrücken ſogleich wirkliche hölliſche Geiſter, die in verſchiedenen Geſtalten auch der Thiere erſchienen ſind, oder Leute, die vom Teufel beſeſſen ſind, oder ſich dem Teufel verſchrieben haben, theils ſelbſt verſtanden, theils dem Volke dieſen Verſtand beigebracht, um ihre Legenden damal recht eindrucksvoll und bilderreich zu machen.

Raguel. Sie werden es wohl mit den Engeln auch ſo gemacht haben, wenn ihnen in alten Urſchriften die Ausdrücke, guter Geiſt,

Schutz-

Schutzgeist, Erretter, Begleiter, glückbringender Bothschafter, und dergleichen vorkommen. Hierunter werden sie also immer einen, vom Himmel herabgeflogenen Geist verstanden haben.

Uriel. Wirklich geschah dieses von mehreren Schriftstellern. Nun ehe als die Verehrung anderer Heiligen in Mißbräuche ausartete, wurde schon die Verehrung gegen die Engel von einigen Christen dergestalt übertrieben, daß der Kirchenrath zu Laodizea * wider sie als solche loszog, die sich dadurch der Abgötterei schuldig machten. Sie hatten doch schon die Warnung vom Apostel Paulus bekommen: **Lasset euch von Niemanden verführen, der euch überreden will durch Demuth und Verehrung der Engeln, und der da wandelt in den Dingen, die er nicht ge-**

* Quod non oporteat Christianos ecclesiam Dei relinquere, & ire, atque angelos nominare, & congregationes facere, quæ interdictæ noscuntur. Si quis igitur inventus fuerit, huic occultæ idololatriæ Serviens, sit anathema. can. 35.

geſehen hat, und iſt ohne Urſache in ſeinem fleiſchlichen Sinne aufgeblaſen.* Und doch ehrten ſie die Engel als Mittler bey Gott (wie Eſtius bemerket) und zwar aus der Urſache, weil ſie nach Erinnerung des Joſuas glaubten, daß wir elende Geſchöpfe nicht ſogleich uns ſelbſt wagen können, Chriſtum unmittelbar anzuruffen.**

Inias. Von den Legendenſchreibern kann man vorzüglich ſagen, daß ſie in denen Dingen wandelten, die ſie nicht geſehen haben, und daß ſie ſich bey ihren Schriften über Geiſter im fleiſchlichen Sinne aufgeblaſen haben.

Uriel. Sind doch ſogar von einigen Kirchenvätern, die im erſten Buch Moſes im ſechſten Kapitel den zweyten Vers von denen Kindern Gottes, welche die Töchter der Menſchen zu Weibern nahmen, und von denen hieraus Rieſen gebohren wurden, nicht recht nahmen,

den

* Ad Coloſſ. cap. 2. v. 18.

** Van Espen in ſchol. ad can. 35. Synod. Laod.

den Engeln und Teufeln gewisse feine Körper und solche Leidenschaften zugeeignet worden, die nur irrdischen Wesen zukommen. Derer Mährchen von Engeln und Teufeln, so durch die Rabinen und andere abergläubische Geschichtschreiber, ja auch durch die platonische Philosophie, die solche Väter ehevor studirten, unter die Christen kamen, will ich gar nicht erwehnen. *

Inias. Soviel weis ich mich zu erinnern, daß sie uns Schuld geben, von uns, und zwar vom Teufel Azalzel wäre die Weiberschminke erfunden worden; und eben der Azalzel habe den Weibern ganze Kollegien gehalten, wie sie sich schminken, und aufputzen müssen. **

Raguel. Es ist ausgemacht; die unter das Volk gebrachten unächten Begriffe von Engeln und von uns Teufeln haben grosse Zerrüttung im

* Calmet. l. c.

** Calmet. l. c.

ten ächten und einfachen Gottesdienste hervorgebracht. Dieſe unächten Begriffe, und das, was noch von den Halbgöttern und Helden der Heiden, und den jüdiſchen Fabeln in einigen Köpfen blieb, und nur mit Abänderung der verehrungswidrigen Gegenſtände angewendet wurde, legte den Grund zu den weiteren unächten Begriffen, den das Volk von den Heiligen und ihrer Verehrung bekam; und endlich wurden dieſe nämlichen unächten Begriffe durch die Legendenſchreiber bei dem Volk dergeſtalt befeſtiget, daß beinahe kein Heiliger iſt, mit deſſen Leben nicht Engeln und Teufeln nach der Art im Zuſammenhange ſtehen, wie man

* Selbſt Gregorius Thaumaturgus meynte, man habe es in der Zerſtörung des Heidenthums ſehr weit gebracht, wenn man den Gegenſtand der heidniſchen Religion ändere, und dieſe Leute zur Anbethung des wahren Gottes bringe, indem man ihnen einen Theil desjenigen zur Ehre der Martyrer thun laſſe, was ſie ſonſt für ihre falſchen Gottheiten gethan haben. Gregorius von Nyſſa in vita Gregorii Thaumaturgi. Baillet Abhandlung von den Geſchichten der Heiligen §. 109.

man in den finſteren Zeiten die Engel und Teufel unter den Menſchen herumarbeiten ließ.

Uriel. Nun, laſſet das Volk nur bei dieſen Begriffen; ſie ſind immer zu unſerem Vortheil. Es iſt auch gut, daß unſerem Geſpräche jetzt Niemand zuhört. Ihr ſollet euch daher nicht über meine Pralereien aufhalten, ſondern ſelbſt mitpralen, damit die Märchen der Legendenſchreiber im Kredit bleiben.

Tabuel. Schweige! Es hilft nicht mehr. Es ſind ſchon zu viele, welchen es gleich gilt, ob Uriel ein guter oder ein böſer Geiſt iſt; und welche behaupten, daß auch unter Menſchen Uriels, und zwar diejenigen die beſten Uriels ſeyen, denen Gott ihr Licht iſt. Dieſes Licht verbreitet ſich ſchon immer mehr, dergeſtalt, daß davon die Legenden, und alle aszetiſche Fabelbücher wie Nebeln von der Sonne zu Boden gedrücket werden.

II.

Der Herr Dechant auf der pfarrlichen Visitazion.

Dechant. Ich kann ihnen nun, mein bester Pfarrer! zu der Untersuchung, die ich auf ihrer Pfarre vornehmen müßte, eben so sehr Glück wünschen, als ich sie bei meiner Ankunft innerst bedauerte.

Pfarrer. Mein gutes Bewußtseyn, und nicht der Trost dann einen rechtschafenen, verständigen, und unpartheiischen Untersuchungskommissarius an meinem Hochwürdigen Herrn Dechant vor mir zu sehen, ließ nicht den mindesten Kummer in meinem Gemüthe einen Platz.

Dech. O Gott! was giebt es für Leute auf der Welt, und wie viele suchen noch die gute Sache, und sobald jemand sich als einen Beförderer derselben zeiget, auch diesen durch öffentliche und heimliche Ränke zu unterdrücken.

Pfar.

Pfar. Leider Gott!

Dech. Daß sind die wahren Belials oder Unverschämten, die wahren Satanen oder Widersacher, die Ankläger, die wahren teuflischen Verläumder, die wahren zottigten und nur dem Bachus geheiligten Böcke, welche an der Spitze einer dummen Heerde mit ihren Hörnern groß thun, und gegen jeden zu stoßen drohen, der sie an das gehörige Standort bringen will. Könnten doch wir vor Zeiten den Tragödienschreibern Böcke zum Geschenk gegeben haben, so könnten auch wir diese Böcke als Geschenke hinwegbringen, daß sie selbst aus Mangel Stoff zu laut- und lungenverderbenden Tragödien gehen

Pfar. Den Tragödienschreibern würde bei solchen Geschenken Angst und bange werden.

Dech. Nun ich werde mir nicht bange werden lassen. Ich werde dem Konsistorium nachdrücklich die harte Lage vorstellen, in der sich ein eifriger Seelsorger befindet, wenn er von anderen umgeben ist, die gerade das Gegentheil von den ächten Grundsätzen durch ihre

Leh-

Lehren und Beispiele bei dem Volk zu erhalten suchen. Da muß freylich der rechtschaffenste Seelsorger verhaßt gemacht, übel verruffen, und zuletzt gar angeklagt werden, wenn rund um ihn herum anders geprediget wird. Der Unverständige wird immer sagen: **Wenn das oder jenes recht wäre, warum wird denn nicht auch von dem benachbarten Seelsorger so geprediget? warum soll eben in unserer Pfarr dieses oder jenes als Mißbrauch abgeschafft seyn, was in benachbarten Oertern nicht nur nicht mißbilliget, sondern noch belobet wird?** — Bei solchen Umständen kann die Arbeit des rechtschaffensten Pfarrers keine Frucht bringen, und ihr Ziel nie erreichen. Es ist kein Wunder, wenn manche eifervolle Seelsorger von menschlicher Schwachheit sodann überfallen werden, daß auch sie in ihrer Bemühung nachlassen. Nein! Dafür bin ich Dechant, daß ich auf stattliche Männer mein Augenmerk richte, um sie zu unterstützen, und ich werde es thun.

Pfar. Ihre verehrungswürdige Gesinnung, hochwürdiger Herr Dechant kömmt gewiß der

Reinigkeit unſeres Gottesdienſtes, und jedem, der im Weingarten des Herrn getreu arbeiten will, recht gut zu ſtatten. Wirklich hat in unſerem Dekanate die Reformazion recht groſſe Schritte gemacht.

Doch. Da und dort fehlet es noch. Einen üblen Nachbar hab ich ihnen zwar ſchon vom Halſe geſchafft. Ich ärgere mich noch, ſo oft ich mich dieſes Mannes erinnere. Unmöglich war es ihm, von den mönchhaften Albernheiten abzugehen. Seine Pfarrkinder wären nur ſtäts mehr in den verderblichen abergläubiſchen Andächteleien, und in aller Gattung Mißbräuche befeſtiget, ſtatt davon abgebracht worden, und um ſo mehr, als ſie ihn für einen der vortreflichſten Prediger hielten. Die guten Leute meynen; nur der iſt ein vortreflicher Redner, der aus vollem Halſe ſchreit, mit Händen auf der Kanzel herumſchlägt, durch eine ganze Stunde fortdonnert, und wenn er von der Kanzel herabſteiget, eben ſo roth und erhitzt ausſieht, gleich als ob er von einem Stiergefechte hergekommen wäre. Der hat ſcharf geprediget, heißt es, der hat es heut den Leuten

ten wieder recht gesagt. Und zuletzt weis doch keiner, was er gesagt hat; weil Augen, Mäuler, und Ohren zwar hingerissen, dabei aber der Verstand nicht belehret, und an das Herz nichts dauerhaftes geleget worden. Sein Nachfolger verhält sich schon besser.

Pfar. Ist auch ein Ordensmann, und zwar aus dem nämlichen Orden, aber wirklich ein stattlicher Mann. Höflich und mit Anstande leutselig; für die Armen sehr besorgt, statt daß er für sich eine Mönchsbettelei herum in Häusern triebe; ausserordentlich eifrig für den Unterricht der Jugend, und für die Schulanstalten; im Reden so wie im Predigen liebvoll und lehrreich, und kurz in allen Handlungen so bescheiden, daß die Pfarrkinder jetzt freywillig von denen Vorurtheilen abgehen, in denen sie von seinem Vorfahr unterhalten werden.

Dech. Lieber Gott! Alles kömmt auf einen Seelsorger an. Die beste Probe ist ihre eigene Pfarre; ihre Pfarrkinder überliefen mich, ja von allen Seiten, jammerten und bathen, ich

möchte doch keiner Anklage über sie einen Glauben beimässen. Von mir kam zwar nicht das mindeste unter das Volk, daß wider sie eine Anklage vorgebracht worden. Aber der, der sie anklagte, muß schon vorhinein ein Geschwätz zu verbreiten gewußt haben, in Hoffnung, er werde doch einigen Unzufriedenen Gelegenheit verschaffen können, wider sie aufzutreten. Er verfehlte aber vollends seine böse Absicht, denn alle einstimmig betheureten, daß sie in ihren Predigten keinen solchen Vortrag gegen die Heiligen gehöret haben, welcher in der Anklage vorkömmt.

Pfar. Ich schmäuchle mir, eure Hochwürden Herr Dechant werden sich schon ehe von mir überzeuget haben, daß ich einen solchen Satz, daß man die Heiligen gar nicht verehren soll, nie vorbringen würde.

Dech. Gewiß war ich meinerseits schon ehe überzeugt; und um so mehr freut es mich, daß ich auch das Konsistorium mit dem Untersuchungsprotokoll, und mit ihren geschriebenen Predigten hievon überzeugen kann.

Pfar.

Pfar. Auch zur Einsicht des hohwürdigen Konsistoriums habe ich die schuldigste Zuversicht, daß dasselbe in meinen Predigten zwar nichts hohgelehrtes, aber doch alles rein katholisch finden werde.

Dech. Von dem ist gar keine Rede. Allen Beifall werden vielmehr ihre Predigten finden. Sie sind im Volkstone, und faßlich verfaßt, ohne daß sie dabei in grobe, ungeschlachtete, und pöbelhafte Redensart verfallen; so wie einige glauben, sie müssen mit rohen Worten und Ausdrücken, und mit eben solchen Gebärden auch auf der Kirchenkanzel auftretten, wenn sie Bauern predigen, gleich als ob nicht viele Bauern so manierlich, wie andere Leute reden, oder dergestalt zu reden eben durch die Volkslehrer gewöhnet werden könnten. Hauptsächlich gefällt mir dieses, daß sie den vorzüglichsten Bedacht genommen haben, immer eine gründliche Belehrung vorauszuschicken, und dieselbe sodann mit keiner lärmenden, sondern mit einer liebvollen Art an das Herz zu legen, und daß ihre Predigten sowohl über Glaubens- als Sittenlehren dem Volke immer das Anwendbare

bare zeigen, wodurch man nämlich in unserer heiligen Religion schon hienieden so seelig leben, und stuffenweise in glücklich machenden Vollkommenheiten bis zur ewigen Glückseligkeit und Vollkommenheit hinansteigen kann.

Pfar. Eure Hochwürden Herr Dechant sind gar zu gütig mit ihrem Urtheile.

Dech. Dieses Urtheil verdienen sie. Wollte Gott! Es würde von allen so geprediget. Ich kenne einen Prediger, der sich, weis Gott was, auf seine Predigt einbildet, wenn er darinn seinen Zuhörern theologische Subtilitäten, und sein Schulsistem über die Gnade Gottes vorträgt. Wenn er von einem Laster prediget; so ist immer dasselbe Laster, von welchem er redet, das gröste Laster. Er predigte neulich von der Unkeuschheit; und richtig war an diesem Tage dieses Laster bei ihm weit über Gottesverläugnung, Abfall von Glauben, Vatermord, Aufruhren, und alle menschenverderbliche Laster. Er bediente sich noch dazu dieses Ausdruckes: Der sonst so unempfindliche Gott wird bei dem Laster der Un-

Unkeuſchheit empfindlich. Was gedenken ſie ſich von dieſem Ausdruck? Der ſonſt ſo unempfindliche Gott wird empfindlich.

Pfar. Dieſer Ausdruck zeiget ſo wenig einen richtigen Begriff von Gott, als das übrige einen richtigen Begriff von denen Regeln zeiget, nach welchen die Laſter jemanden zugerechnet werden müſſen. Es kömmt ja bei den Laſtern auf den mehreren oder minderen Verſtand des Sünders, auf ſeine mehrere, oder wenigere Bosheit, auf die erſchwerenden, oder lindernden Umſtände, auf die Vorſetzlichkeit oder Schwachheit, auf die Vorſtellungen, durch welche man hätte abgehalten werden ſollen, und über welche alle man doch mit Vermeſſenheit hinausgegangen iſt, oder auf die Vorſtellungen, durch welche man unglücklich verleitet worden, auf die mehr oder weniger dabei beleidigten und beſchädigten Gegenſtände, auf die gröſſeren oder geringeren Folgen, und dergleichen mehrere Beobachtungen an, um das Maas der Zurechnung eines Laſters zu beſtimmen.

Dech.

Dech. Mein bester Herr Pfarrer! Es kömmt freylich darauf an; und jeder, der nur das Recht der Natur studirt hat, könnte ihn aus der Lehre von der Zurechnung freyer Handlungen eines besseren belehren. Er selbst dürfte nur eine gesunde Moraltheologie im Kopfe haben; so würde er auf keine solche Ausschweifungen verfallen. Aber hierinn fehlt es eben bei ihm, und doch wird er für einen vortrefflichen Redner gehalten. Wenn er von der göttlichen Mutter redet, da ist er unausstehlich. Da kömmt unser liebvoller Erlöser, unser gütiger Allvater gar nicht zum Vorschein. Alles können wir nur durch Mariam erhalten. Unser bester Gott wird vielmehr als ein immer zorniger, mit der eisenen Ruthe dasitzender, nur zum Züchtigen und Verdammen geneigter Richter dargestellet, zu welchem wir arme Geschöpfe uns ohne Maria nicht hinzuwagen dürfen.

Pfar. Dergleichen übertriebene, der göttlichen Mutter gewiß höchst mißfällige Reden und Predigten haben nicht wenig die kindliche Liebe zu Gott, und das Vertrauen auf unseren Erlö-

löser als den einzigen Mittler bei dem himmlischen Vater in schwachen Köpfen und Gemüthern verringert. Ein Prediger solle sich an das Wort Gottes halten; und er solle doch wissen, daß weder die göttliche Mutter selbst, weder ein Apostel, Evangelist, oder anderer Jünger Christi sich verlauten liessen: **Kommet her zu mir alle, die ihr mühseelig, und beladen seyd, ich will euch erquicken.** * — **Was ihr immer den Vater bitten werdet in meinem Namen, das wird er euch geben; bisher habet ihr um nichts gebethen in meinem Namen; bittet! und ihr werdet empfangen, auf daß eure Freude erfüllet sey.** — **Denn der Vater selbst liebet euch, weil ihr mich geliebet habt, und geglaubt, daß ich von Gott ausgegangen bin.** ** Aber unser liebster Erlöser sagte uns wohl mit diesen Worten deutlich genug, daß wir zu ihm kommen, daß wir in

sei-

---

* Matth. XI. 28.

** Matth. XVI. 23. 24. 27.

seinem Namen den Vater in allen unseren Anliegen bitten sollen, und daß wir das erhalten werden, um was wir immer den Vater in seinem Namen bitten, wenn es anders zu unserer Seeligkeit ist.

Doch. Recht schön haben sie dieses in ihrer Predigt von der Verehrung der Heiligen ausgeführet. Es ist entsetzlich, wie einige, die Prediger des Wortes Gottes genennet werden wollen, mit dem Worte Gottes umgehen. Was gerade und deutlich in der Bibel steht, das benützen sie nicht, oder wollen es nicht benützen, weil dabei ihre übertriebene Ausdrücke, ihre unregelmässige Folgerungen, ihre schwermerische Vergleichungen, ihre mit Haaren hergezogene Anwendungen, ihre fantastische Auslegungen nicht bestehen könnten. Christus hat doch seinen Jüngern nirgends diese Lehre gegeben: **Prediget den Völkern, daß Menschen als armseelige Geschöpfe mit ihrer Anruffung nicht sogleich an mich kommen sollen, sondern weil meine Mutter, und ihr, und nach euch so viele Heilige den Himmel bewohnen werden; so müs-**

müssen sie, um geschwindere und sicherere Hilfe zu ihrem Anliegen zu erhalten, durch euch und vorzüglich durch meine Mutter an mich kommen; denn ich und mein Vater sitzen immer erzörnt da, lassen, wie einige grosse Fürsten der Welt, nicht sogleich jeden vor uns, und unsere Güte wird noch immer durch die strenge Gerechtigkeit gegen die sündigen Menschen, auch wenn sie bußfertig zu uns ruffen, so lange aufgehalten, bis meine Mutter, oder ein Heiliger mir und meinem Vater die Donnerkeule aus den Händen drahet.

Pfar. Eure Hohwürden verzeihen mir meinen Gedanken, den ich da nur unter uns sage, daß bei diesen Rednern und Predigern der heilige Geist doch immer noch am leichtesten darauskömmt. Diesen lassen sie doch so ziemlich in Ruhe, und in Gestalt der Taube ohne Galle seyn.

Dech. Ja, ja! Mit der Liebe des Vaters zur Weisheit, mit dem aufklärenden

Gei-

Geiſte Gottes, mit dem, die Menſchen erleuchtenden Lichte geben ſich ihre finſtere Köpfe nicht viel zu ſchaffen. Das Lied: **Komm heiliger Geiſt**, und etwa zu Pfingſten eine unverſtändliche Predigt von den Gaben des heiligen Geiſtes iſt alles, was man in ſo vielen Kirchen vom heiligen Geiſte höret. Selbſt Gott Vater wird beinahe wie ein ſchon alter Mann, der ſich um das groſſe Hausweſen nicht viel bekümmert, in die Köpfe der Leute gebracht, und nur der göttliche Sohn muß immer und immer auf einem Regenbogengerüſte, als der fürchterlichſte Gott erſcheinen, auf den ſich ſonſt keiner getrauen ſolle, hinaufzuſehen.

Pfar. Ich habe immer die Behutſamkeit gebraucht, meinen Zuhörern niemals ſolche Begriffe beizubringen, wodurch in ihren Köpfen, wie in den Köpfen der ſpitzfindigen Schultheologen die Eigenſchaften Gottes ſo ſehr von einander getrennet werden. Ich werde mich forthin bemühen, meinem Volke unſeren Gott als den liebreicheſten vorzuſtellen, deſſen Gerechtigkeit ſelbſt nichts anders iſt, als eine unendliche durch Weisheit beſtimmte Güte. Dieſe

Gü-

Güte bleibt immer Güte, von welcher nur wir uns selbst durch üble Handlungen entfernen, so wie wir uns sogleich durch gute Handlungen derselben nähern können. Ich sagte meinen Zuhörern oft: Ist denn ein guter Mann deßwegen ein ungütiger, zorniger, und schreckbarer Mann, weil üble Leute sich nicht zu ihm nähern, seine Lehren nicht annehmen, und dasjenige von ihm zu erhalten sich nicht bemühen wollen, was er denen verspricht, die zu ihm kommen, und seine Lehren annehmen? Ist er deßwegen ein ungütiger, zorniger, oder schreckbarer Mann, weil sich von ihm einige Leute selbst entfernen, derer, von ihm dargebotenen Gnaden sich nicht theilhaftig machen, und im Elende und in Unvollkommenheiten bleiben wollen? Ist ein gutherziger Hausvater deßwegen ein fürchterlicher Mann, weil sein Haus den Bösewichtern verschlossen ist; da jeder, der gut ist, oder der nach abgelegtem bösem Leben wieder gut geworden ist, bei ihm sogleich Zutritt findet? Ist endlich selbst ein Richter ein überaus strenger Mann, wenn er den Mördern, den Dieben, den Betrügern, den Übertretern der Gesetze andeutet, daß, weil sie Mör-

der,

der, Diebe, Betrüger, und Übertreter dieſer Geſetze ſind, er nach dieſen unabänderlichen Geſetzen ſie den Strafen und Folgen ihrer böſen Thaten überlaſſen müſſe? Um wie viel weniger kann alſo Gott für einen allzuſtrengen Richter angeſehen werden; da wir Menſchen auch nach begangenen üblen Handlungen Gnade finden können, wenn wir die ſchlechten Handlungen vermeiden, und ſtatt deren uns mit guten Handlungen auszeichnen; da er uns alle ſeelig und glücklich machen will, und ſo liebreich zu ſich ruft; und da es alſo auf uns ankömmt, daß wir uns immer und immer vollkommener und glückſeeliger machen, und endlich zur ewigen Vollkommenheit gelangen; ſtatt deſſen, daß wir uns ſelbſt durch fortwehrende Unvollkommenheit in die ewig anhaltende Unvollkommenheit ſtürzen.

Dech. Das heißt recht geprediget, Herr Pfarrer! und wie ich ihnen ſchon zu ihrem Lob ſagte, ſo brachten ſie ſtatt des Begriffes von einem tyraniſch ſchreckbaren Gott vielmehr das Schreckbare des Laſters, ſo wie das Anreitzende der Tugend in die Herzen der Zuhörer.

Sie

Sie zeigten ihnen ganz schön und faßlich, wie jedes Laster den Menschen auch hienieden unglücklich, jede Tugend den Menschen auch hienieden glücklich mache; wie scheinbares Glück mancher Lasterhaften ein wahres Unglück, das scheinbare Unglück mancher Tugendhaften ein wahres Glück sey; wie der tugendhafte Mensch auch im zeitlichen Kreuz und Leiden Glück und Beruhigung finden könne, da der Lasterhafte bei allem zeitlichen Wohlergehen Unruhe, Mißtrost, und die bittersten Folgen erfährt, und sodann für die, ihm zustossenden Uibel keine wahre Linderung zu finden weis. Das eigene anschauliche Interesse greift immer am ersten ein. Die, von einem Pater Kochem abgebildeten Strafen der Hölle machen entweder gar keinen, oder nur einen vorübergehenden Eindruck, weil theils einigen die fabelhafte Vorstellung sogleich auffällt, theils zukünftige Dinge, die Niemand gesehen hat, in einer zu weiten Entfernung von denen Mitteln stehen, die sogleich gegen das Laster angewendet werden müssen. Aber die Verkettung des Lasters mit ihren üblen Folgen, deren letzte und übelste Folge (wenn nicht die Lasterkette ehe von

uns

uns durch Besserung zerrissen wird) jene unglückseelige ewige Unvollkommenheit seyn muß, wird dem gemeinsten Manne einleuchtender, weil er mit allen Sinnen auf die Folgen des Lasters hingewiesen werden mag; weil er solche Folgen bei Lastern und Lasterhaften hören, sehen, und fühlen kann; und weil er endlich hieraus selbst schließt: Ist die Lage eines Lasterhaften schon hienieden so elend, ist hier auf der Welt schon dieses das unausstehlichste, wenn man noch dazu kein Mittel, ja nicht einmal eine Hofnung vor sich hat, aus einem grossem Elende jemals zu kommen; wie muß erst die Lage desjenigen seyn, der mit seinen Unvollkommenheiten, ohne solche durch Reu und Besserung von sich geleget zu haben, in die andere Welt tritt, und dort ewig in der unglücklichsten Unvollkommenheit bleiben muß; ebenso mit dem verzweiflungsvollen Gedanken, daß er nun kein Mittel, keine Hofnung mehr habe, jemals den Genuß jener glücklichsten Vollkommenheit, welche Gott selbst ist, mehr verdienen zu können, als mit der, stäts martternden Uiberzeugung, daß auch er, wie so unzählige andere sie so leicht hätte verdienen können.

Pfar.

Pfar. Ich habe wirklich, Gott sey es gedankt! durch diese Vorstellung bei meiner Pfarrgemeinde erzielet, daß sie von der unglückseeligen Ewigkeit, die kein Lebender gesehen, folglich auch nicht begreifen kann, doch einen richtigen Schluß, welcher in der Vernunft und in der Offenbarung seinen Grund hat, in ihren Verstand eingenommen, und in ihren Herzen bewahret haben. Kochem läßt mit seiner Schilderung der Höllenpeinen auch nur bei einem mittelmäßig Verständigen immer die Fragen übrig: hat denn Kochem die Höllenpeinen schon gesehen? Wer hat es ihm oder einem anderen geoffenbaret, daß sie gerade so sind, wie er sie beschrieben hat? Und wo einmal zu viele Fragen übrig bleiben, denen weder die Vernunft, weder eine göttliche Offenbarung entgegen gesetzet werden kann; da verschwindet die Vorstellung aus dem Verstande eben so geschwind, als die Bewegung aus dem Herzen; nicht anders, als wie bei einem Schaukästen, wo ein Bild nach dem andern bei der Oeffnung, in die man hineinsieht, vorgeschoben, und eins nach dem anderen mit Bewunderung, oft auch nicht ohne Re-

gung angesehen, aber auch eins nach dem anderen dem Auge wieder entrücket, sodann der Kasten geschlossen, und von jedem, der die Bilder angesehen hat, wieder nach Haus gegangen wird, ohne daß einer dafür hielt, die Begebenheiten, wie sie ihm vorgebildet waren, glauben zu müssen, und solche nicht bald wieder vergessen zu dürfen.

Doch. Mit denen Vorstellungen, welche die Nachahmer Kochems von der ewigen Wohnung der Heiligen machen, ist es eben so beschaffen. Sie begnügen sich nicht, dem Volke den einleuchtenden Schluß beizubringen, daß der Genuß eines ewig glückseeligen Lebens, einer ewigen Wonne in der Nähe des vollkommensten Wesens etwas unaussprechliches seyn müsse; da man schon hienieden ein seeliges Leben, ein allseitiges Wohlergehen, einen Genuß wahrer Freude und Wohlthäter, die Erfüllung seiner Wünsche, ein stets freudiges Gemüth, einen hellen und heiteren Verstand, und jene dem Menschen mögliche Vollkommenheit des Geistes, des Körpers, und der übrigen Umstände für sein größtes Glück hält. Das, was noch kein

Aug geſehen, kein Ohr gehöret, und in keines Menſchen Herz geſtiegen iſt, das wiſſen ſie ſo ausführlich zu beſchreiben, als wenn ſie ſchon durch einige Zeit im Himmel zu Gaſt, und auf Rekreazion geweſen wären. Und was noch unverſchämter iſt, ſo behaupten ſie, alle ihre Schilderungen und Beſchreibungen vom Himmel ſeyn in der Bibel gegründet.

Pfar. In der Bibel finden ſolche Leute alles, was ſie darinn für ſich ſehen wollen. Ohne einiges Kenntniß der Grundſprachen, und derer, vor Zeiten üblichen Redensarten; ohne in der alten Geſchichte, und in der Wiſſenſchaft von damaligen Umſtänden, Gebräuchen, Geſetzen bewandert zu ſeyn; ohne die Regeln, die bei Auslegung der Bibel beobachtet werden müſſen, zu kennen, nehmen ſie ſogleich einen Text zu ihrer Kram, obgleich derſelbe ganz von etwas anderem zu verſtehen iſt. Beſonders gehen ſie erbärmlich mit dem alten Teſtamente um. Was dort von den Geſetzen der Synagoge angeführet wird, das muß auch nach begrabener Synagoge gar oft bei ihnen noch als ein unabänderliches Geſetz für unſere Kirche

gelten. Was bei dem israelitischen Volk nach seiner damaligen Staatsverfassung, nach seiner damaligen Gerichts- und Polizeieinrichtung geltend war, folglich kein eigentliches Religions- sondern ein bürgerliches Gesetz war, das paßt in ihrem Verstande auch nach zerstörtem jüdischem Staate noch immer auf unsere Staatsverfassung, auf unsere Regenten, auf ihre Verbindung, in der sie wie im alten Testamente mit den Leviten, Priestern und Oberpriestern immerfort seyn sollen; dergestalt, daß sie sogleich einen Gregorius den siebenten, der die Unterthanen wider ihren rechtmässigen Herrn aufgehetzet hat, mit einem, aus dem alten Testamente hergeholten Texte zu vertheidigen wissen. Was hie und da in der Schrift nur Erzählungsweise angeführet wird, das beliebt ihnen oft als eine nachahmungswürdige Handlung aufzustellen. Die sittlichen Gesetze des alten Testamentes aber, welche schon in den Gesetzen der Natur gegründet sind, welche nie abgeschaft werden könnten, weil die Gesetze der Natur unveränderlich sind, welche im neuen Testamente so liebreich und hell erkläret worden; welche also noch immer Haupt-

gese-

geſetze unſerer heiligen Religion bleiben, und bleiben müſſen; mit welchen ſich Chriſtus in ſeinen Lehren vorzüglich abgegeben hat, um die hartnäckigen und abergläubiſchen Juden in biegſamere, mehr geſittete, und vernünftigere Menſchen umzuſtalten; welche den Verſtand und das Herz auch für die Glaubenslehren empfänglicher machen, und durch die hiemit der Kirche ächte Chriſten, dem Staate getreue Unterthanen, den Armen verläßliche Nothhelfer, den häuslichen Geſellſchaften gute Hausväter und gute Hausmütter, gute Aeltern und gute Kinder, gute Herren und gute Diener, und überhaupt in der menſchlichen Geſellſchaft Treu und Glaube, gegenſeitige Hilfe, brüderliche Liebe, mögliche Arbeitſamkeit verſchaffet werden; dieſe ſittlichen Geſetze bleiben immer das ſeltenſte in ihren Predigten.

Doch. Aus eben dieſer Urſache bleibt auch bei ihren Predigten von den Heiligen die Lehre, in welchen Handlungen man ſie nachahmen ſolle, und wie man ſich durch dieſe Nachahmung glückſeelig machen könne, entweder gar hinweg, oder ſie iſt das letzte, und dergeſtalt un-

unschicklich vorgebracht, daß die Zuhörer doch nicht belehret worden, wie sie die Handlungen eines heiligen Landesfürsten, eines heiligen Bischofs, eines heiligen Weltpriesters, eines heiligen Klostermannes auf ihre, von jenen weit unterschiedene Umstände, und auf ihre persönliche Glückseeligkeit anwendbar machen können. Ganz recht sagten der Herr Pfarrer in ihren Predigten, die Hauptverehrung der Heiligen bestehet in Nachfolgung ihrer Tugenden. O! In was für einer erschrecklichen Dummheit sind noch diejenigen, welche die ganze Verehrung der Heiligen in dem setzen, daß sie zu den Heiligen ein maschinmässiges Gebeth verrichten, daß sie ihnen zu Ehren eine Messe lesen lassen, daß sie den Heiligen eine Kerze aufstecken, daß sie an einem abgebrachten Feyertage nichts arbeiten.

Pfar. Da ich die Pfarre antrat, kamen mir immer einige, welche gegen das dargebrachte Meßstipendium eine Messe zu Ehren dieses oder jenes Heiligen verlangten. Ich nahm mir damals sogleich die Gelegenheit, fragweise sie anzugehen, warum sie denn zu

Ehren

Ehren dieſes oder jenes Heiligen eine Meſſe geleſen haben wollten? Die Antwort war: damit der Heilige unſer Anliegen Gott vortrage. Hierauf fragte ich ſie: ob denn Gott nicht alles ſehe, höre, und wiſſe? Da ſie mit ja antworteten, ſagte ich: Nun der ehe ſchon etwas weis, dem darf es ja nicht erſt vorgetragen werden? Hierüber machten ſie zu meinem Vergnügen ſtarre Augen, und wurden nachdenkend. Ich fuhr fort: Selbſt die Heiligen vernehmen erſt unſer Gebeth und unſer Anliegen aus Gott; an dieſen kömmt alſo unſer Seufzer immer am erſten, und kann es ihm wohlgefällig ſeyn, wenn nicht dabei auch an ihn unſer Vertrauen, unſere Bitte am erſten gerichtet iſt; da er uns gelehret hat, in ſeinem Namen zu bitten, und auf ihn zu vertrauen, daß wir alles erhalten werden, um was wir den Vater in ſeinem Namen bitten? Hierüber blieb ihnen keine andere Frage übrig, als dieſe: **Dürfen wir alſo nicht auch die Heiligen bitten?** Ja! antwortete ich, in ſoweit, daß ſie ihr Gebeth mit dem unſrigen vereinigen, um uns das zu erhalten, was zu unſerer Seeligkeit iſt. Hierauf verſprach

ſprach ich ihnen, daß auch ich bei der Meſſe, welches unblutige Opfer ich ſammt ihnen keinem Heiligen, ſondern nur Gott, deſſen Gnade und Gaben wir in den heiligen Himmelsbewohnern verehren, darbringe, und welches als ein allgemeines Opfer nicht dem allein, der das Meßſtipendium giebt, ſondern allen Anweſenden nach dem Maaße ihrer Andacht nützet, mein Gebeth mit dem ihrigen vereinigen werde, und daß ſie hievon nach dem Maaße ihrer Herzensbeſchaffenheit ſichere Frucht hoffen können, wenn ſie gleich das Stipendium nicht mir, ſondern vielmehr den Armen geben. * Seit dem habe ich zwar keine Meßſtipendien, aber um ſo mehrere richtig denkende Pfarrkinder, und um ſo mehrere Beiträge für die Armen.

Doch. Ich wäre durch dieſes ihr Betragen beſchämt, wenn ich bei meiner einträglichen Pfarre Meßgelder annähme, die nur als ein Almoſen von armen Weltprieſtern angenommen werden können. Auch von mir, und in meiner

* Van Eſpen.

ner Pfarre werden keine Meßgelder angenommen, ausgenommen mit dem Bedingniß, sie an arme Priester abgeben zu dürfen.

Pfar. Einige unter meinen Pfarrkindern hatten auch diese Meynung, daß jeder, wenn er noch so lasterhaft lebt, hingegen aber nur alle Tage zu der göttlichen Mutter, oder zu der heiligen Barbara ein Gebeth verrichtet, doch die Glückseeligkeit in diesem und jenem Leben sicher zu gewarten habe. Aber auch diesen Aberglauben liessen sie fahren, sobald ich ihnen zeigte, daß bei einem solchen Gebeth kein Haus und Hof, kein Hab und Gut, kein Treu und Glaube, und kein Mensch vor dem anderen mehr sicher wäre. Gott behüte (sagte ich) ein jedes Haus, ein jedes Ort, ein jedes Land, wo sich solche Barbarabether einfinden, welche in Hoffnung, weder hier noch dort unglückseelig werden zu können, Todtschläge, Diebstähle, Betrügereien und alle Gattungen Laster ausüben wollten. Jeder Bürger und Bauer würde einen solchen Diener, einen solchen Knecht beim Hause hinauswerfen, und einkerkern lassen, der der Mut-

ter

ter des Bürgers oder Bauers alle Tage etwas schönes daher sagte, den Bürger, oder Bauer selbsten aber im Hauswesen, im Handel und Wandel betröge, und ausser der Mutter des Bürgers oder Bauers allen übrigen Schimpf und Unbilden zusiegte. Das hiesse die göttliche Mutter, die heilige Barbara, oder andere Heilige mit ihrer größten Verunehrung eben so zu Patronen der Lasterhaften machen, wie bei den Heiden die Diebe an dem Merkurius einen Schutzgott hatten.

Dech. Ein Hauptbeweis, daß ihre Pfarrgemeinde wohl unterrichtet sey, war dieser, daß sie sich die vielen Bilder, die bei ihren Vorfahrern an den Kirchenwänden hiengen, so gern hinwegnehmen liessen.

Pfar. Gott sey Dank! Ich erfuhr hierüber nicht einmal ein Murren von Weibern, zu geschweigen eine öffentliche Unruhe und Widersetzlichkeit. Das besondere Vertrauen auf dieses oder jenes Bild brachte ich schon ehe glücklich aus ihren Köpfen mit der Vorstellung, daß Gott nicht eigensinnig sey, eben nur an die-

dieſem Orte, eben nur vor dieſen Bildern angeruffen zu werden, und nur daſelbſt helfen zu wollen; daß er ſeine Gnaden und Gaben nicht unter die Farben hineinmiſche, damit ſie dort herausgeſucht werden müßten; und daß wir hiemit den Werken der Maler, Bildhauer, und Steinmetzen eine unzuläſſige Ehre anthun, wenn wir glauben, die wohlthätige Gottheit ſetze ſich eben nur in dieſes Bild, in dieſe Statue hinein; ſo wie die Heiden glaubten, daß ihre Götter in den Bildern und Statuen ſind.

Dech. Dieſes (ſo wie ich aus ihren geſchriebenen Predigten ſah) wiederholten ſie öfters. Man kann den Leuten nicht genug einprägen, daß die Bilder nicht anders gebraucht werden dürfen, als zur Erinnerung an den, der im Himmel iſt, und daß wir zu dieſem gegen Himmel, nicht zum Bilde hinauf unſer Gebeth ſchicken müſſen. Deßwegen ſind mir die Bilder am liebſten, in welchen ganz lehrreiche Begebenheiten vorgeſtellet werden. Da wird das Aug nicht auf eine einzige Figur hingeheftet, woraus auch bald ein aber-

glau-

gläubiſches Vertrauen nur auf eben dieſe Figur bei einigen entſpringet; ſondern der Verſtand wird mit der ganzen vorgeſtellten Begebenheit beſchäftiget, über eben dieſe Begebenheit nützlich belehret, und zur Anwendung für unſere Glückſeeligkeit bewogen. Ach! Hätten unſere Vorfahren nur immer auf das Anwendbare geſehen!

Pfar. Wollte Gott! Sie hätten dem Volke beſonders von den Heiligen nicht ſo vieles vorgeſagt, das weder immer angewendet werden kann, weder auch immer angewendet werden dürfte.

Dech. Hierinn haben ſie Recht, Herr Pfarrer! Bei den Heiligen finden wir Wunder, Tugenden und menſchliche Handlungen. Ich habe mich immer geärgert, ſo oft ich einen Lobprediger ſagen hörte; dieſer Heilige hat große Wunder gewirket. Ein Katholik, der ſeine Religion kennet, ſchreibt Gott allein und keinem Heiligen die Wirkung der Wunder zu; * allein

* Muratorius von der wahren Andacht 2. Kap.

allein die meisten Lobprediger vor Zeiten, so wie sie den Heiligen, von dem sie redeten, immer für den größten Heiligen ausgaben, häuften auch vorzüglich das Lob mit Wunder über Wunder, die der Heilige gewirket haben soll. Da war freilich beim Volke Bewunderung über Bewunderung; aber eigentlich nichts, was für Leute, die keine Mirakel wirken können, anwendbar wäre. Der Zulauf des Volkes in diese oder jene Klosterkirche, zu diesem oder jenem Bilde, um dort vielleicht auch eine mirakulose Hilfe zu erhalten, war die einzige Frucht; eine Frucht mehr für das Kloster, welchem dafür Geld einging. * Die daselbst von einigen abgelegte Beicht hätte wohl in der Pfarrkirche ausser einem so grossen Zusammenlauf des Volkes mit mehrerer Vorbereitung und mit mehrerem Nutzen abgeleget werden können.

Pfar. Ich leide keine Konkursbeichten; da kommen nur Bußschleuderer, keine wahre Büsser zusammen. Der wahre Büsser muß seine

* Muratorius l. c.

ſeine Sinnen ändern, und ſich auf den Weg der Tugend, nicht auf den Weg zu einem Wallfahrtsort begeben, da er vom Wallfahrtsorte oft ſchlechter zurückkömmt, als er hingegangen iſt. Des Beichtvaters ſeine Pflicht iſt noch nicht erfüllet, wenn er nur das Ohr gegen das Beichtkind hinhält, und ſodann das Kreutz macht. Wie viel anders kann er aber bei den Konkursbeichten thun, wo einer den anderen vom Beichtſtuhle hindandränget, und alle bald abgefertiget werden wollen?

Dech. Ich leide auch keine Konkursbeichten; und ich erziele hiedurch nicht nur den Vortheil, daß die Leute mit mehrerer Vorbereitung und mit mehrerer Frucht ſich dem Sakramente der Buſſe nähern, ſondern auch das erſprießlichſte für ihr Seelenheil, daß ſie die Buſſe nicht eben auf gewiſſe Feſttäge verſchieben, ſondern ſich die Beichttäge nach ihrem Seelenerforderniß einrichten.

Pfar. Es iſt ſehr gut, daß die Leute jetzt ſchon einen richtigeren Begriff von Abläſſen haben, nämlich daß die Abläſſe keine Nachlaſſung

lassung der Sünden, sondern nur eine Nachlassung der zeitlichen Strafen sind, die von der Kirche dem Sünder auferleget werden können. Es bekümmert sich auch Niemand mehr in meiner Pfarre um die hinweggenommenen Ablaßbullen. Aber ehevor war eben an den Ablaßtagen, und an dem Feste eines Heiligen, besonders eines Ordensheiligen der größte Zulauf; gleich als ob am Feste eines Heiligen jemand leichter von seinen Sünden befreiet werden könnte; * da doch kein Heiliger, sondern nur das Sakrament der Busse uns von Sünden befreiet.

Dech. Mir ist es schon an Festtägen der Heiligen geschehen, daß einige Beichtkinder mich um Rath gefragt haben: ob sie denn nicht das nämliche thun dürfen, was dieser Heilige gethan hat? welches ich aber gerade widerrathen mußte, weil es fehlerhaft war.

Pfar. Das kömmt eben daher, daß soviele unserer Vorfahren, und besonders die Legen-

den-

* Muratorius im oben angeführten Kapitel.

denschreiber und die Lobprediger dem Volke unächte Begriffe von den Heiligen beibrachten. Wie eure Hochwürden ganz einsichtsvoll angemerket haben, so kommen dreierlei Dinge in den Leben der Heiligen vor: Wunder, Tugenden, und menschliche Handlungen. Von Wundern wußten die Legendenschreiber nur gar zuviel zu schreiben; aber die wahren Tugenden von den menschlichen Handlungen wußten sie nicht immer recht zu unterscheiden. Sie zeigten auch bei den Handlungen der Heiligen nicht sattsam, was, und wie es nachgeahmet werden könnte, und sie überstiegen sich immerzu soweit, daß sie sogar die Fehler, welche die Heiligen als Menschen begiengen, mit Lobsprüchen erhoben, und zur Nachahmung anpriesen.

Doch. Die Heiligen, wie sie bei den Legendenschreibern und den Lobpredigern nach dem alten Geschmack vorkommen, sind so unnachahmlich dargestellt, daß sie von den meisten vielmehr für Leute einer andern Welt, einer andern Natur, als für einen Gegenstand der Nachahmung gehalten worden. Freilich würde

ſich dieſer Irrthum bald verlieren, wenn gründlich gezeiget würde, daß ſie nur wegen jener Handlungen heilig geworden, welche einen tugendhaften Lebenswandel ausmachen, und daß jeder heilig werden könne, der ſich eines ächt frommen Lebens, und eines wahrhaft tugendhaften Wandels befleißet, welches mit der Gnade Gottes jedem möglich iſt. Allein dieſes wird dem Volke gar nicht, oder nicht anwendbar gezeiget. Der Heilige, von dem die Rede iſt, wird immer als der größte unter den Heiligen, oder als ein auſſerordentlicher Heiliger angeprieſen. Die Leute denken ſich: welcher Menſch wird bei ſeinen Schwachheiten einem ſo auſſerordentlichen Heiligen nachkommen, deſſen Heiligkeit auch ſo viele andere Heilige nicht erreicht haben?

Pfar. Es iſt einem Menſchen nicht zu verargen, daß er, wenn er auf ſeine eigene Schwachheiten hinſieht, und dergleichen Lobredner höret, ſich ſodann eben wegen ſeiner Schwachheiten von der Foderung ſolcher auſſerordentlicher Beiſpiele loszähle; wohingegen ungeachtet unſerer menſchlichen Schwachheiten

jeder mehreren Muth zur Nachahmung bekommen müßte, wenn ihm auch die Fehler, welche von Heiligen als Menschen begangen worden, nicht verhöhlet würden; wenn ihm anschaulich gemacht würde, wie die Heiligen wegen ihrer Schwachheiten ebenfalls das beständige Bedürfniß der göttlichen Gnade empfunden haben. Gott hat ja den Heiligen die Menschlichkeit nicht abgenommen, wohl aber hat er ihnen Mittel gegeben, nicht nur zu verhindern, daß ihre Schwachheiten nicht zu ihrem Verderben ausgeschlagen, sondern auch selbst diese Schwachheiten zu ihrer Leitung und grösseren Vollkommenheiten in soweit zu benützen, als sie hieraus immer mehreren Beweggrund und mehreren Antrieb bekommen, sich stets in der Unterwürfigkeit gegen Gott, im Vertrauen auf ihn, und in der nothwendigen Behutsamkeit bei ihren Handlungen zu befestigen. Eben hiedurch haben sie sich die Fertigkeit, ihre Pflichten zu erfüllen, das ist, die Tugend sammt der Sorgfalt hierauf angewöhnet.

Dech. Freilich wohl hätten die Prediger

und

und Legendenschreiber von den Heiligen so schreiben und reden sollen. Hierdurch wären die Heiligen auf einer solchen Seite vorgestellet worden, auf welcher man sie nachahmlich gesehen hätte, ohne sich in einen Wald verlaufen, ohne sich in Berghöhlen verkriechen, ohne sich zwischen Mauren versperren zu dürfen, weil die Tugend immer nur eine Fertigkeit in Erfüllung der natürlichen, der geoffenbarten, der kirchlichen, und der bürgerlichen Gesetze bleibt, die in der Gesellschaft, worein uns der Schöpfer gesetzet hat, erfüllet werden können, erfüllet werden sollen. Aber leider haben sie hie und da Vernachlässigungen dieser Pflichten für Pflichterfüllungen und Tugenden ausgegeben; Vernachlässigungen, in welche immerzu einige Heilige aus Mangel der Einsicht und Erziehung, aus Heftigkeit oder Mattigkeit ihres Temperaments, aus übertriebenem Eifer, oder übel verstandener Frömmigkeit, aus überspannter Einbildung, oder zu fest gehaltener Meynung, daß dieses oder jenes wirklich gut sey, da sie es doch bei einer genaueren und gründlichern Nachspur nur für

ein Scheingut hätten entdecken können, als Menſchen verfallen ſind.

Pfar. Wie oft ſind nicht Heilige durch Wirkungen eines mürriſchen Gemüthes, eines unordentlichen Eifers, oder verſchiedener übertriebener Leidenſchaften ſogar bewogen worden, ſelbſt gegen andere Heilige unbillig zu verfahren.* Wie viele Unternehmungen finden wir in denen Legenden, die von geſitteten Menſchen für unbeſonnen, ausſchweifend, oder thöricht gehalten würden, wenn man ſie nachahmen wollte. Wer könnte es billigen, dem heiligen Simeon, der Salus genannt wurde, in allem nachzufolgen? Wurde nicht das Mädchen oder die Einſiedlerinn von Tabane, und der heilige Johannes von Gott, die von Sinnen waren, oder ſich wenigſtens ſo ſtellten, um hiedurch eine vermeyntliche Demuth auszuüben, von vielen Dienern Gottes getadelt?

Dech.

---

* Baillet Abhandlung von den Geſchichten der Heiligen §. 91.

Dech. Es ſind ja von einigen Heiligen auch einige Fehler gegen die Glaubens- und Sittenlehren nicht nur begangen, ſondern noch dazu von ihnen ſchriftlich vertheidiget worden, welche wir doch gewiß nicht nachahmen dürften. Nur weil ihr Wille hieran keinen Theil hatte, ſondern die ganze Urſache der Mangel ihrer Einſicht war, bleibt im übrigen ihre Heiligkeit verehrungswürdig.

Pfar. Die elende Beſchaffenheit der damaligen Schulen und Lehrarten, die ungegründeten, oft albernen Meynungen, ſo aus der damaligen Lehrart der Weltweisheit in die geiſtlichen Wiſſenſchaften übertragen wurden, waren die Hauptquelle * mancher unrichtiger Begriffe, die ſie einſogen. Die Lobprediger, Legendenſchreiber, ja auch einige Schulmänner hätten aber überdenken ſollen, daß unſere heilige Kirche, wenn ſie jemanden in die Zahl der Heiligen ſetzet, deßwegen nicht alle ſeine Mey-

* Baillet l. c.

Meynungen, Lehren, und Handlungen kanonisire.*

Doch. Es gab auch gewisse Verbindungen, durch welche einige heilige Männer in schädliche Fehler gezogen und verflochten wurden. Bei dieser Gelegenheit sagt Baillet: **Man muß gestehen, die Kirche hat nicht allemal das Vergnügen gehabt, zu sehen, daß alle Handlungen ihrer Heiligen heilige Handlungen gewesen.** Wirklich sind von einigen Heiligen innerliche und äusserliche Staatsunruhen, Verfolgungen der rechtschaffensten Personen, und Zerrüttungen ganzer Familien angezettelt oder befördert worden.** Und war nicht noch vor einigen Jahren sogar dasjenige in Breviren am Feste des heiligen Gregorius des siebenten, und am Feste des heiligen Benno enthalten, was gegen alle gute Staatsgrundsätze stritt, und doch von Prie-

* Augustinus l. 5. de baptismo contra donat. c. 17. n. 23.

** Baillet l. c. §. 97.

Priestern allgemein herabgebethet, und herabgelesen werden mußte.

Pfar. Ich mache dem heiligen Gregorius dem siebenten den Himmel nicht streitig; allein es ist ein Unterschied zwischen dem, daß man einem die Seeligkeit nicht streitig mache; und zwischen dem, daß man ihn einer öffentlichen Verehrung würdig mache. Gegen euro Hohwürden Herrn Dechant getrque ich es mir zu gestehen, daß so, wie schon öfter eine Musterung mit dem Register der Heiligen vorgenommen worden, ich wünschte, daß noch einmal, und zwar mit Beiziehung verständiger und ächtdenkender Männer eine genauere Musterung vorgenommen würde. Mir sind einmal zuviele, und solche Heilige in dem Heiligenverzeichnisse, wovon verläßlich bei gewissenhafter Kritik manche hinwegkämen.

Dech. Mein bester Herr Pfarrer! Baillet sagt: So wie die wahre Heiligkeit abnahm, so wurde man auch leichter unter die Zahl der Heiligen aufgenommen, so daß man glauben soll, man wolle den Verlust des Himmels der

Kirche

Kirche dadurch ersetzen, daß man sie mit neuen Heiligen anfüllte, die oft diese Eigenschaft nur in der Meynung der Menschen hatten. Man sah auf einmal ganze und zahlreiche Familien, die aus lauter Heiligen bestunden, deren jedes Mitglied einstens eine öffentliche Verehrung haben sollte. Man fieng an, nicht nur erwachsene Neubekehrte darunter zu nehmen, sondern auch Kinder, die noch nicht zu Verstand gekommen, das ist, Heilige ohne Mitwirkung, die zu dem Verdienst Christi von dem ihrigen nichts hinzugethan; Heilige, die vielleicht die grösste Anzahl der Seeligen im Himmel ausmachen, aber nicht ein Gegenstand der Verehrung der Kirche seyn können; es müßte denn seyn, daß sie um Christi willen gelitten. Die natürlichen Empfindungen der Erkenntlichkeit und Ehrerbietung gegen seine Herren und Wohlthäter sind manchmal der Beweggrund zur Vergötterung einiger Fürsten und Bischöfe gewesen. Man bekümmerte sich nicht um die erheblichsten Fehler, die sie bei ihrem Leben in ihrem Bezeigen veroffenbaret, wenn sie nur Klöster oder Kirchen erbauet, oder sonst der Kirche ansehnliche

Dienste

Dienſte erwieſen. Schon der Ruf von Heiligkeit, ja ſogar der Titel der Heiligkeit, der der biſchöflichen Würde ſowohl, als der päbſtlichen beigeleget wurde, erweckte nach dem Tode mancher Päbſte und Biſchöfe die Neigung des Volkes, ihnen die Ehre eines öffentlichen Dienſtes zuwegen zu bringen. Der Ehrgeiz hat zur Vermehrung der Heiligen wie bei anſehnlichen Familien, alſo auch bei ganzen Nazionen beigetragen. Man brauchte ſein Anſehen, um einen ſeiner Verwandten, Freunde, oder Landesleute unter die Heiligen aufnehmen zu laſſen; und man glaubte ſich dadurch Ruhm bei den Menſchen, und Schutz bei Gott zu verſchaffen. Und am meiſten wurde die Zahl der Heiligen durch die Klöſter vermehret. Ein groſſer Theil des Ruhms dieſer Häuſer beſtand in der Menge der Heiligen, und die Klöſter ſetzten zuweilen gar ihren Nutzen darinn. *

Pfar. Die Leben der Kloſterſtifter und Kloſterheiligen übertreffen auch meiſtens in Rückſicht

* Baillet l. c. §. 98. 99.

ſicht auf die weitläufige Beſchreibung, auf die Lobſprüche, auf die Wunder, und auf die Empfehlung eines ſolchen Kloſterlebens die Schreibart, die bei anderen Leben angewendet werden.

Dech. Und kam wohl ein Feſt in der Feyerungsart dem Feſte eines Kloſterſtifters, oder eines Kloſterheiligen gleich? Was waren da für Oktav- und Novenandachten, Hohämter, Veſpern, und Litaneien, Lobpredigen und Prozeſſionen? Sind die Täge des Herrn, die Feſte unſerer Geheimniſſe jemals ſo prächtig gefeyert worden? Alles dieſes trug leider ſo vieles bei, daß bei dem Volke die unächten Begriffe von der Verehrung der Heiligen immer vermehret, und der, unſerem lieben Gott ſchuldige Dienſt immer weiter herabgeſetzet wurde.

Pfar. Sie glaubten freilich, wie gut und ſpitzfindig ſie die Klage ächtdenkender Männer dagegen abgelehnet haben, wenn ſie ſagten: Gott bleibe immer dabei derjenige, der auf dieſe Art in ſeinem Heiligen geehret werde.

Aber

Aber in dieser ganzen Einrede war nichts gründliches, nichts unserer heiligen Religion und dem wahren Gottesdienste entsprechendes enthalten. Wenn man den Fürsten in einem Winkel seiner Burg stehen lassen, und was immer für einen von seinen Hofherren mit größter Pracht, und mit allen königlichen Zeremonien auf den Thron setzen wollte unter dem Vorwande, der König bleibe immer dabei vorzüglich geehret, daß ein seiniger Hofherr diese Verehrung erhalte, wäre dieses nicht schon großer Unsinn, obwohl der Fürst auch Mensch ist, wie der Hofherr. Um wieviel größer ist also der Unsinn, das Fest eines Heiligen, der nur ein Geschöpf ist, mit einer gleichen oder wohl noch grösseren Pracht, als die Feste Gottes zu begehen! Der Unterschied der Worte **Anbethung** und **Verehrung** heißt nichts, wenn nicht auch in äusserlichen Handlungen und Zeremonien zwischen der Anbethung und Verehrung ein Unterschied gemacht wird. Was würde der Herr Prälat, der Pater Prior, der Pater Quardian sagen, wenn die Klostergeistlichen aus Neigung zum Frater Koch, oder Frater Kellermeister diesen die nämlichen Ver-

beugungen und Ehren erwieſen, wie ſie den Kloſtervorſtehern erwieſen werden müſſen?

Dech. Ja, ja! Der Schluß des Gebeths durch Chriſtum unſeren Herrn macht das noch nicht gut, was vorher den Heiligen mit jenen, nur Gott gebührenden Andachtsübungen zuviel erwieſen wird. Hiedurch kömmt man unvermerkt zu dem Aberglauben zurück, der bei den Heiden war. Auch die Heiden hielten nur einen Gott für den oberſten, und für den über alle Götter erhabenen Herrn Himmels und der Erde; allein ſie erwieſen auch den übrigen, und ſogar ihren Helden gleiche göttliche Ehren, und daher kam ihre Vielgötterei. Einige Chriſten verfielen ſchon in den erſten Zeiten auf die nämliche Art in mißbräuchliche Verehrungen der Verſtorbenen. Man erwies nämlich dem Gedächtniſſe der Verſtorbenen eine feyerliche Ehre, die man nicht göttlich nennen durfte, ſeitdem man die chriſtliche Religion angenommen, die aber nur durch den Gegenſtand von derjenigen Verehrung verſchieden war, die man bei den Heiden den Menſchen durch

die

die Vergötterung erwies, wenn man sie unter die Zahl der Götter setzte. *

Pfar. Euer Hochwürden Herrn Dechant ist es besser, als mir bekannt, daß auch die Festtäge der Heiligen selbst aus denen, bei den Heiden und Juden gefeyerten Todestägen ansehnlicher Leute umgestaltet werden. Bei Heiden und Juden wurden solche Todestäge, die sie auch die Geburtstäge nannten, weil die Verstorbenen ein neues Leben damit angefangen haben, mit Lobreden, mit Liedern, mit Opfern, mit Gastmälern, mit verschiedener Pracht gefeyert. Die Christen, besonders da sie schon öffentlichen Gottesdienst hielten, und Kirchen hatten, glaubten, sie könnten mit grösserem Rechte die nämliche Ehre dem Leben und ruhmvollen Tode ihrer Heiligen erweisen; nannten also den Tod der Heiligen auch einen Geburtstag, und feyerten solche Geburtstäge gleichfalls mit äusserlichen Zierrathen, prächtigen Kleidern, öffentlichen Märkten von allerhand Waaren um die Kirche herum; ja auch mit

* Baillet l. c. §. 98.

mit Schmäusen und Gastmählern. Diese Gewohnheit schien gleich Anfangs bei ihrer Einführung einigem Mißbrauche unterworfen zu seyn, und konnte auch manchem schädlich seyn; wenigstens waren sie geistlichen Christen, die Gott im Geiste und in der Wahrheit dienen konnten, ganz unnütz. Allein auch die erleuchtetesten Bischöfe liessen es um der Schwachen und Unvollkommenenwillen geschehen. *

Doch. Auf die geistlichen Geburtstäge folgte bald die Feyerung der Täge der fleischlichen Geburt, nicht zwar in Ansehung der schon Verstorbenen, aber in Ansehung der Lebenden. Von den Juden ist zwar dieser Gebrauch ursprünglich nicht gekommen; denn ob sie gleich das Beispiel der Aegypter vor sich hatten, feyerten sie doch solange keine Geburtstäge, bis nicht auch unter sie die griechischen und römischen Sitten gekommen sind. Bei den Heiden aber war die Gewohnheit, den Tag der fleischlichen Geburt zu feyern, schon vorlängst üblich. In Ansehung der Heiligen woll-

* Baillet l. c. §. 109.

wollte nun aber die christliche Kirche durchaus nicht diese Geburtstäge zu Festen machen (gleichwie bei den Heiden an eben diesen Tägen von den Mannspersonen dem Genius, und von den Frauenzimmern der Juno geopfert wurde) jedoch war sie nicht entgegen, daß die Lebenden auch die Täge ihrer fleischlichen Geburt feyerten, wenn nur nichts abergläubisches dabei unterlief, und keine Religionsfeste daraus gemacht wurden. Selbst der heilige Augustin feyerte seinen Geburtstag.* Ich meinerseits protestire ausser der Gott schuldigen Danksagung für mein Daseyn gegen alle weitere Feyerlichkeit, weil mir nichts lästiger ist, als die Geburts- und Namenstags gratulazionen.

Pfar. Beinahe aber, wie nämlich immer einige trachteten, nur die Feyertäge zu vermehren, wären doch auch die Täge der fleischlichen Geburt zu Festtägen gemacht worden, wenn sich nicht die Kirche entgegen gesetzet hätte. Wirklich sind schon einige solche Feste in

* Retract. l. 1. c. 2.

in Schwung gekommen, zum Beispiel mit den heiligen Agnes; welches Fest aber die Kirche sogleich abgeändert hat; weil sie durchaus keine Geburtsfeste geduldet, als die Geburtstäge unseres Heilandes, seines Vorläufers Johannes, und der göttlichen Mutter, so im Verhältnisse mit der Menschwerdung Christi stehen.

Doch. Deßwegen sind doch nach und nach so viele andere Feyertäge aufgekommen, daß sie endlich haben wieder abgeschaffet werden müssen, woran recht gut geschehen. Auch dieses zeuget von einer guten Denkungsart, und von einem guten Willen ihrer Pfarrkinder, daß eben in dieser Pfarre (wie es zu ihrem Ruhme bekannt ist) kein abgebrachter Feyertag mit Unterlassung der Arbeit, wie von so vielen Pfarrkindern anderer Pfarren gefeyert wird. Ich habe zwar auch schon den Trost, daß die müssige und wirthshäusliche Feyer der abgeschafften Festtäge in meiner Pfarre so ziemlich nachlasse. Nun es sind die Leute in einigen Gemeinden schon in sich hartnäckiger, als in anderen; und bei der einen Gemeinde

bedarf es mehrere und längere Mühe, als bei der anderen, und die Vorurtheile und alten üblen Gewohnheiten hindanzubringen. Meinerseits lasse ich nicht ermangeln, meinen Pfarrkindern bei jeder Gelegenheit das vorzustellen, was sie übles, und Gott sowohl, als seinen Heiligen mißfälliges durch Feyerung solcher Täge begehen.

Pfar. Seyn Euer Hochwürden versichert, daß auch von meinen Pfarrkindern einige sich Anfangs über nichts mehr, als über die Abschaffung der vormaligen Feyertäge aufgehalten haben. Ich fragte sie: Warum sie denn vorher diese Feyertäge gehalten haben? Die Antwort war: Weil es ein Kirchengeboth gewesen. Nun sagte ich: An dem könne doch Niemand zweifeln, daß der, der das Geboth gegeben, solches auch aufheben könne; und das unterliege auch keinem Zweifel mehr, daß dieses Geboth von der Kirche wirklich aufgehoben worden. Hierüber konnten sie sich freilich mit keinem Gebothe mehr schützen; aber soviel wollten sie doch noch behaupten, daß, obwohl es nicht mehr gebothen sey, solche

Täge zu feyern, dennoch Niemanden verbothen seyn könne, freiwillig den Heiligen zu Ehren diese Täge zu feyern. Nun mußte ich ihnen also zeigen, daß mit der Abschaffung der Feyertäge wirklich auch ein **Verboth**, diese Täge zu feyern, verbunden sey. Ich fragte sie: Ob nicht schon aus der Vernunft und aus dem geoffenbarten Worte Gottes jedem das **Verboth** einleuchten müsse, **dem Müssiggange nachzugehen**; und in was anderem als im Müssiggange die Feyerung solcher Täge bestehen könne, da an denselben Tägen kein feyerlicher Gottesdienst gehalten werden darf? **Ist den Geistlichen an diesen Tägen verbothen, eine Feyer in der Kirche zu halten** (sagte ich) **wie solle es den Pfarrkindern nicht verbothen seyn, ausser der Kirche einen Feyertag zu halten, und also wirklich nur müssig zu gehen; da doch der Endzweck der Abschaffung dieser ist, daß jedermann arbeiten solle, folglich nach diesem Endzweck das Nichtarbeiten gewiß verbothen seyn muß.**

Doch.

Dech. Dieſer richtige Schluß leidet aber ſehr in ſeiner Kraft noch ſo lange, als das Meßleſen eine Alletagsandacht bleibt, aus welcher ſich die Feyertagsbegierigen ſogleich eine feyertägliche Meſſe machen. Und was noch das übelſte; ſo ſind ſogar einige Seelſorger rund um uns herum, die es wegen des eigenen Intereſſe recht gern ſehen, wenn an ſolchen Tägen der Zulauf des Volkes fortdauret, und deßwegen, ſoviel es immer noch thunlich iſt, eben ſolchen Tägen in der Kirche einen feyerlichen Anſchein geben.

Pfar. Das Unglück, welches meine Pfarrkinder in jenen Jahren mit Feuer, Schauer, und Waſſergefahren getroffen hat, benützte ich, ihnen die abgebrachten Feyertäge aus den Köpfen zu bringen. Wo ich in der Nachbarſchaft jemanden wußte, der den Unglücklichen einige Hilfe leiſten könnte, zu dieſem verfiegte ich mich ſelbſt, aber meiſtens an abgebrachten Feyertägen. Eben an abgebrachten Feyertägen hatte ich ſodann wieder mit Austheilung derer, für ſie erhaltenen Wohlthaten am meiſten zu thun. Ich ließ mich an keinem Tage lieber

zu den Kranken holen, und ich war eben so geschwind bei denselben, als ich mich auch länger daselbst an solchen Tägen aufhielt. Kurz! immer fielen mir Gelegenheiten vor, wo ich mit lauter Wohlthaten gegen meine Pfarrkinder im Pfarrhofe oder in Bauernhütten so beschäftiget war, daß ich an solchen Tägen nie eine Messe lesen konnte. Weil nun die Pfarrkinder an solchen Tägen Wohlthaten erhielten; weil sie sich selbst zu mir hinzudrangen, daß ich in ihrem Zirkel so vergnügt eingeschlossen war, als ich mir nicht hinaus verlangte; weil auch sie sich alle Hände voll mit dem Empfange und der Hinwegträgung der Beiträge zu thun machten; weil sie sich ein Gewissen gemacht hätten, mir den, einem Kranken länger geleisteten Beistand zu verargen; weil sie sahen, daß ich mir sonst den Gottesdienst an Sonn- und gebothenen Feyertägen und die Administrirung der heiligen Sakramente nach meiner Schuldigkeit angelegen seyn ließ; so verursachte die fortwährende Unterlassung der Messe an abgebrachten Feyertägen kein Bedenken, und sie gewöhnten es, einen abgebrachten Feyertag nach dem anderen ohne

Messe

Meſſe zu ſeyn, ohne daß ſie ſich in benachbarte Pfarren verliefen; weil ſich immer die Urſache der Meßunterlaſſung erſt am abgebrachten Feyertage eräugnete. Selbſt eigene kleine Unpäßlichkeiten, die mir zuſtieſſen, oder Präſervativkuren, die ich eben auf ſolche Täge verſparrte, nutzten mir. Sie bedauerten mich, und lieſſen mir rathen, daß ich mich nur nicht in die Kirche begebe, es ſey ja ohnehin nur ein abgebrachter Feyertag. Wie ich ſchon von einer erzielten Geringſchätzung des abgebrachten Feyertages einmal hörte, da war es mir nun um ſoviel leichter, mit meiner Lehre ganz durchzudringen, und ihnen vorzuſtellen, was die Arbeit an ſolchen Tägen für einen Vortheil ihrem Hausweſen verſchaffe; wie den Heiligen ſelbſten an denen zur Arbeit beſtimmten Tägen eine Feyer, die nur auf eine Stunde in der Kirche, den übrigen Tag aber im Müſſiggange zugebracht wird, mißfählig ſey; daß es Gott noch mehr mißfahlen müſſe, wenn Untergebene, die ihren Vorgeſetzten zu gehorſamen im Gewiſſen verbunden ſind, dem Endzwecke, den die Kirche und der Landesfürſt bei Abſchaffung der Feyertäge hatte, durch Nicht-

arbeiten gerade entgegen handeln; wie viele Gelegenheiten zu Sünden und Lastern an solchen Tägen genommen werden, in welche man auch leichter an solchen Tägen verfällt, weil die Gnade Gottes von einem vorsetzlichen und hartnäckigen Uibertreter der nützlichen Anordnungen gewiß mehr weichet, daß sie nicht nur den Nutzen, den sie an solchen Tägen durch Arbeit sich verschaffen könnten, verlieren, sondern auch als Widerspenstige um den Seegen Gottes für andere Täge sich bringen; daß auf jeden Tag des Jahres ein Heiliger falle, und doch nicht alle Tage Feyertag sey; folglich die Heiligen an abgebrachten Feyertägen eben so, wie die Heiligen an anderen Tägen ohne Nichtarbeiten geehret werden können, und zwar um so mehr, als die Verehrung der Heiligen in Nachahmung ihrer Tugenden besteht. Endlich eröffnete ich ihnen meine Sorge, die mir am Herzen läge, nämlich daß ich als Seelenhirt bei Gott grosse Verantwortung haben werde, weil ich bei Administrirung des heiligen Sakraments der Busse mich nicht genauer um die Sünden bekümmert habe, welche durch Haltung abgebrachter Feyertäge begangen worden;

und

und daß ich also künftig jeden, der vorgiebt, ein reumüthiger Büsser zu seyn, fragen werde, ob er sich nicht auch hierinn versündiget, und ob er festen Vorsatz habe, eine so sündhafte Feyertagmachung künftig zu unterlassen; widrigen Falls ich ihn nicht lossprechen könnte. Ja ich setzte noch dieses bei, Gott könnte wohl auch zur Strafe eine Gelegenheit veranlassen, wodurch eben unsere Pfarrkirche, welche wir zur Haltung abgebrachter Feyertäge mißbrauchen, etwa noch gesperret, und diese Pfarrgemeinde unter andere eingetheilet würde. Hochwürdiger Herr Dechant! Dieses hat auf meine gute Pfarrkinder so gewirket, daß die Haltung der abgeschafften Feyertäge endlich in meiner Pfarre ganz unterblieben ist.

Dech. Vortrefflich. Ich schäme mich gar nicht, zu gestehen, daß sie mich belehret haben, auch in meiner Pfarre das eine und das andere von ihren heilsamen, und in der wahren Andacht gegründeten Hilfsmitteln anzuwenden; damit auch in meiner Pfarre die Feyertagmachung gänzlich erlösche. Mein bester Herr Pfarrer! Sie verdienen eine bessere

Pfarre; und ſelbſt die, wider ſie gemachte Anklage wird ihnen hiezu den Weg bahnen.

Pfar. Und wenn mir erlaubt iſt, um etwas zu bitten; ſo bitte ich, bei meinen Pfarrkindern, die ich liebe, wie ſie mich lieben, verbleiben zu dürfen; nachdem ich ſie mir zur Folgleiſtung in geiſtlichen und weltlichen Verordnungen ſo hergerichtet habe. Mein Troſt hierüber, die vergnügende Gelegenheit die Frucht meiner Arbeit an ihnen täglich zu erfahren, ihre Beruhigung, die ich mit innerſter Rührung eben ſo täglich aus ihrem ganzen Betragen entnehme, die Einigkeit und Nächſtenliebe, die ſie untereinander haben, das Vertrauen, mit dem ſie in ihrem Anliegen zu mir kommen, ſind mir die reichlichſten Pfarreinkünfte; und im übrigen iſt das Erträgniß meiner Pfarre mit der nöthigen Abhilfe meiner Bedürfniſſe in hinlänglichem Verhältniſſe.

Dech. Ich werde nun einmal in meinem Berichte das ſagen, was ich von ihnen als ein ehrlicher Mann zu ſagen ſchuldig bin. Dem Ankläger wird ſeine Anklage ſauer werden.

Pfar.

Pfar. Wegen meiner bitte ich, nicht das mindeste ihm entgelten zu lassen. Ich habe hinlängliche Genugthuung durch das, daß eure Hohwürden Herr Dechant mit mir zufrieden sind, und hienach auch das hohwürdige Konsistorium beruhigen können.

Dech. O es ist nicht um dieses allein zu thun; es ist um die gute Sache selbst zu thun, die man durch falsche Ankläger nicht hindern lassen muß. Diese Leute wollen noch immer ihren alten Sauerteig überall geltend machen. Wer seine Predigten nicht mit Dummheiten oder fabelhaften Exempeln anfüllt, der heißt bei ihnen ein Neumodeprediger: wer nicht die Heiligen mit erdichteten Erfindungen und ärgerlichen Schmäucheleien preiset, der ist ein Verachter der Heiligen; und wer nicht, wie sie, vorgiebt, daß den Christen die Andacht zu den Heiligen unumgänglich und unentbehrlich nothwendig sey, der hat nach ihrer Meynung gar keine Religion. Daß doch diese Leute nicht einsehen, daß ihre Predigten den Bauern selbst (wie denselben von Zeit zu Zeit das Licht mehr aufgeht) bald werden unaus-

haltlich werden; daß ſie nicht begreifen, wie ſehr von ihnen die Heiligen herabgeſetzt werden, gleich als ob Heilige, die durch Demuth und andere wahre Tugenden den ewigen Lohn erhalten haben, an Lügen und Schmäucheleien ein Wohlgefahlen hätten; daß ſie doch ſelbſt die Religion, von der ſie reden und predigen, ſogar nicht kennen, da in keinem Gebothe Gottes, in keinem Kirchengebothe die Nothwendigkeit der Andacht zu den Heiligen enthalten iſt, da die Kirchenverſammlung zu Trient einzig und allein erkannt hat, daß die Anruffung der Heiligen nützlich und löblich ſey; und da endlich unſere heilige Kirche auch dieſes nie gelehret hat, daß unſere Glückſeeligkeit oder Unglückſeeligkeit in den Händen der Heiligen ſtehe, oder in ihrer Gewalt ſey einem jeden, der ſich nur zu ihnen wendet, zu willfahren.

Pfar. O wie gut wäre es, wenn wieder einmal ein allgemeines Konzilium gehalten würde. Nun könnte ein Konzilium ſowohl zur Befeſtigung der, bereits vorgenommenen Verbeſſerung, als auch zur Abſtellung desjenigen

nigen beitragen, was sich noch irrig und schädlich verweilet aus den Begriffen der Leute und aus der Kirchenzucht abzuziehen.

Pech. Hierinn bin ich mit ihnen nicht verstanden. Ich finde in der Geschichte, daß man sich zu Rom immer erstaunlich gegen die Konzilien gesetzet, bei welchen die Verbesserung der Geistlichkeit, und der Kirchenzucht, wie auch die Abschaffung der Mißbräuche der Gegenstand hätte seyn sollen; oder daß, wenn solche Konzilien gehalten worden, man immer hernach wieder Auswege gefunden, die Satzungen zu verdrähen, besonders wenn sie nicht bestimmt, sondern so zweideutig verfaßt waren, daß von den zerschiedenen Partheien eine jede etwas für sich herausnehmen konnte; verhinderten die Satzungen der Konzilien zu Konstanz und zu Basel, daß nicht gleichwohl die Lieblingssätze der römischen Hofkanzlei in Schulen und in der Ausübung noch lange die Oberhand erhielten; bis nicht die weltlichen Landesfürsten als oberste Schutzherren der Kirche sich derselben erbarmten, und auch zum Besten ihrer Staaten, von welchen sie alles

üble

üble soviel möglich abzuhalten verpflichtet sind, in der Kirchenzucht sowohl, als in den Schulen eine ernstliche Verbesserung vornahmen? Wäre dieses nicht geschehen; so wäre es auch immerfort bei den alten Mißbräuchen geblieben. Was lesen wir nicht für schöne Kirchengesetze, die in Konzilien und hauptsächlich in Provinzialkonzilien gemacht worden. Waren sie aber wohl auch in der Ausübung? Hat der römische Hof wohl jemal mit Ernste darauf getrieben, daß sie in Ausübung kommen? Mit Konzilien ist in Rücksicht auf Verbesserung der Geistlichkeit und der Kirchenzucht nicht gar viel ausgerichtet. Das Konzilium zu Trient ist der letzte Beweis hievon.

Pfar. Das ist wohl richtig, daß manche Satzungen des Konziliums zu Trient erstaunlich unbestimmt, zweideutig, und ganz auf Schrauben gesetzet sind; denn bei manchem Gegenstande wird eben das, worauf es ankam es vollständig zu wissen, gar nicht vollständig behandelt, sondern nur mit den Beiwörtern: löblich und nützlich, oder mit dem Fluche

gegen

gegen denjenigen vorbeigegangen, welcher sagt: **Die Kirche war deßwegen irrig, weil in derselben dieses oder jenes gelehret oder ausgeübet worden.**

Doch. Hierinn haben sie wieder durchaus recht; aber darinn haben sie nicht recht, daß ein Konzilium vieles zur Reformazion beitragen würde. Es würde immer wieder so gehen, wie es bei vorigen Konzilien mit der Reformazion des Hauptes und der Glieder gegangen ist. Rom hat noch zuviele bischöfliche Stimmen für sich theils nach der Zahl derer, vom römischen Staate selbst abhangenden Bischöfe, theils nach der Zahl derer, die entweder aus zeitlichen Absichten oder auch wegen wirklicher Unwissenheit, die noch bei vielen Bischöfen dergestalt herrscht, daß nicht sie sondern eigentlich ihre Theologen, die Bischöfe sind, an den römischen Lieblingssätzen eine übertriebene Anhänglichkeit haben. Von den Theologen wissen wir schon, wieviel von den meisten zu halten sey; und wie das Konzilium zu Trient von Theologen und Mönchen diejenige

Gestalt

Gestalt bekam, in welcher wir dasselbe vor uns haben.

Pfar. Nun so halte man wenigstens Provinzialkonzilien. Wir haben doch schon rechtschaffene Bischöfe; und Mönche, deren Zahl, Gott sey Dank! in der Christenheit, und besonders bei uns täglich abnimmt, wäre ja nicht nothwendig dazu zu nehmen. Da würden bald unsere noch übrige Mißbräuche, und auch die unächte Begriffe von der Verehrung der Heiligen ausgemerzet seyn.

Dech. Die Klöster werden freilich ausgeleeret, und ganze Orden werden aufgehoben. Allein deßwegen sind doch noch Klostermänner die Rathgeber und Theologen vieler Bischöfe. Einige Mönche haben nur ihren Ordenshabit, nicht ihre Gesinnungen geändert. Der Herr Pfarrer sagen zwar auch mit Wahrheit, daß wir ietzt schon stattliche Bischöfe haben; aber fangen sie nur einmal an, sich unter den Bischöfen herumzusehen, ob von der Zahl der stattlichen die Zahl der anderen schon übertroffen werde; und ob immer diejenigen auch die

statt-

ſtattlichſten ſind, welche unter ihnen das gröſte Anſehen haben, und am meiſten damit wirken können. Mein Herr Pfarrer! Stattlichen Biſchöfen geht es eben ſo, wie ſtattlichen Pfarrern. Dieſe werden immer in der Beförderung der guten Sache gehindert, weil ſie von Pfarrern umgeben ſind, welche von ihren unächten Grundſätzen und dergleichen Handlungen nicht abzubringen ſind. Und gerade ſo werden ſtattliche Biſchöfe auch in der Beförderung der guten Sache gehindert, weil ſie von Biſchöfen und zwar von anſehnlichen Biſchöfen umgeben ſind, welche den alten Sauerteig erhalten wollen, alle Kräfte dafür und gegen jede Verbeſſerung anſtrengen, nicht nur die, ihnen untergebenen Geiſtlichen, die ſich mit richtiger Denkart auszeichnen, ſondern auch benachbarte Diözeſen, wenn es dort beſſer geht, anfeinden, verſchreien, und verfolgen; und alſo kurz zu ſagen, bei einem Provinzialkonzilium mehr Schaden, als Nutzen verurſachen würden. Gehen ſie nur in den Diözeſen herum, und beobachten ſie, wie es da und dort bei Biſchöfen, bei ihren Theologen, bei ihren Konſiſtorien, in den Kirchen ihrer Diözes,

auf

auf denen Predigtstühlen, und mit denen noch wirkenden Klostermaximen aussieht. Sie werden zurückkommen, und mir eingestehen, daß Mißbräuche, und hierunter auch die unächte Verehrung der Heiligen noch dergestalt mächtigen Schutz haben, daß da und dort nicht soviel die Heiligen für Patronen der Menschen, als die Menschen für Patronen der Heiligen anzusehen kommen, und daß es dem übel ergehen würde, der einen Mißbrauch aus solchen Freistaaten herausreissen wollte.

Pfar. Ich denke recht oft auf das, was der Herr Probst Wittola in seiner Zueignungsschrift bei denen von ihm ins Deutsche übersetzten Betrachtungen des Abtes Fleury über die Kirchengeschichte anführet, daß alle Propheten des Herrn, so wie nachhin der Sohn Gottes selbsten wegen der Wahrheit von sündhaften Priestern gelästert, verfolget, und getödtet worden, und ich glaube, wenn Christus wieder auf die Welt käme, er würde nochmal von einigen Priestern an das Kreutz gebracht.

Dech. Hieran zweifeln sie gar nicht. Sie würden

würden es ihm nicht einmal glauben, daß er Christus sey, wie sie es damals nicht geglaubt haben; und da sie eben dasjenige, was rechtschaffene Männer nach der klaren und deutlichen Lehre Christi vorbringen, doch nicht für die Lehre Christi halten; so würde es folglich nichts helfen, wenn er auch seine Lehre von Wort zu Wort wieder hersagte. Gewiß müßte er wieder leiden, wenn er besonders auch in Ansehung der Einkünften und der Arbeit sie auf die apostolische Lebensart zurückführen wollte. — Begeben wir uns lieber jetzt zur Ruhe. Morgen früh sehen wir ohnehin wieder einander, bevor ich abreise.

Pfar. Ich habe also die Ehre, euern Hochwürden eine ruhige Nacht zu wünschen.

Dech. Danke; Schlafen sie auch recht gut.

III.

Der Steinmetz.

Steinmetz. Fleißig, fleißig, Herr Vätter!

Maler. Das ist etwas seltsames, daß man den Herrn Vätter einmahl zu sehen bekömmt.

Steinmetz. War nicht möglich, Herr Vätter! vor Menge der Arbeit. Sieht man doch den Herrn Vätter auch nicht.

Mal. Auch mich läßt die überhäufte Arbeit nicht aus dem Hause kommen.

Steinm. Immerzu geht es so langsam her, bis eine fleischerne Statue daher kömmt, und sich eine steinerne bestellet, daß man wünschte, das Steinfressen gelernet zu haben, weil es keine Arbeit giebt, um sich Brod zu verdienen; und immerzu kömmt soviele Arbeit zusamm,

daß

daß man wünschte, die Statuen so geschwind wie die Lebzelter ihre Figuren machen zu können, weil die Leute keine Geduld haben.

Mal. Geht mir gerade so. Ich habe auf einmal zwölf Portraiten zu malen bekommen. Jeder trieb auf die Verfertigung ganz erstaunlich. Gott sey Dank! Jetzt bin ich mit allen fertig.

Steinm. Bei mir stehen auch zehen ganz ausgearbeitete Statuen, die alle Tage abgeholet werden könnten. In der Werkstatt nehmen sie grossen Platz ein, und im Geldbeutel ist der Platz leer. Zuletzt kann ich noch auf meinen Arbeitslohn so lange warten, daß ich selbst dabei versteinern möchte. Denn von diesen Statuen gehören die meisten für Kirchen, und da muß man, wenn die Arbeiten noch so genau nach Uiberschlägen gemacht sind, bei denen, die sich noch eine Menge darüber zu rechnen machen, bei denen, die die Anweisung an das Zahlamt schreiben, und endlich bei denen, die auszuzahlen haben, so lange herumlaufen, bis man das Geld bekömmt,

III.

Der Steinmetz.

Steinmetz. Fleißig, fleißig, Herr Vätter!

Maler. Das iſt etwas ſeltſames, daß man den Herrn Vätter einmahl zu ſehen bekömmt.

Steinmetz. War nicht möglich, Herr Vätter! vor Menge der Arbeit. Sieht man doch den Herrn Vätter auch nicht.

Mal. Auch mich läßt die überhäufte Arbeit nicht aus dem Hauſe kommen.

Steinm. Immerzu geht es ſo langſam her, bis eine fleiſcherne Statue daher kömmt, und ſich eine ſteinerne beſtellet, daß man wünſchte, das Steinfreſſen gelernet zu haben, weil es keine Arbeit giebt, um ſich Brod zu verdienen; und immerzu kömmt ſoviele Arbeit zuſamm,

daß

daß man wünſchte, die Statuen ſo geſchwind wie die Lebzelter ihre Figuren machen zu können, weil die Leute keine Geduld haben.

Mal. Geht mir gerade ſo. Ich habe auf einmal zwölf Portraiten zu malen bekommen. Jeder trieb auf die Verfertigung ganz erſtaunlich. Gott ſey Dank! Jetzt bin ich mit allen fertig.

Steinm. Bei mir ſtehen auch zehen ganz ausgearbeitete Statuen, die alle Tage abgeholet werden könnten. In der Werkſtatt nehmen ſie groſſen Platz ein, und im Geldbeutel iſt der Platz leer. Zuletzt kann ich noch auf meinen Arbeitslohn ſo lange warten, daß ich ſelbſt dabei verſteinern möchte. Denn von dieſen Statuen gehören die meiſten für Kirchen, und da muß man, wenn die Arbeiten noch ſo genau nach Uiberſchlägen gemacht ſind, bei denen, die ſich noch eine Menge darüber zu rechnen machen, bei denen, die die Anweiſung an das Zahlamt ſchreiben, und endlich bei denen, die auszuzahlen haben, ſo lange herumlaufen, bis man das Geld bekömmt,

daß man Luſt hätte, ſich mit einem Meiſſel über ihre ſchwere Finger herzumachen.

Mal. Sind es groſſe Statuen, die der Herr Vätter zu verfertigen bekam? Was ſtellen ſie vor?

Steinm. Groſſe Statuen, wovon einige auf die Seiten der Altäre, einige an die Kirchenwände, einige vor die Kirchenthüre, einige auf die Straſſe, einige vor den Eingängen in die Abteien, einige auch auf neugebaute Privathäuſer kommen; lauter Statuen der Heiligen.

Mal. Von welchen Heiligen?

Steinm. Die Ortſchaft Gimpelneſt beſtellte zwey für die zwo Seiten ihres Hohaltars. Die eine Statue ſtellet den heiligen Felix vor, wie er ſich die, durch die Kälte aufgeriſſenen Ferſen mit Schuhahle und Drat zuſammnähet.

Mal. Das habe ich mein Lebtag nicht gehöret.

höret. Dieſem Heiligen folgete ich nicht nach. Das fiele mir nicht bei, daß ich mir die Füſſe, ſtatt dienliche Heilungsmittel ſo zu gebrauchen, wie ſolche jeder vernünftige Menſch gebrauchen wird, noch ärger verderben ſollte.

Steinm. Er goß noch dazu geſchmolzenes Pech in die Wunde; weßwegen ich auch eine, auf Kohlen ſtehende Pechpfanne dazu machen mußte. Dieſe Statue machte mir erſtaunliche Arbeit. Neben der Pechpfanne ſteht ein Weihnachtkripplein, wozu der heilige Felix ſonderbare Andacht hatte.

Mal. Das iſt gefährlich, neben dem Krippplein, worinn Stroh iſt, ſo nahe eine Glutpfanne hinzuſtellen.

Steinm. Nahe am Kripplein iſt ein Pflug zu ſehen, welchen er verließ, um Kapuziner zu werden.

Mal. Wer weis es, ob er nicht beſſer gethan hätte, wenn er beim Pfluge und bei dem Ackerbau geblieben wäre.

Steinm.

Steinm. Neben dem Pfluge steht ein Esel, weil er sich immer einen Esel des römischen Konvents, oder oft nur mit kürzerer Titulatur den Kapuzinereseel zu nennen pflegte. Neben dem Esel liegt eine Schunke, weil er ausserordentlich Reu und Leid machte, daß er so mit Appetit einmal ein Stücklein von einer Schunke gegessen, da er sonst unter alle Speisen, um keinen Geschmack daran zu haben, Asche gemischt hat.

Mal. Da halte ich wieder nicht mit; denn ich esse die Schunken zu gern, und glaube nicht, daß Gott es zur wahren Andacht fodere, daß man sich bei denen Speisen, die er uns zum mässigen Genuß gegeben, mit Asche den Geschmack benehme, und damit den Magen verderbe.

Steinm. Er war doch munter dabei, machte selbst Lieder, welche er sang, und wobei ihm in adelichen Häusern, in die er sammeln kam, die Fräulein auf dem Instrumente schlagen mußten. Es ist deßwegen bei der Sta-

tue

tue auch ein Fortepiano und ein hölzernes Brett angebracht.

Mal. Warum denn ein hölzernes Brett?

Steinm. Wenn er für sich allein sang; so spielte er statt auf der Orgel, auf die er sich ohnehin nicht verstand, mit den Fingern auf einem Brette.

Mal. Bei dieser Statue hat der Herr Vätter ja eine Menge Kleinigkeiten hinzumachen müssen?

Steinm. Freilich wohl. Hinter dem Esel steht ein Mehlsack, ein Oelkrug, und ein Weinfaß; weil er mirakuloser Weise den Leuten ihr Mehl, Oel, und ihren Wein vermehrte.

Mal. Was den Wein betrift, wäre mir dieses ganz recht. Da könnte man schon um ein Seitel mehr trinken.

Steinm. Dem heiligen Felix hat auch gleich

ein

ein Engel einen rothen Wein zuwegen gebracht, wenn er sonst bei Niemanden einen haben konnte. Die ihm aber den Wein aus Bosheit versagten, fanden sodann ihre Weinfässer so leer, daß kein Tropfen darinn war.

Mal. Einen Heiligen, der mir meinen Wein im Fasse vermehren könnte, ließ ich mittrinken, soviel er trinken könnte, und wollte.

Steinm. Vor dem Esel —

Mal. Zum Geyer! wie viele Sachen. Neben dem Esel, hinter dem Esel, vor dem Esel; ist auf dem Esel vielleicht auch noch was droben?

Steinm. Richtig ist auf dem Esel auch noch etwas, nämlich alte Lumpen von seinem Habit, um welche sich die vornehmsten Herren zu Rom beinahe gerauft haben.

Mal. Wenn ich der Herr Vätter gewesen wäre, hätte ich lieber einen solchen vornehmen

Herrn

Herrn auf den Esel gesetzt. Nun was war denn vor dem Esel.

Steinm. Eine Geissel, und ein Misthaufe; denn er hat sich selbst alle Nächte dreimal derb abgeprügelt, und auf der Gasse wurde er alle Augenblicke von muthwilligen Leuten auf einen Mist oder in eine Kothlache niedergeworfen. Aus seinem Brodsack schaut eine Schlange heraus, weil er kein Geld anrührte, und es für eine Schlange hielt. Die Unterschrift mit eingeätzten Buchstaben lautet: Heiliger Felix! Patron derer Kinder, die in Pocken krank liegen, Deo gratias; denn der Unterricht, den er den Kindern gab, bestand vorzüglich darinn, daß er sie Deo gratias sagen lehrte.

Mal. Wie ist er denn ein Patron für die Kinderpocken geworden?

Steinm. Das weis ich nicht. Soviel habe ich gelesen, daß ihm die Mutter Gottes alle Augenblicke erschienen, und ihm das Jesukindlein nicht nur zu küssen gegeben, sondern ihm auch erlaubt hat, solches auf seine Arme

zu nehmen (wie alles dieses in seinem Leben recht schön beschrieben ist).

Mal. Die Legendenschreiber werden sich wohl auch immerzu die Freiheit genommen haben, etwas aus ihrem Kopfe beizusetzen, wie es die Maler und Bildhauer machen. So viele Hohachtung ich gegen jeden Heiligen trage, so verdächtig ist mir vieles, was in den Legenden angeführet wird. Mich wundert, wann der Herr Vätter bei einer Statue, bei der so viele Stücke auszuarbeiten waren, nicht überdrüssig geworden.

Steinm. Ist nicht leer abgegangen. Man muß auch bei Kleinigkeiten immer ganz besonders Acht haben, und sachte zu Werke gehen, daß der Plunder nicht hinwegspringt. Beinahe hätte mir der Gesell vom Esel ein Ohr hinwegspringen gemacht. In einem Augenblicke ist etwas solches mit einem nur ein bischen zu hartem Schlage geschehen.

Mal. Ich hätte ein und anderes schon hinweggelassen.

Steinm.

Steinm. Nun die Gemeinde von Gimpelneſt wollte, daß von allem dem nichts hinwegbleiben ſollte. Bei der zweyten Statue kommen nicht wenigere Stücke auszuarbeiten.

Mal. Die Poſtamenten bei dieſen Statuen müſſen ja entſetzlich lang und breit ſeyn, damit ſoviel darauf ſtehen kann? Macht denn dieſes den Hohaltar nicht ungeformt?

Steinm. War der Herr Vätter nie zu Gimpelneſt?

Mal. In meinem Leben nicht.

Steinm. Der Hohaltar hat in der Länge nur drei Schuh. Der leere Platz alſo neben dem Hohaltar bis an die Kirchenwände hin beträgt beiderſeits anderthalb Klafter. Um dieſen Platz auf jeder Seite ganz auszufüllen, wie es die Gimpelneſterer verlangten, muß jedes Poſtament anderthalb Klafter in der Länge und fünf Schuhe in die Tiefe hinein haben. Darauf läßt ſich ſchon was ſtellen. Dieſe Statuen

tuen ſtehen wie auf Schaubühnen neben dem Hohaltar.

Mal. Was für eine Vorſtellung iſt denn bei der zweyten Statue?

Steinm. Die heilige Urſula mit den eilftauſend Jungfrauen.

Mal. Vätter! Das iſt einmal zuviel aufgeſchnitten. Mir iſt das ſchon zuviel, daß die heilige Urſula eilftauſend Jungfrauen bei ſich ſolle gehabt haben; und es wird wohl eben ſo wenig wahr ſeyn, als das, daß der Herr Vätter eilftauſend Jungfrauen auf ein Poſtament von anderthalb Klaftern hinaufgebracht hat.

Steinm. Es iſt nur die einzige heilige Urſula als die Hauptſtatue darauf. Hinter ihr aber und rückwärts an der Wand ſind eilf Schiffe in Stein gehauen, wo einige heilige Jungfrauen beim Schifffenſter herausſchauen, zum Zeichen, daß die anderen unter dem Verdecke ſind. Es ſind zwar auch über dem Verdecke

decke eines jeden Schiffes ganze Schaaren heiliger Jungfrauen so dicht aneinander, daß kein Spernadelkopf zwischen sie hinabfallen könnte. Um noch mehr die grosse Zahl der heiligen Jungfrauen anzuzeigen, machte ich am Ende der einen Seite das Haus zu Kölln zum Stern genannt, wo die heilige Ursula einkehrte. Ich machte das Haus geflissentlich sieben Stockwerke hoch. Bei allen Fenstern ist alles voll von Köpfen der heiligen Jungfrauen. Sogar bei den Dachfenstern, sehen einige herab.

Mal. Warum nicht gar vom Fürste des Dachstuhles herab?

Steinm. Auf der anderen Seite ist das Haus, wo der Gesandte des heidnischen Königs Agrippinus wohnte, der die heilige Ursula im Namen seines Herrn für den Kronprinzen Konanus, einen Prinzen von 23 Jahren mit Bedrohung, daß sonst ein Krieg angefangen, und gerauft werden würde, zur Braut begehrte. Die Gimpelnesterer wollten: ich sollte den ganzen feyerlichen Einzug des

Ge-

Gesandten vorstellen. Sie giengen aber doch davon ab. Genug, daß ein Haus dasteht, welches mit der Einkehre der heiligen Ursula die Simetrie hält, und wo ebenfalls das ganze Legazionspersonal bei den Fenstern herausschauet. Man entnimmt auch an dem Portier des Gesandten, der vor dem Hause steht, und mit einem Bedienten und einem Läufer des Gesandten sich zu sprechen macht, und ihnen aus seiner Dose einen Taback darbietet, die Galalityree, die der Gesandte seinen Domesticken gab.

Mal. Damals schnupften die Leute noch keinen Taback. Zwar wenn man eilftausend Jungfrauen erdichten kann, so kömmt es auch auf die Hinzudichtung eines Schnupfers Tabacks nicht an. Es ist aber doch keine Simetrie; denn vor dem Hause der heiligen Ursula steht Niemand.

Steinm. Auch dort stehen drei. Ein Grenadierkorporal mit zween Gemeinen.

Mal. Wie kommen denn Grenadiers dorthin zu stehen?

Steinm. Unter denen Bedingnissen, unter welchen die heilige Ursula und ihre königliche Aeltern, nämlich Seine Majestät der König Dionetus, und Seine Majestät die Königinn Daria beide katholischer Religion in die Heurath auf Einrathen eines Engels willigten, war 1mo, daß der Kronprinzbräutigam in der katholischen Religion erzogen werde; 2do die Hohzeit auf drei Jahre deßwegen aufgeschoben werde; 3tio aus beiden Königreichen eilftausend Jungfrauen gesucht werden, welche von den Soldaten des Königs Agrippinus sollten zur Ehe genommen werden.

Mal. Der letzte Punkt ist ein wunderlicher Punkt. Der König Agrippinus muß in seinem Lande einen Mangel an Weibsbildern gehabt haben; und es ist viel, daß der König Dionetus sein Land von Weibsbildern hat ausleeren, und dieselben an die Soldaten des Agrippinus hat verheurathen wollen. Die

guten

guten Mädchen waren also alle bestimmt, Soldatenweiber zu werden?

Steinm. Es hätte nur so das Ansehen; aber der Bräutigam, und die eilftausend Jungfrauen waren zur ewigen Keuschheit und zum Martertod bestimmet.

Mal. Wenn der König Agrippinus das vorgesehen hätte, wäre gewiß von ihm in diesen Heurathskontrakt nicht gewilligt worden?

Steinm. Er hat ohnedieß nicht daran wollen, und es gieng auch hart her, die eilftausend Jungfrauen in den zwei Königreichen aufzutreiben; denn der Pater Kochem schreibt ausdrücklich, daß sie sodann nicht nur aus beiden Königreichen, sondern aus vielen umliegenden Königreichen haben zusammgebracht werden müssen.

Mal. Der Herr Vätter weis die Legende des Paters Kochems vollkommen auswendig.

Steinm. Der Herr Vätter weis ja, daß

wir

wir Maler und Bildhauer, wenn Vorſtellungen heidniſcher Götter angeſchaft werden, zur griechiſchen und römiſchen Mythologie; und wenn man ausführliche Bilder und Statuen der Heiligen begehrt, zu den Legenden unſere Zuflucht nehmen müſſen.

Mal. Von der Marter der heiligen Urſula und der eilftauſend Jungfrauen hat der Herr Vätter aber nichts bei der Statue angebracht?

Steinm. Die Figuren waren mir ſchon zuviel. Hiemit habe ich nur den Grenadierkorporalen, der für eine Ordonanz gelten kann, vorgeſtellt, wie er eine bordirte Weſte, aus deren Taſche ein Bockshorn heraushanget, unter dem Arm trägt, gleich als hätte er ſie zum Herrn Obriſten hinzutragen. Dieß deutet alſo auf den Julius Maximianus, der ein Obriſter der Hunnen und Gothen war, und der die eilftauſend heiligen Jungfrauen ſammt der heiligen Urſula, da ſie mit ihnen vom Wallfahrtszuge aus Rom wieder zurückkam, wie auch den, ſchon katholiſch gewordenen Bräutigam der heiligen Urſula, der eben zur rech-

ten Zeit bei seiner Braut eintraf, hinrichten ließ.

Mal. Was hat denn das Bockshörnel dabei zu thun?

Steinm. Der Maximianus war ein alter verliebter Narr, er wollte der heiligen Ursula Gewalt anthun; und da sie nicht einwilligte, ließ er sie sogleich erschießen; wobei zwar der Soldat, der ungezweifelt seine Schläge wird bekommen haben, das erstemal den Schuß verfehlet, und sie nur in den Arm, das zweitemal aber in das Herz getroffen hat; wie ich ihr dann auch zween Pfeile, einen an den Arm und einen beim Herzen gemacht habe.

Mal. Was doch für Einfälle wir Maler und Bildhauer öfters bei unseren Bildern und Statuen haben! Aber richtig geben uns zu den meisten Ungereimtheiten die Legendenschreiber Anlaß. Der Herr Vätter macht mich nun recht vorwitzig, auch von den übrigen Statuen zu hören, wie sie aussehen.

Steinm.

Steinm. Zwei gehören in das Dorf: Schafkopfling; die kommen an die Wände der dortigen Kirche. Diese machten nicht soviele Mühe. Die eine Statue stellet den heiligen Eremiten: Konradus vor.

Mal. Von dem habe ich in meinem Leben nichts gehöret.

Steinm. Er war Anfangs ein Soldat; hatte grosse Lust, zu jagen; zündete einmal einen ganzen Wald an, um das Wild desto geschwinder zu bekommen; leistete aber dafür Satisfaktion mit dem einen Theile des Vermögens, mit dem andern gieng seine junge Gemahlinn in ein Kloster; er aber zog das Bußkleid des dritten Ordens Sancti Francisci an, und wurde endlich ein Eremit. Er hatte zwar in seiner Wüste nicht den mindesten Speisenvorrath, weil er nichts, als Kräuter aß; allein wie ihn der Bischof von Sirakus besuchte, fand er mirakuloser Weise in seinem Speiskämmerlein vier warme frischgebackene Kuchen, welche der Bischof als eine vom Him-

ten Zeit bei seiner Braut eintraf, hinrichten ließ.

Mal. Was hat denn das Bockshörnel dabei zu thun?

Steinm. Der Maximianus war ein alter verliebter Narr, er wollte der heiligen Ursula Gewalt anthun; und da sie nicht einwilligte, ließ er sie sogleich erschießen; wobei zwar der Soldat, der ungezweifelt seine Schläge wird bekommen haben, das erstemal den Schuß verfehlet, und sie nur in den Arm, das zweitemal aber in das Herz getroffen hat; wie ich ihr dann auch zween Pfeile, einen an den Arm, und einen beim Herzen gemacht habe.

Mal. Was doch für Einfälle wir Maler und Bildhauer öfters bei unseren Bildern und Statuen haben! Aber richtig geben uns zu den meisten Ungereimtheiten die Legendenschreiber Anlaß. Der Herr Vätter macht mich nun recht vorwitzig, auch von den übrigen Statuen zu hören, wie sie aussehen.

Steinm.

Steinm. Zwei gehören in das Dorf: Schafkopfling; die kommen an die Wände der dortigen Kirche. Diese machten nicht soviele Mühe. Die eine Statue stellet den heiligen Eremiten: Konradus vor.

Mal. Von dem habe ich in meinem Leben nichts gehöret.

Steinm. Er war Anfangs ein Soldat; hatte grosse Lust, zu jagen; zündete einmal einen ganzen Wald an, um das Wild desto geschwinder zu bekommen; leistete aber dafür Satisfaktion mit dem einen Theile des Vermögens, mit dem andern gieng seine junge Gemahlinn in ein Kloster; er aber zog das Bußkleid des dritten Ordens Sancti Francisci an, und wurde endlich ein Eremit. Er hatte zwar in seiner Wüste nicht den mindesten Speisenvorrath, weil er nichts, als Kräuter aß; allein wie ihn der Bischof von Siraküs besuchte, fand er mirakuloser Weise in seinem Speiskämmerlein vier warme frischgebackene Kuchen, welche der Bischof als eine vom Him-

mel gebrachte Speise kniend aß, und darinn eine übernatürliche Süssigkeit fand.

Mal. Sollen sie denn im Himmel auch Küchein backen? Wenn ich nur immer solche Kuchen haben könnte, würde ich mir auch keine andere Speisen verlangen.

Steinm. Diese himmlischen Kuchen waren nur für den Bischof gebacken; denn Konradus aß nichts, als Brod und Kräuter, und zuletzt nur Nüsse. Der Teufel machte ihm zwar einmal Appetit, und eine ausserordentliche Begierde nach schweinenem Fleisch, fetten Hünern, und frischen Fladen.

Mal. Das wäre auch meine Sache.

Steinm. Wie er aber diese Speisen von seinen guten Freunden bekam, ließ er sie zum Trotz des Teufels so lange liegen, bis sie voll Motten waren, und dann erst aß er sie, und trieb seinen Spaß mit seinem unzeitigen Appetit.

Mal. Den Spaß mache ich mir nicht. Ich hielt auch vielmehr den Appetit nach Motten für unzeitiger, als den nach einer genußbaren Speis. Zur Sauberkeit und Gesundheit kann das Motteneſſen gewiß nichts beitragen; und hiemit, dächte ich, auch nicht zur Heiligkeit. — Wie hat denn der Herr Vätter diesen Heiligen vorgeſtellt?

Steinm. Im Eremitenkleide; zu seinen Füſſen einen Knittel, weil er einmal von gottloſen Jägern gar erbärmlich abgeprügelt worden; ſodann einen Korb mit Brod und Küchen, ſo er alle Augenblicke vom Himmel bekommen, und unter die Leute vertheilet hat; etwelche Schüſſel mit friſchen Speisen, die ihm gleichfalls vom Himmel zugeſchickt worden; eine beſondere Schüſſel mit Schweinfleiſch, Hünern, und Fladen, wo die Motten herauskriechen; wieder eine andere Schüſſel mit einem anderen ſchweinenen Fleiſch, wobei aber Fiſchgräden und Fiſchſchuppen liegen, weil das ſchweinene Fleiſch, was ihm einmal Ketzer an einem Freytage zum Spott aufſetzten, zu einem Fiſch geworden; einen groſſen Stein,

welcher

welcher von so vielen Leuten zusamm nicht hat beweget werden können, von ihm aber ohne einige Mühe vom Platze gewälzet worden. Etwelche Finken, Zeisige, Stieglitze, weil die Vögel aus Liebe zu ihm auch öfters um ihn freudig herumgeflogen sind; endlich zwei Schieß-gewehre, weil nach seinem Tode die Netter und Hybläer um seinen Leichnam rauften, auf einander gewaltig schossen, und doch dabei durch seine Fürbitte keiner blessirt wurde.

Mal. Abermal genug kleine Stücke um eine einzige Statue herum. Die Menge Speisen mögen einen Anblick machen, als wenn der Heilige ein Garkoch gewesen wäre. Wie sind denn die Schafköpflinger auf diesen Heiligen verfallen?

Steinm. Ich glaube, sie wählten ihn als einen Patron gegen den Hunger, so wie es scheint, daß der Gespann auf der andern Seite gegen den Durst angeschafft worden.

Mal. O! Da kömmt also ein Heiliger, der einen Brunn aus der Erde, oder ei-

ne

ne Wasserquelle aus einem Felsen erwecket hat.

Steinm. Weit gefehlt. Einen Abgang des Wassers haben die Schafköpfinger nicht zu besorgen, denn sie liegen hart am Flusse. Sie haben aber in der Legende gelesen, daß der heilige Petrus Damianus nicht nur öfters den Eremiten Wasser in Wein verwandelt, sondern auch den Wein so mirakuloser Weise beschützet, daß, wenn jemand diebischer Weise ein Faß anzapfen, und Wein für sich herablassen wollte, kein Tropfe weder durch den Spunten, weder durch den Zapfen herauszubringen war, indem der Wein, solang der Kellerdieb bei dem Faß sich befand, gleichsam zusammfror, oder sich wie Wachs zusammbickte.

Mal. Das wäre schon wieder Etwas für mich. Aber nur kann ich mich nicht überzeugen, daß es mit denen Wundern, die Gott der Herr nur zum Zeugniß von sich, und seiner Lehre wirket, so leicht herzehe, daß gleich nach dem Wunsch eines Eremitens, oder eines Malers, oder der Schafköpfler das Wasser

sich

ſich in Wein verwandeln ſolle. Wir haben von Gott, und der Wahrheit ſeiner Lehre Zeichen genug, und dürfen ſolche nicht erſt aus dem Keller heraufholen. Um dieſe Statue herum wird der Herr Vätter wohl auch kleine Stücke angebracht haben, die auf dieſes Mirakel einen Bezug haben?

Steinm. So, wie um den heiligen Konrad eine Menge Schüſſel herumſtehen; ſo ſtehen der Simetrie wegen bei dem heiligen Petrus Damianus nebſt einem halbeimerigen Faß auch eine Menge ſteinerne Weinkrüge, gläſerne Maaßflaſchen, Seitelſtutzen, Weinämper, Weinheber, ein Kellerleuchter, und das, was zum Fäſſerwiſchen und Einſchlaggeben gehöret, rund herum.

Mal. Die Schafköpflinger ſind alſo mit heiligen Patronen für Eſſen und Trinken recht wohl verſehen. Für den Herrn Vätter iſt es auch gut, daß ſie ſich mit der Bitte: gieb uns heut unſer tägliches Brod, nicht begnügten; ſonſt hätte der Herr Vätter dieſe zwo

Sta-

Statuen nicht zu arbeiten bekommen. Sind die übrigen Statuen auch ſo unterhältlich?

Steinm. Zwo mußte ich auf das Dorf Hackſtockleiten hinausmachen. Sie werden dort vor der Kirchthüre aufgeſtellt. Die eine iſt die Statue des heiligen Ulrichs zwiſchen zween Teufeln, wovon einer den Heiligen prügelt, der andere aber vom Heiligen geprügelt wird.

Mal. Da ſetzet es alſo Schläge ab. Ich glaube aber nichts von ſolchen Begebenheiten.

Steinm. Die Urſache iſt wunderlich, warum die Hackſtockleitner vor ihrer Kirchenthüre eben zwo Statuen haben wollten, wo Prügelei vorgeſtellet wird. Aus den Dörfern Grobaſtling und Schrollenberg kommen immer Burſche, die bei ihrer Pfarre bleiben ſollten, nach Hackſtockleiten, und da wird öfters vor der Kirche ungezweifelt wegen Bauernmenſchern gerauft, daß die Fetzen davon fliegen. Der Richter von Hackſtockleiten kam alſo auf den Einfall, vor die Kirchthüre da-

ge-

gegen zwo lehrreiche Statuen aufstellen zu lassen. Der Anblick der einen solle jeden warnen, daß so wie Teufeln selbst, wenn sie prügeln, wieder geprügelt werden; also auch ein so raufendes Teufelsgepack nach Maaß der ausgetheilten Schläge wieder Schläge bekomme. Und das Hinsehen auf die andere Statue solle die Aeltern ermahnen, lieber selbst ihre Kinder zu Hause bei Zeiten recht abzuprügeln, damit sie wissen, wie die Prügeln thun, und sodann als erwachsen sich in keine Raufereien einlassen.

Mal. Ich bin der entgegen gesetzten Meynung, daß Kinder eben durch Schläge erhärtet werden, und an Schläge gewöhnt am so weniger Bedenken tragen, sich in Schlägereien einzulassen. Mehreres Bedenken hierinn wird immer derjenige tragen, der statt mit Schlägen vielmehr mit Worten und gutem Beispiele wider die Folgen übler Handlungen, und besonders auch der Raufereien von Jugend auf gewarnet worden. Einer, der gut erzogen ist, wird sich nicht leicht dahin begeben, oder dort verweilen, wo gerauft und geprügelt wird. Eben

deswegen, weil er noch keine Schläge bekommen, und hingegen bei anderen sieht, was sie sich durch Raufereien zuziehen, bleibt er weit von allen solchen Gelegenheiten hinweg. — Diese zwo Statuen muß mir der Herr Vätter recht ausführlich beschreiben; sie werden drollicht dastehn.

Steinm. Nun wie ich gesagt habe, der heilige Ulrich steht zwischen zween Teufeln. Ein Teufel schlägt auf ihn mit einem groben Prügel; denn wie die Legende anführet, so giengen ihm die Teufel übel mit; sie zogen ihn mit grosser Furie in die Kirche, durch die Kirche, und aus der Kirche, weswegen ich auch ein kleines Kirchel bei seinem Fuße angebracht habe. Sodann gab ihm auch wirklich ein Teufel mit einem groben Prügel drey wohlgemässene Schläge. Hingegen ergriff auch der Heilige einmal den Teufel, und karbaschte denselben so herum, daß der Teufel um alles in der Welt gebethen, aufzuhören. Der Heilige hörte aber nicht auf, ihn derb herum zu prügeln, bis ihm der Teufel mit einem Jura-

ment

ment angelobet, nimmermehr wieder zu kommen.

Mal. Auf ein Jurament von einem Teufel hielt ich nicht viel.

Steinm. Um dieſe Statue herum iſt zu ſehen erſtens eine Flinte; denn er war vormal dem Jagen übermäſſig ergeben, und wurde aus Reue hierüber ein Eremit, welches die Wildprätſchützen ſich zum Beiſpiel nehmen könnten, nicht zwar daß ſie Eremiten, ſondern daß ſie ehrlich arbeitende Leute werden; ſodann ein eiſener Panzer, den er auf der bloſſen Haut getragen, und der nicht anders, als wenn er von Papier oder Leinwath wäre, mit einer kleinen Scheere ihm von dem Leibe herabgeſchnitten wurde; weiters eine Waſſerbodding, worinn man auch Eisſchrollen ſieht, um die Kälte des Waſſers anzuzeigen, in welches er, beſonders wenn ihm der Teufel unzüchtige Begierden eingab, ſich ſogleich mit dem ganzen Leibe hineinwarf, und immer den ganzen Pſalter Davids herabzuſingen pflegte.

Mal. Einen ſo beſchwerlichen Chor hat doch kein Kloſter noch gehabt. Ich glaube auch nicht, daß bei den Bauernbuben die Waſſerhoding einen ſolchen Eindruck machen wird, dergleichen durch einen guten Unterricht leichter erzielet werden könnte.

Steinm. Darneben liegt eine todte Maus. Eine Maus zernagte nämlich dem Heiligen ſeine Kaputze, und wie er nur ſagte: **Ey, du Vieh! daß du gleich verreckeſt!** lag die Maus ſchon todt zu ſeinen Füſſen. Nebſt der Maus eine Laterne; denn, wenn ihm das Licht darinn ausgeloſchen, wurde es immer gleich durch ein himmliſches Licht angezunden.

Mal. Das himmliſche Licht wäre den Legendenſchreibern höchſt nöthig geweſen. Bei dieſem Lichte ſchreibt und glaubt man keine ſolche Albernheiten.

Steinm. Die zweyte Statue ſtellet den gottſeeligen Bruder: Seraphin vor.

Mal. Schon wieder ein Heiliger, den ich nicht kenne.

Steinm. Sein Vater war ein Maurer, hatte zween Söhne; der eine hieß Silenzium, und der andere Seraphin. Seraphin war Anfangs Viehhirt; nach dem Tode seines Vaters nahm ihn aber sein Bruder zu sich, und wollte ihm sein Handwerk lernen. Weil aber Seraphin (wie es Pater Kochem ganz erbaulich beschreibt) gar entsetzlich langsam und plump war; so wurde er auch von seinem Bruder gar erbärmlich abgeprügelt. Der gute Seraphin hielt bei denen Schlägen, die er von seinem Bruder: Silenzium bekam, das Silenzium nicht. In dem Hause, in welchem er einen Taubenkobel bauen mußte, erzählte er dieses harte Betragen der Tochter des Hausherrn, welche ihm bei der Arbeit täglich (wie denn der Seraphin mit dem Taubenkobel mehrere Täge muß zu schaffen gehabt haben) etwas von den vier letzten Dingen vorlas. Die Tochter vom Hause, der Taubenkobel, und die letzten Dinge legten hiemit den ersten Grund, daß Seraphin einmal der Prügelsuppe los wurde. Er wollte Anfangs Einsiedler werden. Die Tochter vom Hause sagte aber: Werde lieber Kapuziner. Er hatte niemals einen Kapu-

puziner geſehen, darum fragte er; was das für Leute ſeyn. Die Tochter, die jenen Kapuziner geſehen hat, beſchrieb ihm gleich das Leben der Kapuziner, und machte ihm hiedurch Luſt, ſolches anzunehmen. Kurz, er lief ſeinem Bruder aus der Werkſtätt davon, und wurde auch zu Sollentin gleich in den Orden aufgenommen.

Mal. Der Herr Vätter hat ihn alſo doch als Kapuziner vorgeſtellet?

Steinm. Behüte Gott! So wie es der Richter zu Hackſtockleiten begehrte, mußte der Heilige als Lehrjung vorgeſtellet werden, der von ſeinem Bruder Stenzium abgeprügelt wird. Ich habe ja ſchon geſagt, daß die Hauptabſicht war, das Prügeln vorzuſtellen. Aber um den Heiligen herum iſt dasjenige angebracht, was auf ſein weiteres Leben einen Bezug hat.

Mal. Zum Beiſpiele?

Steinm.

Steinm. So wie beim heiligen Ulrich drey Figuren sind, nämlich Ulrich und zween Teufel; so sind auch bei der Statue des Seraphins drey Figuren, nämlich Seraphin, der Schläge aushält; sein Bruder: Silenzium, der mit der Ochsenfäune auf ihn zuschlägt; und die Tochter, die mit einem Buche von den vier letzten Dingen dasteht. Neben ihr in der Niedere steht ein Taubenkobel, und neben dem Seraphin liegen fünf Kapuzinerhabite, weil er nach seinem Tode immer neu angekleidet werden mußte, da von denen umstümmen Leuten, deren einige sogar über Haare, Bart, Finger, Zehen, oder wenigstens die Nägel derselben sich hermachten, auch die, ihm angelegten Habite zu Reliquien herabgeschnitten wurden. Nebst diesen steht an einem Ecke eine Seele im Fegfeuer, und am anderen Ecke eine Seele in der Hölle; denn er wußte von den Verstorbenen zu sagen, ob sie in der Hölle oder im Fegfeuer sind, und an welchem Tage sie aus dem Fegfeuer in den Himmel gefahren; weswegen er auch sogar den Leuten gesagt hat, daß sie nicht nöthig haben, für diesen oder jenen eine Messe lesen zu lassen, welches den Patern

Kas-

Kapuzinern immer an Meßgeldern einen Nachtheil verursachet haben muß. Entzwischen liegen auch Krücken, weil viele bei seinem Grabe ihre Krücken hinweggeworfen, und gerade davon gegangen sind; sowohl alte Sandalien und Stricke, welche kaum aneinander hiengen und seine Lieblingstracht waren, als auch neue Sandalien, die er samt einem neuen Habit aus Gehorsam anlegen, und von allen Leuten hierüber Gratulationen annehmen mußte.

Mal. Ich bin nur froh, daß bei dieser Statue kein Teufel ist.

Steinm. Geduld, Herr Vätter! In einem Ecke beim Fegfeuer, und im anderen Ecke der Hölle sitzen kleine Teufeln mit Haselnußstecken, welche zugleich andeuten, daß auch dieser Heilige von Teufeln geprügelt worden; folglich Raufer und Händelanfanger von Grobastling und von Schrollenberg hieraus abnehmen können, daß um so weniger sie sicher sind, auch von den Teufeln einmal Schläge zu verkosten.

Mal. Nun so hat auch dieser Heilige Schläge von den Teufeln bekommen?

Steinm. Gar erbärmlich haben sie ihn herumgeprügelt; und da ihm einmal die göttliche Mutter erschien, und ihn zu sich in die Luft erhob, henkte sich der Teufel an die Füsse des Heiligen, erfuhr aber, daß es nicht so leicht sey, einen herabzuziehen, den die göttliche Mutter aufgezogen hat.

Mal. Von den nachahmlichen Tugenden ist also nicht viel vorgestellet?

Steinm. Seine Liebe zu den Armen ist durch eine Kraut- und Kohlstaude angedeutet; denn soviel er Kraut und Kohl für die Armen abschnitt, ist hievon eben soviel am nämlichen Platze den folgenden Morgen wieder gewachsen.

Mal. Dieses ist in Rücksicht auf die Liebe des Nächsten eine nicht recht anschauliche und bewegliche Darstellung. Was soll die Kohlstaude für einen Eindruck machen? Im Verstands

ist

iſt es als ein Mirakel vorübergehend, ohne daß für das Herz etwas zurückbleibt, weil jeder denkt, der kann leicht geben, dem ſchon folgenden Morgen wieder etwas anderes dafür wächſt. Weit mehreren Eindruck hätte es gemacht, wenn Seraphin ſelbſt wäre vorgeſtellet worden, wie er mit den Brod- und Krautvertheilungen in Mitte der Armen beſchäftiget war. Es wäre das Mirakel dabei gar nicht nothwendig geweſen; genug, daß jeder Chriſt überzeugt iſt, daß das, was den Armen gegeben wird, durch den Segen Gottes bei verſchiedenen Gelegenheiten wieder erſetzet wird, wenn gleich der abgeſchnittene Kahl nicht über Nacht wieder daſteht. Es lieſſe ſich aus der Geſchichte und auch aus dem Leben der Heiligen recht ſchön auf Bildern und an Statuen ausdrücken, wie der Urheber der Natur ganz natürlich für diejenigen eine Belohnung eingeleitet, welche an denen ihnen von Gott zu Theil gewordenen Gaben auch ihrem Nebenmenſchen einen Genuß geſtattet haben. — Aber jetzt fahre der Herr Vätter nur noch mit Beſchreibung ſeiner Statuen fort.

Mal. Nun ſo hat auch dieſer Heilige Schläge von den Teufeln bekommen?

Steinm. Gar erbärmlich haben ſie ihn herumgeprügelt; und da ihm einmal die göttliche Mutter erſchien, und ihn zu ſich in die Luft erhob, henkte ſich der Teufel an die Füſſe des Heiligen, erfuhr aber, daß es nicht ſo leicht ſey, einen herabzuziehen, den die göttliche Mutter aufgezogen hat.

Mal. Von den nachahmlichen Tugenden iſt alſo nicht viel vorgeſtellet?

Steinm. Seine Liebe zu den Armen iſt durch eine Kraut- und Kohlſtaude angedeutet; denn ſoviel er Kraut und Kohl für die Armen abſchnitt, iſt hievon eben ſoviel am nämlichen Platze den folgenden Morgen wieder gewachſen.

Mal. Dieſes iſt in Rückſicht auf die Liebe des Nächſten eine nicht recht anſchauliche und bewegliche Darſtellung. Was ſoll die Kohlſtaude für einen Eindruck machen? Im Verſtande

iſt

iſt es als ein Mirakel vorübergehend, ohne daß für das Herz etwas zurückbleibt, weil jeder denkt, der kann leicht geben, dem ſchon folgenden Morgen wieder etwas anderes dafür wächſt. Weit mehreren Eindruck hätte es gemacht, wenn Seraphin ſelbſt wäre vorgeſtellet worden, wie er mit den Brod- und Krautvertheilungen in Mitte der Armen beſchäftiget war. Es wäre das Mirakel dabei gar nicht nothwendig geweſen; genug, daß jeder Chriſt überzeugt iſt, daß das, was den Armen gegeben wird, durch den Segen Gottes bei verſchiedenen Gelegenheiten wieder erſetzet wird, wenn gleich der abgeſchnittene Kahl nicht über Nacht wieder daſteht. Es lieſſe ſich aus der Geſchichte und auch aus dem Leben der Heiligen recht ſchön auf Bildern und an Statuen ausdrücken, wie der Urheber der Natur ganz natürlich für diejenigen eine Belohnung eingeleitet, welche an denen ihnen von Gott zu Theil gewordenen Gaben auch ihrem Nebenmenſchen einen Genuß geſtattet haben. — Aber jetzt fahre der Herr Vätter nur noch mit Beſchreibung ſeiner Statuen fort.

Steinm. Von denen Statuen, welche auf die Strassen zu stehen kommen, wird die eine gleich auſſer Schöpſenheim auf dem dortigen Kreuzwege; die andere aber auſſer dem Dorfe Nebelzell auf der, über den Trübenbach gehauten Brücke aufgeſtellet.

Mal. Auf die Brücke kömmt gewiß der heilige Johann von Nepomuck?

Steinm. Nicht getroffen, Herr Vätter! Der groſſe Chriſtoph iſt es, der hinauf kömmt mit der Innſchrift: **Wer ſankt Chriſtoph hat geſehn, kann ſicher ſeinen Weg fortgehn.** *

Mal. Dieſes paßt freilich auf eine jede Straſſe, hiemit auch auf eine Brücke. Aber ſonſt wird immer für die Brücke der heilige Johannes von Nepomuck gewählet, weil er einen näheren Bezug auf das Waſſer hat.

Steinm.

* Chriſtophorum videas, poſtea tutus eas.

Steinm. Hierinn irret ſich der Herr Vätter; ich ſelbſt habe für Brücken ſchon andere Heilige gemacht, die noch mehreren Bezug auf das Waſſer haben, als der heilige Johannes von Nepomuck, der ſeinen Tod im Waſſer finden mußte. Ich hatte nämlich einmal den heiligen Hiczinth aus dem Dominikanerorden in der Arbeit. Dieſer fuhr ſammt mehreren Geſellen auf ſeinem ausgeſpreitzten Kleide über einen reiſſenden Strom; ein andermal gieng er mit ſeinem alabaſternen Gnadenbilde und ſeinen Kloſterbrüdern über den Tripnerfluß mit trocknen Füſſen, da das Waſſer geſchwind zu einem feſten Boden wurde; von dieſem Wunder ſind die Zeichen noch zu ſehen, weil bis auf den heutigen Tag, (wie es Ribadeneira erzählet) die Fußſtapfen des heiligen Mannes von einem Ufer bis zum anderen ſich auf dem Fluſſe zeigen ſollen. — Ein andermal mußte ich ebenfalls auf einer Brücke den heiligen Gregorius den wunderthätigen genannt aufſtellen. Dieſer Heilige ſtieß am Geſtade des, ſich immer gefährlich ſchwellenden Fluſſes Lykus ſeinen Stab in die Erde. Der Stab fieng ſogleich an zu grünen, und in einen Baum auf-

aufzuwachsen; und die Fluthen konnten niemal über den Stamm dieses Baumes hinausschreiten. Auch ein solcher Heiliger ist also bei einem Flusse anpassender; und eben so anpassend ist der heilige grosse Christoph, der selbst statt einer Brücke diente, da er sich bei einem reissenden Bache aufhielt, und die Leute gegen Almosen hinüber trug.

Mal. Ich habe mir aber sagen lassen, daß diese Geschichte eine Fabel sey.

Steinm. Der Pater Kochem führet alles ausführlich an, daß er ein Heid gewesen; daß er so lang herumgereiset, um den Aufenthalt des größten Herrn der Welt zu finden; daß ihn ein heiliger Einsiedler sodann im Glauben unterrichtet, daß er sich statt des einsiedlerischen Lebens lieber gewählet habe, die Leute über den Bach zu tragen, weil er von einer ausserordentlichen Grösse und Stärke war; daß er doch bei dieser Grösse das Jesukindlein kaum ertragen konnte, welches sich in Gestalt eines schönen Knäbleins von ihm über den Bach tragen ließ; daß er sodann erst den Na-

men

men Christophorus vom Jesukindlein selbst erhalten; da er vorher Adozinus oder der Gottlose hieß; daß er eben auf Befehl des Jesukindleins das Evangelium zu predigen ausgegangen, und viele mit seinem Stabe, der immer sogleich zu einem grünenden Baum wurde, bekehret hat.

Mal. Diese Statue machte soviele Arbeit nicht. Der Heilige, das Jesukindlein auf seiner Achsel, und ein Stab in seiner Hand ist alles, was sich machen läßt.

Steinm. Ist leicht geredet; aber darauf war die Arbeit nicht beschränket. Ich mußte ja alles anbringen, was zu seiner Marter gehöret; einen glühenden Sturmhut auf sein Haupt; neben ihm eine eiserne Bank, worauf er mit Ketten gebunden mit untergezundenem Feuer gebraten, und mit Oel übergossen wurde, und doch unverletzt blieb, da hingegen die eiserne Bank wie Wachs zerschmolz; einer Menge Pfeile, mit welchen durch einen ganzen Tag auf ihn geschossen wurde, wovon aber keiner ihn traf, weil einige sogar in der

Luft hangen geblieben, und einer zurückprellte, und dem Scharfrichter das Aug verletzte; das Schwerd, mit welchem er enthauptet worden; eine Schaale mit seinem Blute, womit der Scharfrichter sein verletztes Aug geschmieret, und augenblicklich geheilet hat.

Mal. Die Pfeile, die in der Luft hangen geblieben, wird der Herr Vätter schwerlich zuwegen gebracht haben.

Steinm. Nun sind ja diejenigen auch nicht immer in der Luft hangen geblieben, sondern werden wohl endlich zu Boden gefallen seyn, sonst müßten sie noch dort hangen. Hiemit sind unter meinen liegenden Pfeilen alle Pfeile verstanden, mit welchen vergebens auf ihn geschossen worden.

Mal. Die Statue auf dem Kreuzwege auser Schöpfenheim, wie sieht diese aus?

Steinm. Diese stellet den heiligen Simeon Stilita vor.

Mal.

Mal. Der ist der Heilige, der auf verschiedenen Säulen viele Jahre gestanden. Der schickt sich nicht auf eine Strasse, wo die Wanderer Muth bekommen müssen, frisch fortzugehen, statt dessen, daß sie auf einem Fuß stehen bleiben.

Steinm. Er ist immer doch anpassend; denn die Wanderer müssen doch auch zuweilen ausruhen, hiemit stillstehen, wenn sie auch nicht auf einem Fuß stehen. Sodann können sie sich, wenn sie sich die Füsse aus Noth verwundet haben, durch den Anblick des heiligen Simeons trösten, der sich ohne Nothwendigkeit die Füsse verdorben, die Würme darinn wachsen lassen; wenn ein Wurm davon hinabgefallen, denselben wieder an den Fuß geleget, und sich aus lauter Andacht die Mühe gegeben, Gott zu Ehren auf einem Fuß stehen zu können, und in dieser Positur den Leuten noch dazu Predigten zu halten.

Mal. Gott hat ihm ja aber zween Füsse gegeben, um darauf zu stehen; und weder Christus weder die Apostel haben auf einem

Fuß

Fuß stehend geprediget. Auch diesem Heiligen mache ich den Himmel nicht streitig; aber in seiner Lebensart, wie sie in Legenden beschrieben ist, finde ich nicht viel, was man bei gesunder Vernunft nachahmen könnte. Schon im Anfange seines Klosterlebens band er sich einen, von Haaren gemachten Strick so stark um den blossen Leib herum, daß er kaum gehen konnte, daß ihm in den tiefen Wunden grosse Würmer wuchsen, daß vor Gestank bei ihm Niemand nahe stehen konnte, daß ihn deswegen der Abt aus dem Kloster jagen mußte. Würde ein vernünftiger Mann, ein bescheidener Beichtvater, ein Arzt nicht jedem sagen, daß dieses wider die Gesundheit, und wider die Selbsterhaltung, und hiemit wieder alles göttliche Gesetz sey; und daß ein Mensch bei Vernunft, ein ächter Christ, ohne sein Gewissen zu beschweren, etwas solches nicht unternehmen könne, zu geschweigen daß dieses eine wahre Andacht wäre; so müßte man sowohl ihn, als die, welche dieses Verfahren als eine, in sich tugendhafte Handlung gepriesen haben, für verrückte oder wenigstens äusserst dumme Leute halten.

Steinm.

Steinm. Die Legendenschreiber sagen doch, daß es den Abten selbst wieder gereuet habe, daß er einen so heiligen Mann aus dem Kloster gestossen, und daß er ihn deswegen auch wieder angenommen; welches aber von keiner Dauer gewesen, weil selbst der Heilige sich nicht weit von einem Dorfe eine Zelle gemacht, die oben ganz offen, und ohne Dach war; daher er vom Regen durch und durch naß, und von der Sonne erstaunlich verbrannt wurde.

Mal. Soll dieses vernunftmässig seyn? Einem Soldaten, auch Leuten in bürgerlichen Arbeiten ist es nothwendig, etwas solches immerzu auszustehen, und sie machen dabei sich mit Geduld Verdienste. Aber ohne Noth, und unter dem Vorwande, Gott zu dienen, sich selbsten etwas zuziehen, wobei die Gesundheit leidet, und Niemanden genützet ist, das kann nur von einer Verrückung der Sinnen, oder von einer erstaunlichen Einfalt herkommen, und kann zu keiner Nachahmung dienen. Was für eine Stellung gab ihm denn der Herr Vätter?

Steinm.

Steinm. An dem Postamente lehnen die kleinen Säulen, worauf er Anfangs gestanden, nämlich die vier Ellen hohe, welcher er sich durch vier Jahre bediente; die zwölf Ellen hohe, die zwanzig Ellen hohe, deren jede ihm durch zwölf Jahre diente; und die dreißig Ellen hohe, worauf er abermal vier Jahre stand. Er selbst aber steht auf der vierzig Ellen hohen, so wie er auch auf dieser durch sechszehn Jahre in Hitze und Kälte, im Regen und Schnee gestanden, ohne sitzend, oder liegend schlafen zu können; jedoch habe ich ihn nicht aufrecht stehend gemacht, sondern in der Positur, in welcher er seine Verbeugungen machte, nämlich dergestalt, daß seine Stirne die Zähen der Füsse berührte.

Mal. Verzeih mir der Herr Vätter. In der Positur muß der Heilige und die ganze Statue wunderlich aussehen. Das ist eine Positur von einem Seiltänzer.

Steinm. Der Pater Kochem schreibt, daß der Heilige mit dieser Positur alle Tage tausend zweyhundert vier und vierzig solcher tie-

fer

ser Reverenzen gemacht habe, und vor seinem Tode in dieser Stellung drei ganze Tage geblieben, bis er verschieden ist.

Mal. Sonst ist also nichts bei dieser Säule angebracht?

Steinm. Der Teufel, aber in Gestalt eines Engels mit dem feurigen Wagen, mit welchem er zur Säule hingefahren, und den Heiligen bereden wollte, daß er komme, ihn in den Himmel zu führen; worüber auch der Heilige den rechten Fuß ausgestrecket, um in den Wagen zu steigen.

Mal. Ja, ja! Die Geschichte sagt es, sie setzet auch bei, daß er von derselben Zeit erst anfieng, nur auf seinem Fuß zu stehen, und den ausgestreckten Fuß nicht mehr zurückzog.

Steinm. Das Postament der Säule stellet ein Grab vor, weil die Mutter des Heiligen, nachdem sie ihn gesucht, und in dieser Stellung angetroffen, unter der Säule starb, und be-

begraben wurde. Auf dem Grabſteine habe ich einen lachenden Engelskopf angebracht.

Mal. Warum dieſes?

Steinm. Der Herr Vätter wird ja wiſſen, daß der Leichnam dieſer verſtorbenen Mutter, da der Heilige nach ihrem Tode für ſie gebethet, in währendem ſeinem Gebeth noch aufgelacht hat; dieſes wollte ich alſo durch den lachenden Engelskopf anzeigen.

Mal. Nun ſage mir der Herr Vätter, ob es den Lebendigen verarget werden kann, wenn auch ſie lachen; aber nicht über den Heiligen, ſondern über die Legendenſchreiber, die weder wußten, was ſie alles ſchreiben, weder wußten, was ſie anpreiſen, und dem Volke zur Nachahmung oder beſſeren Belehrung aufklären ſollten.

Steinm. Die zwo Statuen, die ich für zwo Abteien machen mußte, werden dem Herrn Vätter ſchon beſſer gefahlen.

Mal.

Mal. Für welche Abteien gehören ſie?

Steinm. Die eine gehöret nach **Weintling-kloſter**, und die andere nach Kloſter **Bierſee**. Bei einer jeden dieſer Abteien iſt vor der Prälatur ein groſſer Platz; und auf jeden dieſer Plätze kömmt eine Statue zu ſtehen. Nach Kloſter **Bierſee** kömmt der heilige Kolumbanus, welcher ſelbſt Abt war. Dieſe Statue iſt ziemlich einfach. Es ſteht nämlich nur der Heilige im abteilichen Habit aufrecht da. Neben ſeiner ſteht ein Bierfaß, und neben dem Bierfaß kniet ein Ordensbruder einen Bierzapfen in der Hand haltend?

Mal. Was ſoll das bedeuten?

Steinm. Dieſer Ordensbruder ſtellet den Kellermeiſter des Kloſters vor, welchen der Abt zu ſich holen ließ, und welcher aus Gehorſam auch ſogleich zum Abten lief, aber beim Faß, wovon er eben Bier herabließ, den Zapfen vorzuſtecken vergaß. Der geſchwinde heilige Gehorſam machte aber, daß doch kein Tropfen Bier unterdeſſen aus dem Faße herausrann.

Mal. Ungeachtet dieſes Mirakels, welches glauben kann, wer will, macht bei der Statue eines Heiligen, und vor einer Kloſterprälatur ein Bierfaß, und ein Ordensbruder mit einem Bierzapfen keinen beſonders guten Anblick. Der heilige Kolumbanus wird ſich mit Tugenden ausgezeichnet haben, die für jedermann anwendbar und nachahmlich ſind. Solche Tugenden ſollen hiemit den Leuten gleich beim Eingange in eine Prälatur ſich darſtellen.

Steinm. Wenn dem Herrn Vätter das nicht gefählt; ſo gefählt dem Herrn Vätter das andere noch weniger, was nach Weinlingkloſter kömmt.

Mal. Dort wird ein Feinfaß bei der Statue ſeyn müſſen, weil nach Kloſter Bierſee ein Bierfaß kömmt.

Steinm. Einige Klöſter ſehen zwar ſorgfältig darauf, daß bei ihren Gebäuden immer etwas ſolches angebracht werde, was eine ſchnackigte Anſpielung ſelbſt auf die Namen

der

der Klöster enthält; dieses ist auch im Weinlingkloster zu sehen, wo nämlich der berühmte Klosterkeller am Eingange ein herrliches Portal von Marmor hat. Schon ober diesem Portal ist eine Deutung auf den Wein, weil nämlich Lot mit einem grossen Pockal, und seine zwo Töchter, wie sie ihm aus Weinämpern einschenken, recht künstlich im Stein ausgehauen zu sehen sind. Auch herunten zur rechten Seite des Einganges ist eine Statue, vorstellend den evangelischen Herrn des Weingartens mitten unter Weinreben mit der Unterschrift: **Er wird den Weinberg andern geben.** Mark. 12, 8; und auf der linken Seite die heilige Jungfrau Zita, wie sie armen Leuten Wasser einschenkt.

Mal. Also die armen Leute haben aus diesem Keller nichts zu hoffen, sondern sie sollen mit Wasser vorlieb nehmen?

Steinm. Dieses zielet vielmehr auf das Mirakel, welches geschah, da die heilige Jungfrau Zita einem Bettler einen Trunk Wasser gab, und dieses Wasser in den vortrefflichsten

und lieblichſten Wein, deßgleichen der Bettler ſein Lebtag nicht verkoſtet hat, augenblicklich verwandelt wurde.

Mal. Nun ſo heißt es doch beinahe ſo viel, daß es in dieſem Kloſter ebenfalls mirakulos zugehen müſſe, wenn die Armen daſelbſt einen Wein bekommen. Ich ſehe aus dieſen Statuen nicht viel Auferbauung, und beſonders nicht aus den Statuen des Lots und ſeiner Töchter. Der Herr des Weingartens, mit der Unterſchrift: **Er wird den Weinberg andern geben**, ob ſie gleich angebracht zu ſeyn ſcheinet, um auf die klöſterliche Anſichbringung auch der Weingärten einen Text unſchicklich anzubringen, wird ietzt erſt durch die Kloſteraufhebungen am meiſten anpaſſend.

Steinm. Die Statue aber, die der Herr Prälat ſelbſt für den Platz der Prälatur anſchaffte, hat gar keinen Bezug auf einen Wein; ſondern ſie ſtellet den heiligen Einſiedler Gerold vor, der nach verachteter Welteitelkeit ſich vorgenommen, an jenem Orte in der Wildniß zu bleiben, wo ſich ſein Eſel, der ihm ſein Ge-

pâck nachtrug, zur Ruhe niederlaſſen würde. Bei den Füſſen des Heiligen liegen ſeine zween Söhne Adalrik und Kuno, die bei ihrem Vater, da ſie ihn in der Wildniß fanden, als Einſiedler verblieben, und zwiſchen dieſen Söhnen habe ich auch den Eſel liegend gemacht. Der Eſel ſpitzet aber doch die Ohren, weil Jäger und Jagdhunde rund herum angebracht ſind, wie nämlich Otto, Graf von Jagdberg, auf der Jagd zu dieſen Heiligen hingeleitet worden, ſie in groſſer Hohſchätzung und in Ehren gehalten, und ihnen ein Kloſter erbauen laſſen. Bei den Jägern und Hunden habe ich mir die meiſte Mühe gegeben, weil der Herr Prälat ein auſſerordentlicher Liebhaber von der Jagd iſt.

Mal. Ich habe es mir gleich eingebildet, daß dieſe Statue nebſt der Anempfehlung des Kloſterlebens auch einen Bezug auf dieſe Lieblingsleidenſchaft haben müſſe.

Steinm. Uiber den Herrn Prälaten von Weinlingkloſter laſſe ich nichts kommen. Er gab mir durch etwelche Jahre zu arbeiten,

und bezahlte mir die Arbeiten großmüthig. Alle Statuen, die dort an Eingängen zur Küche, zur Schaffnerei, zum Kastenamt, zur Kammerei, zur Hofrichterei, zur Bibliotheck, zum Refektorium, zum Fischbehalter, in die Reitschule, bei der Klosterpforte, am Eingange zur Prälatur, vor der Kirchenthüre, und im Garten stehen, alle sind von mir gearbeitet.

Mal. Diese alle bin ich begierig, mir beschreiben zu lassen. Was ließ er denn bei der Bibliotheck für eine Statue anbringen?

Steinm. Ober dem Eingang in die Bibliotheck hatte ich nur den heiligen Thomas von Aquin aufzustellen, mit seinem Sinnspruche, der ihm mit goldenen Buchstaben aus dem Munde geht: **Der nur ein Buch, und selbes wohl lieset, wird am gelehrtesten.** Und unter der Statue ist ebenfalls in goldenen Buchstaben der Spruch Alberti: **Ihr nennet den Thomas einen stummen Ochsen; ich versichere aber, es wird dieser Ochs mit der Zeit dermassen seine Gurgel aufthun,**

thun, daß man ihn durch alle Welt wird brüllen hören. *

Mal. In dieser Bibliotheck wird es wüste aussehen. Hat denn der Herr Prälat vom heiligen Thomas nichts besseres anzugeben gewußt, welches zur Lesung mehrerer nützlicher Bücher (wie denn gewiß Geistliche, um sich auszubilden, mehrere gute Bücher lesen sollen) aneifern könnte, und sich zu einer Bibliotheck besser schickte, als der Spruch von einem einzigen Buch und von einem Ochsen?

Steinm. Beim Eingange in die Küche, und auch bei jenem in dem Speissaal sieht es schon lustiger aus. Beim Eingange in den Speissaal, wo ebenfalls ein Portal von Marmor ist, sieht man ober dem Portal und neben demselben nichts, als grosse und kleine Engel mit Paßgeigen, Violinen, Trompeten und Paucken, Huboien, Klarineten, Flautraversen, mit Musikalien, woraus einige singen, und mit der ganzen türkischen Musick.

Mal.

* Ribaden. in vita S. Thomae Aquinatis.

Mal. Das deutet auf die Tafelmuſick, von welcher der Herr Prälat unter dem Speiſen ein Liebhaber ſeyn wird?

Steinm. Das iſt er; und ich habe noch in keinem Stifte eine ſo vortrefliche Tafelmuſick gehöret. Dieſe dürfte nie hinwegbleiben. Kaum als die dritte Speiſe herumgetragen wird, kömmt ſchon von den Muſikanten einer nach dem anderen in den Saal, macht ſeine tiefſte Verbeugung; und wenn ſie beiſamm ſind, ſodann läßt ſich die Muſik ſo prächtig hören, als wenn man im Himmel wäre.

Mal. Die Legenden ſind zwar voll von muſizirenden Engeln; aber ich finde nichts unſchicklicheres, als die heiligen Engel mit aufgeblaſenen Backen als Trompeter hinzuſtellen, und aus ihnen eine himmliſche Muſickbande zu machen, wie die Heiden ihre Götter auf Harfen und Flöten ſpielen lieſſen.

Steinm. Bei dem Eingange in die Küche iſt ober dem Portal der heilige Karolomanus vorgeſtellt, wie er in der Kloſterküche auf dem

Berge

Berge Kaſſino in allerhand ſchlechten und ſchmutzigen Verrichtungen ſich gebrauchen ließ, aber von dem groben Koch eine Ohrfeige bekam, und wie dieſer grobe Koch deßwegen von dem Mitbruder des Karolomanus gleichfalls gepeitſcht wird.

Mal. Das iſt wieder eine auferbauliche Statue; aber die Vorſtellungen ſolcher Begebenheiten, wenn ſie wirklich einem Heiligen Gelegenheit gaben, dabei ſeine Geduld zu üben, ſind doch nicht am tauglichſten, die Vortrefflichkeit der Geduld mit Erbauung anſchaulich zu machen.

Steinm. Vor den prächtigen Pferdſtallungen iſt eine Reitſchule angebracht. Auf der einen Seite des Einganges in die Reitſchule ſteht der heilige Franz von Paula, ein Schmied, und zwiſchen ihnen ein Eſel, der die Eiſen vom Hufe hinwegſchleudert.

Mal. Wie kömmt denn der Eſel auf die Reitſchule?

Steinm.

Steinm. Es kömmt schon eine Statue mit Pferden auch. Der Herr Vätter muß ja wissen, daß in einigen Ländern die Esels die nämlichen Dienste thun, welche bei uns von Pferden geleistet werden. Franz von Paula hatte einmal kein Pferd, sondern einen Esel. Diesen ließ er vom Schmied beschlagen, und der Schmied foderte dafür Bezahlung. Der Heilige hatte kein Geld, und befahl dem guten Esel, daß er dem ungestümmen Schmied die Eisen wieder herabschleudern solle, welches der Esel auch alsogleich that. Die Statue ist hiemit immer ein Exempel für den Schmied, der in die Klosterstallung kömmt.

Mal. Derjenige muß selbst im Kopfe nicht gut beschlagen und vernagelt seyn, der einem Schmiede keine bessere Schilderung seiner Pflichten hinstellen kann. Der Schmied beschlägt die Klosterpferde ja nicht unentgeltlich; oder sollte er vielleicht hiedurch aufgemuntert werden, auch bei Prälatenpferden es um ein Leichteres zu thun?

Steinm.

Steinm. Auf der andern Seite des Einganges in die Reitſchule gerade gegenüber vom Eſel ſteht ein Kameel.

Mal. Iſt wahr; ein Kameel dienet auch zum Reiten, und kann ſich immer auf der Reitſchule ſehen laſſen. Es hat aber gewiß eine Bedeutung auf einen Mönch.

Steinm. Auf den heiligen Mönch und Einſiedler Malchus. Eben der ſitzet ſammt einem Weibe auf dem Kameel; und dieſes wird von einem Sarazenen getrieben.

Mal. In dieſer Heiligenlegende bin ich ſchon wieder unerfahren.

Steinm. Er gieng ſeinen Eltern heimlich davon, und wurde Mönch und Einſiedler; dann wollte er aber doch ſeine Mutter nochmal ſehen, und gieng auch aus dem nämlichen Kloſter ohne Einſtimmung des Abtens davon. Er geſellte ſich zwar auf der Reiſe zu einem groſſen Haufen Männer und Weiber. Allein dieſe Schaare wurde von Sarazenen zerſtreuet;

er ſammt einem Weibe eines anderen Reiſege-
fährten gefangen, ſammt dieſem Weibe auf ein
Kameel geſetzet, und in die Dienſtbarkeit ge-
führet. Sein neuer Herr wollte haben, er
ſolle dieſes Weib heurathen, und Kinder er-
zeugen; Malchus widerſetzte, daß er weder
ein fremdes Weib heurathen, weder die, Gott
gelobte Keuſchheit brechen könne. Der Herr
zückte den Säbel, und Malchus verſprach,
ſie zu heurathen; ſetzte aber hernach ſich ſelbſt
ein Meſſer auf die Bruſt, um auf dieſe Weiſe
eher ein Martyrer, als ein Ehemann zu wer-
den. Das Weib war geſcheider, ſagte ihm,
daß ſie ihn von allen ehelichen Pflichten los-
ſpreche, daß es alſo nur auf eine Verſtellung
ankomme, als ob ſie verheurathet wären, daß
folglich nicht nothwendig ſey, ſich umbringen
zu laſſen, zu geſchweigen, ſich ſelbſt umzubrin-
gen. Hierauf bekamen ſie von ihrem Herrn
mehr Zutrauen, ſo daß ſie mit der Schaafheer-
de, welche ſie hüten mußten, etliche Täge aus-
bleiben konnten; und dann ſchlachtete er mit
Einverſtändniß ſeiner keuſchen Gemahlinn, aber
ohne Wiſſen ſeines Herrn zween groſſe und
ſtarke Böcke; das Fleiſch richtete er zu einer

Weg-

Wegzehrung, und aus den Häuten machte er zween grosse lederne Säcke, füllte sie mit Wind, legte sich sammt seiner keuschen Gemahlinn darauf, und so setzten sie über das Wasser.

Mal. Mit dieser Geschichte sieht es windig und wässerig aus.

Steinm. Ihr Herr setzte ihnen bald auf dem Fuß nach. Sie verkrochen sich in der Angst in eine Höhle. Der Herr schickt einen Bedienten hinein, um sie heraus zu jagen, und er blieb mit gezücktem Säbel vor der Höhle stehen. Aber der Bediente kam nicht mehr heraus; denn es fraß ihn darinn eine Löwinn, und das nämliche widerfuhr dem Herrn selbst, da er voll Ungeduld und scheltend dem Bedienten nachgehen wollte. Dem Malchus und seiner Gemahlinn begegnete aber die Löwinn mit aller Hohachtung, und machte ihnen sogar Platz in der Höhle. Hierinn wollten sie aber nicht bleiben, sondern sie nahmen die Kameele des Herrn und des Bedienten sammt dem darauf gepackten Speisenvorrath, tranken an einem Flusse in Furcht, sie möchten lange Zeit

kein

er ſammt einem Weibe eines anderen Reiſegefährten gefangen, ſammt dieſem Weibe auf ein Kameel geſetzet, und in die Dienſtbarkeit geführet. Sein neuer Herr wollte haben, er ſolle dieſes Weib heurathen, und Kinder erzeugen; Malchus widerſetzte, daß er weder ein fremdes Weib heurathen, weder die, Gott gelobte Keuſchheit brechen könne. Der Herr zückte den Säbel, und Malchus verſprach, ſie zu heurathen; ſetzte aber hernach ſich ſelbſt ein Meſſer auf die Bruſt, um auf dieſe Weiſe eher ein Martyrer, als ein Ehemann zu werden. Das Weib war geſchneider, ſagte ihm, daß ſie ihn von allen ehelichen Pflichten losſpreche, daß es alſo nur auf eine Verſtellung ankomme, als ob ſie verheurathet wären, daß folglich nicht nothwendig ſey, ſich umbringen zu laſſen, zu geſchweigen, ſich ſelbſt umzubringen. Hierauf bekamen ſie von ihrem Herrn mehr Zutrauen, ſo daß ſie mit der Schaafheerde, welche ſie hüten mußten, etliche Täge ausbleiben konnten; und dann ſchlachtete er mit Einverſtändniß ſeiner keuſchen Gemahlinn, aber ohne Wiſſen ſeines Herrn zween groſſe und ſtarke Böcke; das Fleiſch richtete er zu einer

Weg-

Wegzehrung, und aus den Häuten machte er zween groſſe lederne Säcke, füllte ſie mit Wind, legte ſich ſammt ſeiner keuſchen Gemahlinn darauf, und ſo ſetzten ſie über das Waſſer.

Mal. Mit dieſer Geſchichte ſieht es windig und wäſſerig aus.

Steinm. Ihr Herr ſetzte ihnen bald auf dem Fuß nach. Sie verkrochen ſich in der Angſt in eine Höhle. Der Herr ſchickt einen Bedienten hinein, um ſie heraus zu jagen, und er blieb mit gezücktem Säbel vor der Höhle ſtehen. Aber der Bediente kam nicht mehr heraus; denn es fraß ihn darinn eine Löwinn; und das nämliche widerfuhr dem Herrn ſelbſt, da er voll Ungeduld und ſcheltend dem Bedienten nachgehen wollte. Dem Malchus und ſeiner Gemahlinn begegnete aber die Löwinn mit aller Hochachtung, und machte ihnen ſogar Platz in der Höhle. Hierinn wollten ſie aber nicht bleiben, ſondern ſie nahmen die Kameele des Herrn und des Bedienten ſammt dem darauf gepackten Speiſenvorrath, tranken an einem Fluſſe in Furcht, ſie möchten lange Zeit

kein

kein Waſſer bekommen, ſo viel ſie immer vorhinein trinken konnten; reiſeten fort, und kamen endlich an das Kloſter, wo Malchus ehevor davongegangen. Er wurde gleich wieder angenommen, und auch ſie durfte bei den Weibsbildern des Kloſters bleiben.

Mal. Das iſt eine lehrreiche Geſchichte, daß es Gott erbarme. Wenn ſich einmal ein Roßknecht des Herrn Prälaten ein Beyſpiel nähme, und aus ſeinem, vielleicht ſchweren Waiſendienſte mit einem Paar Pferde heimlich davon gienge, mit einem keuſchen Weibsbild herumreiſete, welche ihn ebenfalls abhalten könnte, ſich vor Verzweiflung umzubringen; und endlich dächte in einem anderen Kloſter ſammt ſeiner Reisgefährtinn wieder Dienſte nehmen zu können? O! Wie übel wäre die Sicherheit und Sittlichkeit der menſchlichen Geſellſchaft daran, wenn man alles das nachahmen wollte, was uns die Mönche bei ihren Bildern und Statuen ohne einige Warnung aufſtellen, und oft noch dazu in den Legenden als rühmlich beſchreiben.

Steinm.

Steinm. An der obersten Wand der Reitschule ist die Statue der heiligen Martyrinn Luzia, welche einem gleich in die Augen fällt, wie man bei der Reitschule eintritt. Zu ihrer linken Seite sind zwölf Schergen, welche sie mit Stricken von der Stelle bringen wollen; und auf ihrer rechten Seite sind sechs Pferde angespannt, welche sie auch nicht von der Stelle bringen können. Sieht der Herr Vätter! Da sind Pferde genug. Ich habe sie alle recht fleissig ausgearbeitet. Aber der Esel und das Kameel am Eingange wollen dem Herrn Prälaten doch besser gefahlen. Er steht oft stundenweise zwischen dem Esel und dem Kameel, und sieht sie mit Vergnügen an.

Mal. Esel könnten meinetwegen auf der Reitschule soviele seyn, als der Herr Prälat sehen will; aber nur die Vorstellungen der Heiligen, die zu ihrer Ehre und ihrer Nachahmung dem Ort und der Schilderung nach nichts beitragen, sollten nicht dort seyn. Wenn der Herr Prälat ein Liebhaber von Statuen ist, und wenn er Heilige vorgestellet haben will; nun so sollen sie am gehörigen Orte,

und

und mit einer ſolchen Vorſtellung geſehen werden, woraus man über eine anwendbare tugendhafte Handlung, und über eine wahre Geſchichte belehret würde. Heilige und Mirackel ſollen bei meiner Ehre zu keiner bloſſen Zierde einer Reitſchule genommen werden. Der Herr Prälat mag zwar vielleicht unter dieſen Heiligen und Mirackeln ganz andächtig herumreiten.

Steinm. Der Herr Vätter ſollte ihn reiten ſehen. Er reitet, als wie ein Huſar, oder als wie der heilige Georgius, da er auf den Drachen losſprengte.

Mal. Auweh! Iſt ewig Schade, daß nicht die ganze fabelhafte Geſchichte, welche ſich die Legendenſchreiber von einem heiligen Georgius gemacht haben, auf der Reitſchule auch vorgeſtellet iſt.

Steinm. Der Herr Vätter hält alſo das nicht für wahr, was vom heiligen Georgius geſchrieben iſt?

Mal.

Mal. Mir ſagte es ſelbſt ein Prieſter, daß in dem Brevier, welches ſie bethen müſſen, an dieſem Tage nur das enthalten ſey, was von Martyrern überhaupt angerühmet werden kann, ohne einer beſonderen Begebenheit von einem Ritter Georg und einem Lindwurm zu erwähnen, weil man hierüber keine glaubwürdigen Dokumente gefunden. Nun laſſen wir das gut ſeyn; Georgius mahnet einen ohnehin nur auf das Zinszahlen. Beſchreibe mir der Herr Vätter lieber die übrigen Statuen im Kloſter Weinling.

Steinm. Der Eingang zu einer jeden Verwaltung, oder zu einem jeden Offizialat in dieſem Kloſter iſt mit einem Portal aus Marmor und mit Statuen verſehen. Bei der Hofrichterei hanget lauter Zwiehel aus Stein gehauen, und der heilige Bernhard in der Mitte des Zwiebels, weil ihn der Teufel einen Zwiebelfreſſer geheiſſen, und weil die Unterthanen (wie mir der Herr Prälat ſagte) denen Zwiebeln gleichen, die die beſten werden, wenn man ſie recht mit Füſſen tritt.

Mal. Mir ſagte ſelbſt ein vermöglicher bescheidener Bauer von ſeinen Nachbarn dieſe Worte: **Sie wiſſen aus Uibermuth nicht, was ſie alles anfangen ſollen; es geht ihnen viel zu gut, und ſie ſind ſo ſehr undankbar für die Erleichterungen, die ihnen zukommen, ſo wenig ſie dieſelben vernünftig zu benützen wiſſen. Grobheit, ungeſtümme übertriebene Foderungen um die ganze Hand, wenn man ihnen den Finger reicht** (ſagte er) **ſind ihre Haupteigenſchaften.** Das ſagte ſelbſt ein geſcheider Bauer. — Aber als Sklaven und Leibeigene ſolle man ſie doch nie halten; und ein adelicher Wohllüſtling und Müſſiggeher ſolle nie berechtiget ſeyn, die Unterthanen als diejenigen anzuſehen, aus denen er Schweis und Blut deſpotiſch und nach ſeinem Belieben zur Stillung ſeiner Uippigkeiten herauspreſſen kann.

Steinm. Hierinn hat der Herr Vätter recht. Bauern ſollen nicht zu viel fodern, und die Herrſchaften ſollen auch nicht zuviel fodern. Es iſt nichts lächerlicher, als wenn

einige

einige Vornehme den Heiligen vor lauter Andacht beinahe die Füsse abbeissen, ihre Handlungen aber auf nichts minder, als auf die Nachahmung der Heiligen in den wahren Tugenden, und hiemit auch in Behandlung ihres Nebenmenschen richten. Sie haben den Mund voll von Religion; sie sehen nichts als Freigeister; für ihre Ohren ist jeder Satz, den sie ehe nicht gehöret haben, ganz besonders empfindlich; aber Kopf und Herz ist ausserordentlich hart, gleich als ob dahin kein anderer Eindruck kommen dürfte, als der Aufdruck des hochadelichen Wappens, so bei ihrem Adelsdiplom in Kapseln vom harten Holze bewahret ist. Ja sie möchten nichts lieber, als, da sie nicht Regenten sind, doch Korregenten seyn, und beinahe dem Landesfürsten selbst Gesetze vorschreiben können.

Mal. Ein Beweis, daß sie von Religion, von Heiligen, und von Verehrung der Heiligen, so sehr sie auch davon reden, keinen Begriff haben, den sie auch nie aus Legenden und Klosterbildern lernen werden, nachdem die Lehrmeister so unschickliche Abbildungen der Hei-

ligen, und am unschicklichsten Orte machen. Bei der Hofrichterei wäre wohl der heilige Ivo, wie er sich um die Armen annahm, um ihnen die Gerechtigkeitspflege zu verschaffen, anpassender gewesen. Auf der Kammerei, wo Geld eingeht, da bin ich vorwitzig, was für eine Statue im Weinlingkloster hingestellet ist.

Steinm. Die Statue des seeligen Hermanus aus dem Prämonstratenserorden, welchem die göttliche Mutter immer das nöthige Geld verschaffet hat, und zwar mit Anzeigung eines Steines, worunter er immer Geld finden würde. Hermanus (schreibt Ribadeneira) hatte hiemit einen unerschöpflichen Geldkasten, in welchem aber andere nichts fanden, weil ihnen der Schlüssel der marianischen Andacht fehlte.

Mal. Die Vorstellung eines unerschöpflichen Geldkastens paßt so übel auf eine Klosterkammerei nicht; wenn nur nicht wieder ein Heiliger dazu genommen wäre. Zum Vortheil der Stifter will ich dieses Mirackel für falsch ausgeben, damit nicht Diebe, die ohne marianischr

sche Andacht oft einen Schlüssel finden, über die Klosterkassen in der Meynung sich herma-chen, daß Prämonstratenser oder andere Or-densmänner niemal einen Abgang haben kön-nen, wenn ihnen auch etwas entfremdet wird.

Steinm. Uiber dem Portal des Einganges zur Schaffnerei ist abermal der heilige Karo-lomanus, der bei der Küche ist, aber in einer andern Vorstellung, nämlich wie er im Hemde dasteht, und ihm ein Räuber ein Paar Bein-kleider giebt.

Mal. Was ist das für eine Geschichte?

Steinm. Karolomanus mußte selbst die Schaafe des Klosters hüten.

Mal. Das thut kein Pater Schaffner. Der ist Herr über so vieles Gesind, welches das Vieh des Mayerhofes hüten und besor-gen muß.

Steinm. Nun, es kamen einmal Räuber, und wollten Schaafe des Klosters hinwegtrei-

ligen, und am unschicklichsten Orte machen. Bei der Hofrichterei wäre wohl der heilige Ivo, wie er sich um die Armen annahm, um ihnen die Gerechtigkeitspflege zu verschaffen, anpassender gewesen. Auf der Kammerei, wo Geld eingeht, da bin ich vorwitzig, was für eine Statue im **Weinlingkloster** hingestellet ist.

Steinm. Die Statue des seeligen Hermanus aus dem Prämonstratenserorden, welchem die göttliche Mutter immer das nöthige Geld verschaffet hat, und zwar mit Anzeigung eines Steines, worunter er immer Geld finden würde. Hermanus (schreibt Ribadeneira) hatte hiemit einen unerschöpflichen Geldkasten, in welchem aber andere nichts fanden, weil ihnen der Schlüssel der marianischen Andacht fehlte.

Mal. Die Vorstellung eines unerschöpflichen Geldkastens paßt so übel auf eine Klosterkammerei nicht; wenn nur nicht wieder ein Heiliger dazu genommen wäre. Zum Vortheil der Stifter will ich dieses Mirackel für falsch ausgeben, damit nicht Diebe, die ohne marianischen

sche Andacht oft einen Schlüssel finden, über die Klosterkassen in der Meynung sich hermachen, daß Prämonstratenser oder andere Ordensmänner niemal einen Abgang haben können, wenn ihnen auch etwas entfremdet wird.

Steinm. Uiber dem Portal des Einganges zur Schaffnerei ist abermal der heilige Karolomanus, der bei der Küche ist, aber in einer andern Vorstellung, nämlich wie er im Hemde dasteht, und ihm ein Räuber ein Paar Beinkleider giebt.

Mal. Was ist das für eine Geschichte?

Steinm. Karolomanus mußte selbst die Schaafe des Klosters hüten.

Mal. Das thut kein Pater Schaffner. Der ist Herr über so vieles Gesind, welches das Vieh des Mayerhofes hüten und besorgen muß.

Steinm. Nun, es kamen einmal Räuber, und wollten Schaafe des Klosters hinwegtrei-

ben. Karolomanus bath, lieber ihn selbst zu berauben; welches auch bei den Räubern solchen Eindruck machte, daß sie die Klosterschaafe fahren lieſſen, und ihn von allen Kleidern entblößten. Ein einziger, der (wie Ribadeneira schreibt) von diesen Raumaufen etwas menschlicher war, hat ihm ein Paar Salva venia Hosen gegeben. Ungeachtet dieser ausgezeichneten Sorgfalt für die, ihm anvertrauten Schaafe hat ihn der Abt des Klosters, um seine Tugend noch mehr zu prüfen, einen faulen und nichtswerten Limmel geheiſſen.

Mal. Abermal ein schönes Klosterexempel.

Steinm. In der Mitte des prächtigen Fischbehalters stehen zwo Statuen, die eine des heiligen Bischofs Ludgerus, auf dessen Geheis die Fischer immer auch solche Fische bekamen, zu deren Fang die Zeit schon vorüber war; die andere des heiligen Paſcalis Franziskanerordens mit seinem Stabe, mit welchem er noch als Viehhirt sogleich aus dem dürresten Boden ein überaus helles und frisches Wasser hervorbrachte.

Mal.

Mal. Die Kloſterforellen würden auch in keinem matten Waſſer gut thun, oder es müßte wieder ein anderes Mirakel geſchehen.

Steinm. Ober dem Eingange zum Kaſtenamt iſt der heilige Abt Theodoſius, wie er ungefähr beim Abten Martinianus einkehret. Dieſer hatte keinen Biſſen Brod, ſo er dem Theodoſius hätte vorlegen können, und befahl daher den Kloſterbrüdern, ein Schüſſelein mit Linſen aufzutragen. Theodoſius ſah den Martinianus an, er ſah ihm ein Getreidkörnlein am Barte hangen, nahm es herab, und ſagte: Martiniane! nimm dieſes Körnlein andächtig, und lege es in die Getreidkammer. Martinianus that es, und des anderen Tages befand ſich die Getreidkammer dermaſſen geſtrotzet voller Korn, daß es ſogar zur Thüre hinausfiel.

Mal. Aber um des Himmels willen! Konnte denn auch hier nichts auferbaulicheres, und ein, zur Tugend ganz natürlich bewegendes Beiſpiel aus dem Leben der lieben Heiligen Gottes angebracht werden? Ich bin zwar wenig

in

in den Legenden erfahren; aber ich wüßte hieraus auf einen Getreidkasten ganz andere Exempel aufzustellen. Die Beschäftigung des heiligen Ackermanns Isidorus mit Vertheilung des Getreides unter arme Leute, worunter meinetwegen auch Vögelchen abgebildet werden könnten; da er so gutherzig war, daß er im harten Winter, wenn diese Thierchen keinen Fraß bekamen, ihnen Getreidkörner vorwarf; eine gleiche Beschäftigung des heiligen Franziskus Regis; die Vorstellung, wie der heilige Abt Odilo, um den Armen beizuspringen, nicht nur kein Geld und kein Getreid gespahret, sondern sogar den Kirchenzierrath verkauft hat; eine gleiche Abbildung des heiligen Hugo, der seine bischöfliche Ringe und die Kelche in der Kirche nicht geschonet, um den Armen zu helfen; und mehrere solche lehrreiche Thatvorstellungen wären auf einen Getreidkasten anpassender, als daß ein Abt dem anderen ein Getreidkörnlein vom Barte herabklaubet, und damit eine mirakulose Getreidvermehrung zuwegen bringet. Jedem, der gegen die Armen wohlthätig ist, der den Armen giebt, dem wird durch göttlichen Seegen wieder gegeben.

Das

Das ist das gewisseste und wahrhafteste Mirakel.

Steinm. Tausend hinein; der Herr Vätter weis doch ein und anderes aus den Legenden; und eine Legende würde so übel nicht ausfallen, wenn der Herr Vätter eine schriebe.

Mal. Sie müßte mir so seyn, daß sie den Heiligen selbsten besser gefiele, als manche andere Legende. Mit Mirakeln hielt ich mich nicht viel auf. Handlungen, die zu keiner Belehrung und Nachahmung taugen, berührete ich auch nicht viel; und wenn ich menschliche Schwachheiten an einigen Handlungen der Heiligen fände; so würde ich hieraus Gelegenheit nehmen, den Leser davor zu warnen, und ihn zu überzeugen, wie wir auf unserer Hut seyn müssen, da sogar Heilige in solche Schwachheiten verfallen. Behüte mich Gott, daß ich einen Fehler eines Heiligen, oder auch nur eine unbedeutende Handlung mit übertriebenen Lobsprüchen anpriese. Aber solche Handlungen der Heiligen, welche Bauern, Bürger, Soldaten, Staatsbeamte, Arme, Reiche,

Aeltern,

Aeltern, Kinder, Ledige, Verheurathete, Herren und Unterthanen in ihrem Stande nicht nur nachahmen können, sondern zur Erfüllung ihrer Pflichten nachahmen sollen, die wollte ich recht anschaulich machen. Wenn es bei mir stünde, wäre kein Bild und keine Statue ohne eine solche lehrreiche Vorstellung. Was heißt das, nur Figuren hinstellen, oder sie so hinstellen, daß weder der Ort, wo sie angebracht sind, weder die ganze Abbildung zur Nachahmung der Heiligen und ihrer wahren Verehrung dient?

Steinm. Wenn der Herr Vätter so denket; da sage ich kein Wort mehr von den übrigen Statuen in Weinlingkloster. Der Herr Vätter wird ja vor lauter Eifer gegen diese Statuen roth, wie ein Krebs.

Mal Sind vor der Kirchthüre, und vor der Klosterpforte auch so unschickliche Vorstellungen?

Steinm. Vor der Kirchthüre stehen zwey schöne grosse Statuen auf zwei grossen und brei-

ten

ten Postamenten. Rechts ein Esel, der allein gehet, und welchem eine Schaare Menschen auf den Fuß nachfolget.

Mal. Das ist doch erstaunlich! Schon wieder ein Esel!

Steinm. Der Esel rechter Hand trägt die Reliquien der heiligen Martyrer Berard, Petrus, Adjutus, Akkursius, und Otto aus dem Orden des heiligen Franziskus, welche in Afrika vom König Miramolinus gemartert worden. Der König ließ sie zwar Anfangs nur verjagen; weil sie aber immer und immer wieder zurückkamen, und wie Pater Kochem anführet, den Mahomet beherzt schimpften, und stäts neue Schmähworte ausstiessen, so hat endlich der König selbst in eigener Person mit einem breiten Säbel einem jedem das Haupt bis auf das Kinn gespaltet. Die heiligen Reliquien wurden einem Esel aufgepackt, und nach Koimbria gebracht. Geistliche und Weltliche wollten durchaus haben, daß die Reliquien in der Hauptkirche beigesetzet werden sollten; der Esel aber, der auf der ganzen Reise mit den Reli-

quien

quien immer allein vorangieng, gieng auch jetzt gerade der Klosterkirche zu; war nicht mehr davon zu bringen; und da man ihm die Thüre dieser Klosterkirche eröfnete, gieng er von sich selbsten zum Hohaltar, neigte die Kniee auf die Erde, und ließ sich dort die Reliquien abnehmen.

Mal. Zur Nachahmung des Esels solle uns also etwa eine Klosterkirche besser gefahlen, als unsere Pfarrkirche? und will der Herr Prälat die Leute durch einen Esel anlocken lassen?

Steinm. In so weit, als diese Martyrer wegen des Predigtamtes gelitten haben, ist diese Statue immer zur Kirche anpassend, wo geprediget wird, und wo auch so viele Reliquien zu sehen sind.

Mal. Ja, ja! Die Klosterkirchen sind so voll Reliquien, daß die Kreuzpartikeln allein, wenn man sie beisamm hätte, einen Wald ausmachten, und manche Heilige vier, fünf Hände, Füsse, und Köpfe, und ein Paar tausend Zähne müßten gehabt haben; weil dergleichen

von

von einem und demselben Heiligen in mehreren Kirchen vorkömmt. Und was das Predigtamt anbelanget; so weis ich nicht, ob die guten Heiligen, die der Herr Vätter genannt hat, nicht besser gethan hätten, wenn von ihnen die Schimpfwörter wären hinweggelassen, und nur Anfangs die lauteren Grundsätze unserer heiligen Religion wären gepredigt worden. Schicken sich Schimpfe auf keine Kanzel bei uns; wie sollen sie denn Nutzen schaffen, wenn sie bei denen angebracht werden, die man erst bekehren, und ehe mit liebreicher sanftmüthiger Lehre nach dem Beispiele Christi und der Apostel gewinnen solle? Die Apostel haben den Leüten keine Grobheiten angethan, und mit aller Ehrfurcht gegen die Heiligen, die auch Menschen waren, erachte ich, daß diese heiligen Franziskaner ein wenig zu grob waren.

Steinm. Gerade vom Esel gegenüber steht der heilige Beno, wie er mit seiner Hand den Markgrafen von Meissen zurückstoßt. Beno Bischof zu Meissen hielt es nämlich nicht mit jenen deutschen Fürsten und Bischöfen, welche

Ge-

gegen den Kaiſer Heinrich und ſeine Befehle ſich gehorſam und getreu bezeigten, ſondern mit dem Papſten Gregorius dem Siebenten, der die Unterthanen des Kaiſers aufhetzte, und ſo verderbliche Unruhen zum größten Aergerniß ſtiftete. Und weil der Markgraf aus Meiſſen auch dem Kaiſer getreu war, belegte ihn Beno aus ſeiner (wie Ribadeneira ſchreibt) gegen die Kirche tragenden Andacht mit dem geiſtlichen Bann, und hielt ihn beherzt von dem Eingange in die Kirche zurück.

Mal. Anpaſſend über anpaſſend iſt die Vorſtellung dieſer Begebenheit, in der Rückſicht, daß ſie dem Eſel gerade gegenüber ſteht. Aber obwohl ſie vor einer Kirchthüre geſchehen, ſchicket ſie ſich doch nicht vor eine Kirchthüre hin; denn nicht alles, was vor Kirchenthüren geſchieht, iſt löblich und nachahmungswürdig. Aus ſeiner gegen die Kirche tragenden Andacht, tragenden Andacht! Ja, ja! Eine ſolche Andacht muß ſich ſelbſt tragen; von einem verſtändigen Chriſten kann ſie nicht getragen werden; denn öffentliche Unruhen und Aufſtände gehören nicht zur Andacht.

dacht. Jeder kann seine Religion und Andacht im Herzen bewahren, ohne ein Rebell zu werden. Christus und die Apostel haben keine Rebellionen gestiftet. Sie blieben auch den heidnischen Kaisern treu, und liessen sich lieber selbst martern, als daß sie die Religion mit Gewaltthätigkeiten vertheidiget hätten. Ich lasse dem heiligen Beno ganz gern den Himmel; aber daß diese seine That ihn in den Himmel gebracht habe, und einer öffentlichen Aufstellung und Verehrung würdig sey, das gebe ich nicht zu.

Steinm. Er war, ehe er Bischof wurde, ein Mönch, wie der Papst Gregorius der Siebente vorher ein Mönch war.

Mal. Still, still! Herr Vätter! ich habe schon genug an dieser Nachricht. Ich kenne zwar einige brave Mönche; aber überhaupt zu reden. —— Was sind für Statuen bei der Klosterpforte?

Steinm. Ist auch rechts und links eine Statue, und gleichfalls jede auf einem grossen

und

und breiten Postamente. Rechts ist der heilige seraphische Franz, wie er mit der adelichen, schönen, wohlgewachsenen, und reichen heiligen Jungfrau Klara redet, und ihr den Rath giebt, ihren Aeltern heimlich davon zu gehen, und zu ihm in's Kloster zu kommen, wo er ihr das heilige Ordenskleid anlegen wolle.

Mal. Soll dieses den Kindern eine Aneiferung seyn, ihren Aeltern davon, und dem Kloster zuzulaufen? oder soll dieses vielleicht als eine öffentliche Entschuldigung dastehen, wenn man Klostergeistliche öfters bei der Pforte mit dem Frauenzimmer sprechen sieht? Zum Klosterleben werden sie wenige mehr bewegen. Ich muß meinem Beichtvater, der zwar auch ein Ordensmann ist, die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er einmal in meiner Gegenwart gesagt; Klosterleute sollen sich weder um geistliche Mütter umsehen, * weder bei der Pforte mit Weibsbildern Gespräche unterhalten, wenn auch solche Gespräche geistlich wären.

* Gregorius l. III. epist. ad Valent. Abb.

ren. * Dieſe Statue ſchicket ſich alſo ſchon wieder zu einer Kloſterpforte nicht recht hin.

Steinm. Links ſtellet die Statue den heiligen Romuald vor, wie er ſeinen eigenen Vater in Ketten hält.

Mal. Was iſt das wieder auferbauliches?

Steinm. Der Vater des heiligen Romuald ſpiegelte ſich an ſeinem Sohne, und gieng auch in ein Kloſter. Er wurde aber, (wie Ribadeneira ſchreibt) bald des mönchiſchen Weſens überdrüſſig, und wollte wieder zu den Seinigen wandern.

Mal. Nun! Da hat er recht vernünftig gedacht.

Steinm. Romuald verſuchte Anfangs, mit guten Worten ſeinen Vater von dieſem Vorſatze abzubringen; da er aber mit Worten nichts ausrichten konnte, ließ er aus kindlicher Sorge,

* Satzungen der Auguſtinermönche P. II. cap. 13.

ge die väterliche Seele zu retten, den Vater in den Klosterkerker werfen, bis derselbe sich reumüthig entschlossen im Kloster zu verbleiben.

Mal. Herr Vätter! Das ist eine Statue, die man allen Kindern aus den Augen räumen solle, damit sie sich gegen die Aeltern unter dem Vorwande die väterlichen und mütterlichen Seelen zu retten, nicht auch das Sträflichste erlauben. Mein Gott, mein Gott! Was leidet nicht die ganze Sittlichkeit und alles menschliche Gefühl bei solchen Vorstellungen! was müssen da in Klöstern für Herzen gebildet werden?

Steinm. Uiber dem Eingange ist der Stifter des Klosters, der das ganze Kloster auf der Hand trägt.

Mal. Ist auch was unschickliches, wenn man den Heiligen ganze Klöster auf den Händen tragen läßt. Es geschieht freilich deswegen, weil die Mönche einem gleichsam mit der Hand ein Kloster vor die Nase stossen, und hie-

hiedurch die Leute überzeugen wollen, wie vor Zeiten sich jeder bemühte, durch Klosterstiftungen heilig zu werden.

Steinm. An dem einen Ecke des Portals zur rechten Seite des Stifters steht ein Mönch über beide Augen die Hand haltend, und mit der anderen Hand an das Herz klopfend. Diese Statue stellet den Mönch vor, der aus dem Kloster des heiligen Kirchenlehrers Gregorius entweichen wollte, und bei der Klosterpforte erblindete. An dem anderen Ecke zur Linken des Stifters steht wieder ein Mönch, der von einem Drachen verfolget wird. Diese Statue stellet den Mönch vor, der zu Zeiten des heiligen Benedikts aus dem Kloster entweichen wollte; aber von einem Drachen zur Pforte wieder hineingejagt wurde.

Mal. Lauter schöne Figuren zur Stärkung des Berufes. Ich sah einmal in einem Klostergange, wo die Novizen waren, eine Menge Bilder mit Vorstellung verschiedener Unglücksfälle, und auch derer höllischen Peinen, so auf die warten, welche das Klosterleben

verlaſſen. Ich dachte mir, es ſey eins, ob man dem Verſtande eine fanatiſche Gewalt anlege, oder einen mit körperlicher Gewalt in das Kloſter zwinge; ja beinahe hielt ich jene Gewalt für ſtärker und vermögender, jemanden die Freiheit der Standeswahl zu benehmen.

Steinm. Der Eingang in die Prälatur machte mir zu ſchaffen. Fünf Engelsköpfe (wie dann vor Prälaturen immer ein Engelskopf mit einer Infel iſt) machte ich, bis dem Herrn Prälaten einer recht war. So oft ich mit meinem Engelskopf kam, ſagte der Herr Prälat: der Kopf muß dicker ſeyn. Endlich verfertigte ich einen Engel mit einem gar erſtaunlich dicken Kopf, und dieſer war auch endlich recht. Rechts und links auf dem Portal oben ſtehen aber ganze Engeln, wovon der eine das Paſtoral, der andere ein Schwerd hält zum Zeichen der geiſtlichen und weltlichen Herrſchaft des Herrn Prälatens.

Mal. O ihr verehrungswürdige heilige Engel; was müßt ihr nicht alles aus euch machen laſſen?

ſen? Bald läßt man euch nur mit einem Kopfe zwiſchen zweyen Flügeln wie die Fledermäuſe herausſehen, bald aber bekommt ihr einen ganzen Leib mit einer ſolchen Stellung, die in dieſer und jener irrdiſchen Aufwartung dient.

Steinm. Herunter am Eingange ſind rechts und links auf zweien Poſtamenten zween Heilige in Harniſchen mit Lanzen.

Mal. Nun ſo müſſen noch zween Heilige auch zum Thor hinab, um bei dem Herrn Prälaten eine Burgwache zu machen. Hätte er ein Paar Schweizer vom Stein aushauen laſſen; müſſen es denn Heilige ſeyn?

Steinm. Heilige ſchicken ſich immer beſſer zu einem geiſtlichen Haus. Rechts ſteht der heilige Longinus, und links ſteht der heilige Longinus.

Mal. Was iſt das wieder beſonders? Der nämliche Heilige muß alſo zwo Wachpoſten verſehen?

Steinm. Es ſind zween heilige Soldaten, deren jeder Longinus hieß. Einige Legendenſchreiber zweifeln zwar, ob nicht aus einem und dem nämlichen heiligen Longinus zween heilige Longini gemacht werden. Der Herr Prälat aber hält es mit der Meynung, daß zween heilige Soldaten Longinus ſeyn, welche mit gleichem Namen, der ſchon auch eine gleiche anſehnliche Grenadiersgröſſe anzeigt, am beſten an das Thor der Prälatur hingeſtellet werden können.

Mal. Alſo iſt auch die eine Statue wie die andere haargleich gemacht?

Steinm. Die Statuen der heiligen ſelbſten ſind haargleich; aber es ſind bey einer jeden andere Nebenſachen als ſo viele Unterſcheidungszeichen.

Mal. Was für eine?

Steinm. Beim heiligen Longinus rechter Hand, der die Wache beim Grabe Chriſti zu kommandiren hatte, liegt eine Schärpe, weil

er

er ein Hauptmann war, ein Windlicht, und eine Schüssel mit Speisen; beim Longinus linker Hand aber, der nur ein gemeiner Soldat war, und Christi Seite am Kreuze mit einem Sperr eröfnete, liegt der Teufel zu seinen Füssen, und eine Schachtel, worinn Zähne samt einer Zunge zu sehen sind.

Mal. Um diese Unterscheidungszeichen vollends einzusehen, muß der Herr Vätter schon die Güte haben, mir hierüber eine nähere Erklärung zu geben.

Steinm. Der heilige Hauptmann Longinus, weil er die Wahrheit gestand, und alles sagte, was sich beim Grabe Christi eräugnet hat, wurde von den Juden dergestalt verfolget, daß er endlich seinen Dienst verließ, zween gemeine Soldaten mit sich nahm, und das Evangelium predigte. Uber dieses Predigen, und über seine Wunderwerke zörnten die Juden noch mehr, und gaben ihn für einen Deserteur an. Pilatus, und auch bei Hofe, wohin die Juden mit einem Rekommendazionsschreiben des Pilatus giengen, war alles mit dem Judengelde

schon

ſchon gewonnen; und ſogleich wurden andere Soldaten abgeordnet, dieſen Deſerteuren nachzuſetzen, und ſie zu enthaupten. Die nachſetzenden Soldaten kamen in das Haus des Longinus, und kannten ihn nicht. Er aber kannte aus Eingebung Gottes ſogleich alles; bewirthete die Soldaten mit einer ſtattlichen Mahlzeit durch drei Täge, und dann ſagte er den Soldaten, er ſey Longinus, ſie ſollen alſo ietzt ihre Schuldigkeit thun, und ihm ſamt ſeinen zween Geſellen, die er aus dem Kriegsdienſte mit ſich nahm, die Köpfe abſchlagen. Man kann ſich einbilden, wie jedem wäre, wenn er denjenigen, bei dem er zu Mittag gut gegeſſen, und gut getrunken hat, gleich nach der Tafel beim Kopf nehmen ſollte. Die Soldaten erſchracken alſo auch darüber, daß ſie nun den, von dem ſie ſo herrlich traktiret worden, köpfen ſollten. Allein was wollten ſie thun; beim Militär iſt die ſtrengſte Subordinazion; Longinus wurde enthauptet, ſein Kopf nach Jeruſalem gebracht, dort den Juden um theures Geld verkauft, und eben von Juden hernach vor der Stadt in ein garſtiges Ort geworfen, wo er wie eine brennende Fackel geglänzet hat.

Mal. Die Fackel bedeutet also den Glanz?

Steinm. Nicht so. Der heilige Longinus erschien einer kranken Wittwe, und sagte ihr: **Hole mir meinen Kopf; bringe ihn zu meinem Leib, und dann wirst du gesund werden.** Die Wittwe gieng sogleich mit ihrem Sohne, den Kopf zu suchen, fand ihn, bezahlte denselben den Juden mit theurem Gelde; machte sich wieder auf die Reise, auf welcher die heiligen Engel mit weissen brennenden Fackeln singend vor ihr hergiengen, und kam zum Grab des Heiligen. Dieses that sich sogleich von selbst auf; der Sohn der Wittwe setzte dem Heiligen den Kopf auf, welcher alsbald so stark angewachsen, als wenn er nie wäre abgeschnitten gewesen. Das Grab schloß sich sodann wieder selbst zu; und der Heilige erschien der Wittwe, und sprach: **Jetzt habe ich Ruhe gefunden, dieweil mir mein Haupt wieder zugeeignet worden. Wisse, daß du von nun an gesund seyst.**

Mal. Der heilige Longinus, ungeachtet er in himmlischen Freuden war, hatte also doch

keine Ruhe, bis er nicht wieder zu seinem Leib den Kopf erhielt? Wer kann einen solchen Unsinn glauben; und wie entehrend für die lieben Heiligen Gottes sind solche Erzählungen?

Steinm. Die Erzählung ist nicht von mir, sondern vom Pater Kochem, mit welchem Ribadeneira übereinstimmt, nur mit dem Unterscheide, daß nach der Erzählung des Ribadeneira der Sohn der Wittwe schon eher gestorben, als die Frau den Kopf holen mußte, und die Wittwe nebst der Gesundheit auch hernach das Glück erhalten, ihren Sohn in der himmlischen Glorie zu sehen.

Mal. Einer ist hiemit eben so in der Erzählung vom anderen unterschieden, wie beide von der biblischen Erzählung unterschieden sind; denn in der Bibel, wo doch der Tod Stephani, und das, was sich gleich nach Christi Tod mit seinen Aposteln und Jüngern begeben hat, enthalten ist, ist von dieser Geschichte des Longinus, oder daß der Hauptmann, der mit anderen Christum am Kreuze bewachete, *

* Matth. XXVII. 64. Markus 39. XV. 54. 45.

und sagte: Wahrlich dieser Mensch war gerecht, * Longinus geheißen habe, nicht das mindeste enthalten. Auch von demjenigen, der die Seite Christi mit einem Sperre durchstach, steht kein Wort in der Bibel, daß sein Name Longinus war. ** Warum liegt denn bei dem anderen Longinus ein Teufel, und eine Schachtel mit Zähnen und mit einer Zunge?

Steinm. Weil dieser heilige Longinus noch hernach geprediget hat, nachdem ihm auf Befehl des Landpflegers schon die Zähne ausgeschlagen, und die Zunge abgeschnitten worden, und weil der Landpfleger mit seinen Dienern hierauf von Teufeln so besessen wurde, daß sie wie die Tanzbären schäumten.

Mal. Bei dieser Prälatur könnte ich nicht länger stehen bleiben, und zwar aus wahrhafter Hochachtung für die Heiligen, die ich in so fabelvollen Abbildungen, dergleichen die Heiden von ihren Göttern machten, unmöglich ansehen kann. — Der Herr Vikar sagte ja auch

* Lukas XXIII. 47.
** Johannes XIX. 34.

auch, für den Garten Statuen verfertiget zu haben. Gehen wir alſo lieber mit unſerer Erzählung in den Garten.

Steinm. Da hatte der Herr Prälat einen wunderlichen Gedanken; da mußte ich eben Statuen der Götter und Heiden aus der griechiſchen und römiſchen Mythologie, und Statuen der Heiligen untereinander ſtellen.

Mal. Das heißt, alſo die Verehrung der Heiligen auf das Aeuſſerſte bringen; und die Heiligen ſo wie die heidniſchen Götter und Halbgötter mit gleichen oder ähnlichen Erdichtungen hinſtellen.

Steinm. Gerade das Gegentheil. Ich denke noch auf den Tag, an welchem ich die letzte Statue ausſtellte, als wenn es heut wäre. Der Biſchof kam in den Garten, und machte dem Herrn Prälaten hierüber die nämliche Bemerkung, die der Herr Vätter jetzt mir machte. Ja er ſagte von einem Kirchenrathe, den ich mir nicht gemerket habe, * in welchem den

* Syn. P. I. Mechlinenſis de imaginibus.

Geistlichen sogar verbothen seyn solle, in ihren Häusern und Gärten Statuen von heidnischen Göttern, Satyren, Faunen, Sirenen, Nymphen, und dergleichen aufzustellen. Allein der Herr Prälat bekümmerte sich hierum wenig, und gab die stattliche Antwort; daß man eben mit Zusammenhaltung dieser Statuen belehret werde, wie wir Begebenheiten, welche die Heiden von ihren Göttern nur erdichten mußten, bei unseren Heiligen in der Wahrheit haben.

Mal. Die Antwort finde ich gar nicht stattlich, weil man die Heiligen und unsere Religion entehret, wenn man gewisse Begebenheiten von Heiligen entweder für wahr halten, oder als rühmlich aufstellen wollte. — Nun welche Statuen stehen also dort mit Kontraste untereinander?

Steinm. Auf dem einen Platze steht Jupiter ganz furchtsam wegen der Giganten, dem aber Vulkan neue Donnerkeile bringt, während dem sich Pan bemühet, mit possirlichem Aufzuge den Jupiter in besseren Humor zu bringen; und gleich gegenüber steht das ganze

Mönchthum durch eine ungeheure Mönchsfigur vorgestellt, aber ebenfalls zaghaft, und schwankend auf einer Weltkugel, an die sich zur einen Seite der heilige Dominikus, und zur anderen Seite der heilige Franziskus anstemmen, damit die Weltkugel sich nicht umdrehe, und der Mönch nicht herabfalle.

Mul. Das ist dasjenige, was dem Papsten und dem heiligen Franz im Traume vorgekommen, und wodurch der Papst bewogen worden, das Institut des heiligen Dominikus und Franziskus zu bestättigen; nur mit dem Unterschiede, daß der Traum des Papsten die lateranensische Kirche vorstellte, wie dem einfallenden Gemäuer derselben Dominikus und Franziskus jeder den Rücken unterspretzten.

Steinm. Nach den Worten der Ordensgeistlichen sind aber sogar die ganze katholische Kirche und das Mönchthum unzertrennlich verbunden, hiemit kann wohl noch mehr statt der lateranensischen Kirche, die noch nicht die ganze katholische Kirche ist, ein Mönch auf der Weltkugel in einem Mönchsgarten die Hauptfigur machen.

Mal. Daß auch Dominikus mit Einführung seiner Inquisizion neue Donnerkeule geschmiedet, und Franziskus mit einem possierlichem Anzuge in der Welt aufgetreten ist, das hat wohl seine Richtigkeit.

Steinm. Weiter oben steht der Kriegsgott Mars. Der Herr Vätter weis ohnehin, wie er vorgestellet wird; gegenüber aber der heilige Jakob Bischof zu Nissibi.

Mal. Wie schicket sich denn diese Statue dem Mars gegenüber gestellet zu werden?

Steinm. Der Arius mit seinen Kriegsleuten, und der persische König Sapor haben es erfahren, wie Jakob einem Mars überlegen sey. Arius wollte zu Konstantinopel mit gewafneter Hand eine Kirche bestürmen. Der heilige Jakob aber machte, daß dem Arius, eben da er im Anzuge war (wie es Ribadeneira ausführlich beschreibt) unterwegs die Noth ankam, den Leib zu reinigen, und er dort auf der Stelle das ganze Eingeweid und seine Seele ausschüttete; mithin der

Welt

Welt ein ſolches beſudeltes Zeugniß ſeiner Gottloſigkeit unterließ. Gegen die Armee des perſiſchen Königs Sapor ſchickte er nicht etwa Kuraſſier, Dragoner, Huſaren, Grenadier, oder einige Freykorps, ſondern einen Schwarm Mucken, welcher gleich einem finſteren Gewölke in das Lager einfiel, den Elephanten in die Rüſſel, den Pferden in die Naſen kroch, daß ſie wüthend und tobend alle Reiter aus dem Sattel ſtürzten; wodurch alſo ſchon die ganze feindliche Kavalerie unbrauchbar gemacht war. Aber auch die Infanterie, und das ganze Kriegsheer ſamt dem König mußte die Flucht nehmen; denn die Pferde und Elephanten liefen, ſprangen, ſchlugen, und traten im Lager herum, daß Niemand ſicher war. Kurz! alles lief, wie die Türken bei Martineſtie.

Mal. Es wäre freilich beſſer, wenn man nur ſolche Schwarm Mucken rekrutiren könnte; man erſparete viele Leute dabei. Sold, Montur, Zufuhren, Magazine, Artillerie, alles könnte gleichfalls erſparet werden. Aber jetzt denkt man auf ganz etwas anderes, als auf Mucken.

Steinm.

Steinm. Jetzt sind die Leute nicht mehr so heilig.

Mal. Es waren ja damal die Leute auch nicht alle heilig; sie mußten ja erst bekehrt oder frömmer gemacht werden. Es ist lächerlich, daß einige Mönche so sehr nur über die verkehrte Welt schelten. Wenn von alten Mönchen die bösesten Leute in jenen verderbtesten Zeiten mit Mirakeln beschämet und zu recht gebracht worden. Warum thun denn nicht die ietzigen Mönche das nämliche als Nachfolger jener Mönche. Es muß also mehr bei den ietzigen Mönchen, als bei den Weltleuten gefehlet seyn; die Mönche müssen ietzt eben nicht so heilig seyn, daß man nur alles auf die Unheiligkeit der Weltleute schieben könnte. Ganz gern will ich aber die ietzigen Mönche vom Mirackelwirken lossprechen; denn ich glaube immer, ein guter Unterricht und gute Beispiele, wenn sich die Mönche damit die Mühe nähmen, könnten ohne Mirackel vieles zurecht bringen. Wenn aber die Leute dagegen sehen, daß die Mönche statt der Mirackel sich den Intriken und Aufhetzungen des Volkes be-

dienen, um eben das Volk nur als Gehilfen zu haben, die das Wohlleben der Mönchsklöster erhalten und befestigen, sich aber übrigens für Lastthiere der Klöster gebrauchen lassen sollen; da muß man zuletzt freilich alle Mirackel mit Mucken für Mucken der Mönche halten. Ich ehre den heiligen Jakob von Nisibi zu sehr, als daß ich diese Muckengeschichte von ihm glauben sollte.

Steinm. Der nämliche Heilige kömmt nochmal vor. Weiter oben im Hauptgange des Gartens sind nämlich Sirenen vorgestellet; wie sich Ulisses vor ihnen nur dergestalt erwehren konnte, daß er sich am Mastbaum anbinden ließ; da hingegen in der hinüber stehenden Statue der heilige Jakob mit denen jungen Mädchen, welche sich ohne alle Geschämigkeit ganz nackend vor ihm im Brunn badeten, bald ein End machte. Er machte nämlich, daß der Brunn augenblicklich austrocknete.

Mal. Ich wäre entweder davon gegangen, wenn ich Jakob gewesen wäre, oder hätte das Wasser recht trüb gemacht, dann hätte man

ihre Blösse weniger, als in der hellen Quelle gesehen.

Steinm. Der Heilige wollte aber machen, daß ihre Blösse und Ungeschämigkeit für alle künftige Zeiten Niemanden mehr anfechten könnte. Er verwandelte sie nämlich augenblicklich in uralte Weiber mit eisgrauen Haaren, und so abscheulichem und runzelvollem Gesichte, daß sie mehr ungestalteten Höllengöttinnen gleich sahen.

Mal. Nun gerade so, wie man in der Mythologie Verwandlungen in der Menge liest.

Steinm. Alle Seitengänge des Gartens sind auf einer Seite mit Sirenen und Satyren, und auf der anderen Seite mit heiligen Waldbrüdern und Eremiten gezieret.

Mal. Nur Schade, daß es keine Zierde zur Ehre der lieben Heiligen Gottes ist, von welchen man nichts, dann nachahmliche Tugenden abgebildet sehen sollte, ohne eine

Welt ein ſolches beſudeltes Zeugniß ſeiner Gottloſigkeit unterließ. Gegen die Armee des perſiſchen Königs Sapor ſchickte er nicht etwa Kuraſſier, Dragoner, Huſaren, Grenadier, oder einige Freykorps, ſondern einen Schwarm Mucken, welcher gleich einem finſteren Gewölke in das Lager einfiel, den Elephanten in die Rüſſel, den Pferden in die Naſen kroch, daß ſie wüthend und tobend alle Reiter aus dem Sattel ſtürzten; wodurch alſo ſchon die ganze feindliche Kavalerie unbrauchbar gemacht war. Aber auch die Infanterie, und das ganze Kriegsheer ſamt dem König mußte die Flucht nehmen; denn die Pferde und Elephanten liefen, ſprangen, ſchlugen, und traten im Lager herum, daß Niemand ſicher war. Kurz! alles lief, wie die Türken bei Martineſtie.

Mal. Es wäre freilich beſſer, wenn man nur ſolche Schwarm Mucken rekrutiren könnte; man erſparete viele Leute dabei. Sold, Montur, Zufuhren, Magazine, Artillerie, alles könnte gleichfalls erſparet werden. Aber jetzt denkt man auf ganz etwas anderes, als auf Mucken.

Steinm.

Steinm. Jetzt sind die Leute nicht mehr so heilig.

Mal. Es waren ja damal die Leute auch nicht alle heilig; sie mußten ja erst bekehrt oder frömmer gemacht werden. Es ist lächerlich, daß einige Mönche so sehr nur über die verkehrte Welt schelten. Wenn von alten Mönchen die bösesten Leute in jenen verderbtesten Zeiten mit Mirakeln beschämet und zu recht gebracht worden. Warum thun denn nicht die ietzigen Mönche das nämliche als Nachfolger jener Mönche. Es muß also mehr bei den ietzigen Mönchen, als bei den Weltleuten gefehlet seyn; die Mönche müssen ietzt eben nicht so heilig seyn, daß man nur alles auf die Unheiligkeit der Weltleute schieben könnte. Ganz gern will ich aber die ietzigen Mönche vom Mirackelwirken lossprechen; denn ich glaube immer, ein guter Unterricht und gute Beispiele, wenn sich die Mönche damit die Mühe nähmen, könnten ohne Mirackel vieles zurecht bringen. Wenn aber die Leute dagegen sehen, daß die Mönche statt der Mirackel sich den Intriken und Aufhetzungen des Volkes be-

die-

dienen, um eben das Volk nur als Gehilfen zu haben, die das Wohlleben der Mönchsklöster erhalten und befestigen, sich aber übrigens für Lastthiere der Klöster gebrauchen lassen sollen; da muß man zuletzt freilich alle Mirackel mit Mucken für Mucken der Mönche halten. Ich ehre den heiligen Jakob von Nissibi zu sehr, als daß ich diese Muckengeschichte von ihm glauben sollte.

Steinm. Der nämliche Heilige kömmt nochmal vor. Weiter oben im Hauptgange des Gartens sind nämlich Sirenen vorgestellet; wie sich Ulisses vor ihnen nur dergestalt erwehren konnte, daß er sich am Mastbaum anbinden ließ; da hingegen in der hinüber stehenden Statue der heilige Jakob mit denen jungen Mädchen, welche sich ohne alle Geschämigkeit ganz nackend vor ihm im Brunn badeten, bald ein End machte. Er machte nämlich, daß der Brunn augenblicklich austrocknete.

Mal. Ich wäre entweder davon gegangen, wenn ich Jakob gewesen wäre, oder hätte das Wasser recht trüb gemacht, dann hätte man ih-

ihre Blösse weniger, als in der hellen Quelle gesehen.

Steinm. Der Heilige wollte aber machen, daß ihre Blösse und Ungeschämigkeit für alle künftige Zeiten Niemanden mehr anfechten könnte. Er verwandelte sie nämlich augenblicklich in uralte Weiber mit eisgrauen Haaren, und so abscheulichem und runzelvollem Gesichte, daß sie mehr ungestalteten Höllengöttinnen gleich sahen.

Mal. Nun gerade so, wie man in der Mythologie Verwandlungen in der Menge liest.

Steinm. Alle Seitengänge des Gartens sind auf einer Seite mit Sirenen und Satyren, und auf der anderen Seite mit heiligen Waldbrüdern und Eremiten gezieret.

Mal. Nur Schade, daß es keine Zierde zur Ehre der lieben Heiligen Gottes ist, von welchen man nichts, dann nachahmliche Tugenden abgebildet sehen sollte, ohne eine

Schilderung, die der fabelvollen Göttergeschichte so nahe kömmt.

Steinm. Bei den zween grossen Springbrunnen ist bei dem einen die Hauptstatue Neptunus; bei dem anderen der heilige Kajetanus Thieneus, wie er das tobende mittelländische Meer mit einem hineingeworfenen geweihten Agnus Dei gestillet hat. Man sieht auch die Göttinnen Flora und Pomona, wie sie die heilige Dorothea mit jenen Blumen und Aepfeln in der Mitte haben, die sie aus dem Himmel dem Theophilus zugeschicket hat. So steht dem Apollo mit der Sonne auf der Brust der heilige Thomas von Aquin mit der Sonne auf der Brust entgegen —

Mal. Herr Vätter! Ich bitte, von der Beschreibung der Gartenstatuen gleichfalls aufzuhören; denn, wie ich gesagt habe, so sind mir wirklich die Heiligen Gottes zu werth, als daß ich sie so abgebildet sehen wollte, wie die Heiden ihre Götter und Halbgötter abgebildet haben. Nur erlaube ich dem Herrn Vätter, mir noch von denen zwoen Statuen zu

sagen

sagen, die der Herr Vätter letzt-für Privathäuser hat verfertigen müssen.

Steinm. Die eine gehöret nach Talgenmarkt auf das Haus eines Schmieds. Sie stellet den heiligen Eligius vor, wie er einem Pferde den Fuß abnimmt, denselben in der Schmiede beschlägt, und ihn sodann dem Pferde wieder dergestalt anmacht, daß es seine vier gesunde, wohlbeschlagene Füsse hat. Es steht zu den Füssen des Heiligen ein grosser Adler, welcher über das Bett der Mutter des Eligius sich einfand, und ihr dreimal etliche hohe Worte zurief, welche sie aber nicht verstand, und die ihr erst von einem Ordensmanne dahin ausgedeutet worden, daß sie ein Kind, und an demselben dermaleinst einen Heiligen bekommen werde.

Mal. Der heilige Eligius, der Anfangs ein Goldschmied, hernach Bischof war, ist wunderlich durch dieses erdichtete Mirakel von Malern und Bildhauern in einen Hufschmied umgestaltet worden.

Steinm. Die andere Statue gehört nach Strohhausen auf das Haus eines Baders. Dieses Haus ist erst vor zwei Jahren gebauet worden, und doch bekam es schon weit aufgesperrte Risse, dergestalt, daß keiner mehr darinn Innwohner seyn will. Die Leute bauen letzt die Häuser so schlecht, als wenn sie von Kartenblättern zusammengesetzet wären. Der Bader, der Mitteln genug hat, könnte bald das Haus besser herstellen; allein er ist ein erstaunlicher Geizhals, der kein Geld auslassen, ein schlechtes Gebäud durch Uibertreiben daste-hend haben, und doch grosse Zinse einnehmen will. Um den Leuten hiemit ohne mehrere Unkösten durch blosse Andächtelei Muth zu machen, daß sie sich einziehen, mußte ich ihm einen Arzten, der sich auf ein Baderhaus ganz gut schicket, aber den Arzten des heiligen Franziskus Seraphikus aus Stein hauen, wie derselbe einen Schipel Haare des Heiligen in Händen hält. Dieser Arzt nämlich hatte auch ein Haus, welches schon wirklich den gänzlichen Einsturz drohete, legte aber die Haare des heiligen Franziskus in die Risse des Gemäuers, und fand des anderen Tages, daß das gesammt

ſammte Gemäuer ſich dermaſſen feſt zuſammengeſchloſſen, daß keine Spaltung mehr zu ſehen, und auch kein Haar mehr herauszubringen war.

Mal. Die Leute werden ungeachtet dieſes Bildes immer das Einziehen dahin verſchieben, bis ſich das nämliche Mirakel auch beim Hauſe des Baders ereignet hat. Ich bin recht froh, daß ich ein Portrait- und kein Hiſtorienmaler bin, ſo bin ich doch frei, ſolche Albernheiten zu malen. — Komm der Herr Vätter nun mit mir in meine Kammer, um auch meine Arbeiten anzuſehen.

Steinm. Mit Vergnügen! — Ohne Zeremonien; nur vorausgegangen!

IV.

Die Mägde.

Agnes. Unſer Herr und unſere Frau ſind ausgegangen, um ſich zu erluſtigen. Nun ſo wollen auch wir uns indeſſen luſtig machen. Lege ſich die Sabina geſchwind und da gerade im Zimmer auf den Fußboden nieder.

Sabina. Was fällt der Agnes ein? Wenn ſie ſchon eine ſo alte Kinderwärterinn wäre, wie ich bin; ſo würden ihr wohl die Späſſe vergehen.

Agn. Ich bleibe gewiß bis in mein ſpäteſtes Alter luſtig. Glaubt ſie denn, daß man nur auf traurige Art heilig wird? Das traurige Weſen trägt bei dieſer Zeit am wenigſten bei. Die Leute merken gleich, daß man eine Heilige werden will. Sie ſpotten ſodann einer ſolchen, heiſſen ſie eine Bethſchweſter; man verliert das Vertrauen, und man

wird

wird nur mehr in Anwendung der Mittel heilig zu werden gestöret. Lege sie sich nieder, sage ich ihr.

Sab. Plage sie mich nicht mit dem Niederlegen; es ist weiter nicht viel säuberliches daran, wenn man sich, ausser der Zeit zu schlafen, in einem Zimmer auf dem Zimmerboden niederleget.

Agn. Ich sage ihr nochmal Sabina, lege sie sich nieder.

Sab. Jetzt wird es mir zuviel; ich lege mich nicht nieder; das ist eine Sauerei statt eines Mittels, heilig zu werden.

Ag. Jetzt hat sie der Teufel recht zur Sünde gebracht. Etwas als eine Sauerei schelten, bevor sie noch weis, wohin es zielet.

Sab. Was will sie denn mit ihrem Niederlegen?

Ag. Ich will ihr, wenn sie auf dem Rücken liegt, etlichemal auf den Mund treten; sodann lege auch ich mich nieder, und da kann sie mich gleichfalls so treten; oder weil ich jünger bin; so will ich vor ihr herumhüpfen, und sie muß mich mit einem Strick wacker abpeitschen; und das alles in größter Lustbarkeit zur Ehre Gottes.

Sab. Das habe ich noch in keinem Leben der Heiligen gelesen.

Ag. Sie wird mich das nicht lehren, was in den Leben der Heiligen steht. Ich lese so gut die Legende wie sie; aber nicht so traurig. Die Welt ist lustig, und der Teufel ist listig; wenn man ihnen nicht auch lustig und listig entgegen geht, so gewinnt man nicht. Kein Mensch im ganzen Hause ausser der Sabina glaubt es von mir, daß ich nach Heiligkeit strebe. Warum? Weil ich mit Lustbarkeit und mit List alles zu verdecken weis. Ich habe lange die Hindernisse nicht, die die Sabina hat, da man ihr, als einer Bethschwester auf jeden Tritt nachgeht. Ich finde auch nicht

noth-

nothwendig, daß man immer bethen soll. Mein Beichtvater sagt selbst: der Vater unser ist das beste Gebeth. Ich habe aber ein noch viel kürzeres Schußgebeth: **Gottes Sohn, Herr Jesu Christ, der du unser Herrgott bist! Meine Dienst trag ich dir an, nimm mich für dein Dienstboth an. Du bist mein, und ich bin dein, dieß soll unser Bündniß seyn. Ist's dir recht, so bleibts dabei, du mein Gott und alles sey.** * Folge die Sabina mir, und stelle sie sich lustiger an. Ich will ihr hiezu, und zu heiligen listigen Streichen alltäglich mit gutem Rathe an die Hand gehen. Und letzt gleich mache sie mir den Anfang, und lege sie sich nieder.

Sab. Wenn sie mir den Heiligen nicht nennet, der das gethan hat, und mich nicht hievon überzeuget; so lege ich mich einmal nicht nieder.

Ag.

* Aus der katechetischen Bibliothek der Gesellschaft Jesu 753.

Ag. Ich will ihr, wenn sie auf dem Rücken liegt, etlichemal auf den Mund treten; sodann lege auch ich mich nieder, und da kann sie mich gleichfalls so treten; oder weil ich jünger bin; so will ich vor ihr herumhüpfen, und sie muß mich mit einem Strick wacker abpeitschen; und das alles in größter Lustbarkeit zur Ehre Gottes.

Sab. Das habe ich noch in keinem Leben der Heiligen gelesen.

Ag. Sie wird mich das nicht lehren, was in den Leben der Heiligen steht. Ich lese so gut die Legende wie sie; aber nicht so traurig. Die Welt ist lustig, und der Teufel ist listig; wenn man ihnen nicht auch lustig und listig entgegen geht, so gewinnt man nicht. Kein Mensch im ganzen Hause ausser der Sabina glaubt es von mir, daß ich nach Heiligkeit strebe. Warum? Weil ich mit Lustbarkeit und mit List alles zu verdecken weis. Ich habe lange die Hindernisse nicht, die die Sabina hat, da man ihr, als einer Bethschwester auf jeden Tritt nachgeht. Ich finde auch nicht noth-

nothwendig, daß man immer bethen soll. Mein Beichtvater sagt selbst: der Vater unser ist das beste Gebeth. Ich habe aber ein noch viel kürzeres Schußgebeth: **Gottes Sohn, Herr Jesu Christ, der du unser Herrgott bist! Meine Dienst trag ich dir an, nimm mich für dein Dienstboth an. Du bist mein, und ich bin dein, dieß soll unser Bündniß seyn. Ist's dir recht, so bleibts dabei, du mein Gott und alles sey.** * Folge die Sabina mir, und stelle sie sich lustiger an. Ich will ihr hiezu, und zu heiligen listigen Streichen alltäglich mit gutem Rathe an die Hand gehen. Und ietzt gleich mache sie mir den Anfang, und lege sie sich nieder.

Sab. Wenn sie mir den Heiligen nicht nennet, der das gethan hat, und mich nicht hievon überzeuget; so lege ich mich einmal nicht nieder.

Ag.

---

* Aus der katechetischen Bibliotheck der Gesellschaft Jesu 753.

Ag. Hat ſie denn das Leben des gottſeligen Kapuzinerbruders Veits nicht geleſen? Wenn die Patres ausgiengen, ſich zu erluſtigen; ſo ſagte Veit: Es iſt billig, daß auch wir uns luſtig machen; ſodann erluſtigte er ſich mit dem Frater Koch auf dieſe Art, daß der Frater Koch ſich auf den Rücken legte, und Veit ihm wacker auf dem Mund herumtrat; hernach aber auch Veit ſich vom Frater Koch wacker herumprügeln ließ.

Sab. Meine liebe Agnes! ich bitte ſie um Verzeihung; ich als eine ſo alte Perſon vergeſſe das freilich bald, was ich geleſen habe. Aber iezt erinnere ich mich ſchon, daß ſie recht hat. Nur ein einziges habe ich dagegen einzuwenden.

Ag. Was wird das ſeyn?

Sab. Uiberdenke ſie nur, daß nicht von einer jeden Perſon eine jede Handlung der Heiligen nachgeahmet werden könne. Ich bin ſchon uralt; ich lege mich hart nieder, und ſtehe hart auf; und wenn ſie mir auf dem

Mund

Mund herumtrit, so fallen mir die einzigen zwey Zähne, die ich noch habe, auch heraus. Was aber die Hauptsache ist, so würde ja das Kind munter. Obgleich das Mädel nur dritthalbe Jahr alt ist; so weis sie doch schon alles ihrer Mutter zuzuschwätzen, und da wäre unsere Heiligkeit sogleich verrathen.

Ag. Nun in so weit recht. Wenn man gleich lustig im Herrn seyn will; so macht der listige Teufel richtig eine Störung und Hinderniß darein.

Sab. Setze sie sich lieber zu mir her, und erzähle sie mir, aber etwas leise, daß das Kind nicht munter wird, wie sie ihre lustige und listige Heiligkeitsstreiche anschicke. Ich lerne ganz gern in meinen alten Tagen, und wäre selbst recht froh, wenn ich manchen spöttischen und harten Reden, so ich von meinem Herrn und von meiner Frau immer wegen der Andacht bekomme, ausweichen könnte.

Ag. Vor allem merke sie sich: der Teufel

ist

ist listig, hiemit muß man ihm auch mit List begegnen.

Sab. Das muß sie meinem alten Kopfe, damit er es begreift, in Beispielen erklären.

Ag. Nehmen wir nur das Beispiel von dem heiligen Petrus Nolaskus. Dieser suchte sich auf der Reise nach Barzelona zu Manresa ein solches Haus zur Herberge aus, in welches wenig andere einkehren, damit er seiner Andacht besser obliegen könne. Sogleich kamen zwey zu ihm, bewillkommten ihn als einen Freund, und trugen ihm die Herberge in ihrer Wohnung in der Nähe an; weil, wie sie sagten, in dem Hause, wo Petrus Nolaskus die Einkehre nahm, seit dem vor wenigen Tägen erfolgten Tode des Hausherrn es spucke, und überhaupt nicht sicher sey. Merkt die Sabina noch keine List des Teufels?

Sab. Bis ietzt merke ich noch nichts.

Ag. Noch nichts? Die Sabina soll es

ja

ja schon einsehen, daß diese höflichen Herren die Teufel selbst waren.

Sab. Gott steh uns bei! Teufel waren's?

Ag. Ja Teufel waren's, die sich dieser List bedienten, um den Heiligen aus dem Orte zu bringen, wo er der Andacht obliegen konnte. Sieht die Sabina, wie der Teufel listig ist?

Sab. Das ist ein Teufelsgeschmeis! Wie hat sich denn der Heilige gegen diese verstellten Gespenster betragen? Hat er sie sogleich erkannt?

Ag. Er hat sich über die Höflichkeit verwundert, hat sich auch dagegen wieder gar höflich bedankt, aber beigesetzet, daß er es erstens nicht glaube, daß Geister in diesem Hause umgehen, und daß er zweitens mit seinem Gebethe sie zu vertreiben wissen werde. Er das zu sagen, und die zween Fremden in einem Augenblicke mit hinterlassenem höllischem Gestanke zu verschwinden, war eins. Da

hat

iſt liſtig, hiemit muß man ihm auch mit Liſt begegnen.

Sab. Das muß ſie meinem alten Kopfe, damit er es begreift, in Beiſpielen erklären.

Ag. Nehmen wir nur das Beiſpiel von dem heiligen Petrus Nolaskus. Dieſer ſuchte ſich auf der Reiſe nach Barzelona zu Manreſa ein ſolches Haus zur Herberge aus, in welches wenig andere einkehren, damit er ſeiner Andacht beſſer obliegen könne. Sogleich kamen zwey zu ihm, bewillkommten ihn als einen Freund, und trugen ihm die Herberge in ihrer Wohnung in der Nähe an; weil, wie ſie ſagten, in dem Hauſe, wo Petrus Nolaskus die Einkehre nahm, ſeit dem vor wenigen Tägen erfolgten Tode des Hausherrn es ſpucke, und überhaupt nicht ſicher ſey. Merkt die Sabina noch keine Liſt des Teufels?

Sab. Bis ietzt merke ich noch nichts.

Ag. Noch nichts? Die Sabina ſoll es

ſa

ja schon einsehen, daß diese höflichen Herren die Teufel selbst waren.

Sab. Gott steh uns bei! Teufel waren's?

Ag. Ja Teufel waren's, die sich dieser List bedienten, um den Heiligen aus dem Orte zu bringen, wo er der Andacht obliegen konnte. Sieht die Sabina, wie der Teufel listig ist?

Sab. Das ist ein Teufelsgeschmais! Wie hat sich denn der Heilige gegen diese verstellten Gespenster betragen? Hat er sie sogleich erkannt?

Ag. Er hat sich über die Höflichkeit verwundert, hat sich auch dagegen wieder gar höflich bedankt, aber beigesetzet, daß er es erstens nicht glaube, daß Geister in diesem Hause umgehen, und daß er zweitens mit seinem Gebethe sie zu vertreiben wissen werde. Er das zu sagen, und die zween Fremden in einem Augenblicke mit hinterlassenem höllischem Gestanke zu verschwinden, war eins. Da

hat

ist listig, hiemit muß man ihm auch mit List begegnen.

Sab. Das muß sie meinem alten Kopfe, damit er es begreift, in Beispielen erklären.

Ag. Nehmen wir nur das Beispiel von dem heiligen Petrus Nolaskus. Dieser suchte sich auf der Reise nach Barzelona zu Manresa ein solches Haus zur Herberge aus, in welches wenig andere einkehren, damit er seiner Andacht besser obliegen könne. Sogleich kamen zwey zu ihm, bewillkommten ihn als einen Freund, und trugen ihm die Herberge in ihrer Wohnung in der Nähe an; weil, wie sie sagten, in dem Hause, wo Petrus Nolaskus die Einkehre nahm, seit dem vor wenigen Tägen erfolgten Tode des Hausherrn es spucke, und überhaupt nicht sicher sey. Merkt die Sabina noch keine List des Teufels?

Sab. Bis ietzt merke ich noch nichts.

Ag. Noch nichts? Die Sabina soll es

ja

ja schon einsehen, daß diese höflichen Herren die Teufel selbst waren.

Sab. Gott steh uns bei! Teufel waren's?

Ag. Ja Teufel waren's, die sich dieser List bedienten, um den Heiligen aus dem Orte zu bringen, wo er der Andacht obliegen konnte. Sieht die Sabina, wie der Teufel listig ist?

Sab. Das ist ein Teufelsgeschmais! Wie hat sich denn der Heilige gegen diese verstellten Gespenster betragen? Hat er sie sogleich erkannt?

Ag. Er hat sich über die Höflichkeit verwundert, hat sich auch dagegen wieder gar höflich bedankt, aber beigesetzet, daß er es erstens nicht glaube, daß Geister in diesem Hause umgehen, und daß er zweitens mit seinem Gebethe sie zu vertreiben wissen werde. Er das zu sagen, und die zween Fremden in einem Augenblicke mit hinterlassenem höllischem Gestanke zu verschwinden, war eins. Da

hat

hat der Heilige ſodann freilich abgenommen, daß es liſtige Teufeln waren.

Sab. Meine Agnes! Was ſagt ſie? Das iſt entſetzlich! Auf die Letzt müßte man in Sorgen ſtehen, wenn Fremde in das Haus kommen, ob ſie nicht leidige Teufel ſeyn.

Ag. Deßwegen, wenn fremde Bediente, oder andere unbekannte Leute ſich anmelden, mache ich mir auch ganz liſtig gleich etwas mit meinem Halstüchel zu thun, und ſchreibe mir unter dem Halstüchel mit dem Finger nur Manreſa auf die Bruſt, damit ich die Teufel auf die Geſchichte mahne, wo ihre Liſt umſonſt war; denn die Teufel können nicht einmal eine Meldung von dieſer Geſchichte hören, und verlieſſen einmal einen Jüngling, den ſie vorher vom Kloſterleben abhielten, augenblicklich, da Petrus Nolaskus nur Manreſa nannte. Einige unbekannte Bediente, oder Fremde, die an unſere Hausthüre mit Anfragen kamen, giengen oft ſchon murriſch davon; ich wette, ſie waren Teufel. Es iſt einmal nicht zu trauen.

Sab.

Sab. Jetzt weis ich, was das bedeutet, daß die Agnes zu allem Sprichwortsweise Manresa sagt. Das ist freilich eine heilige List, welche die Bedienten nicht verstehen. Ehe ich schlafen gehe, schreibe ich mir wohl zwanzig Namen von Heiligen auf die Stirne und auf die Brust; aber mit dem Namen dieses Heiligen, oder mit dem Worte Manresa habe ich mich noch nie bezeichnet. Wie heißt der Heilige?

Ag. Petrus Nolaskus, Stifter des Ordens von Erledigung der Gefangenen.

Sab. O mein Gott! Dieser Orden kommt auch ab.

Ag. Weil der Teufel die List gebraucht, und den grösseren Herren weis gemacht hat, daß diese Geistlichen das Geld, was sie zur Auslösung der Gefangenen bekommen, so wie die Patres Franziskaner das Geld, was sie für das heilige Land sammelten, meistens für sich selbst verwendet, und verzehret haben.

Sab. Der listige Teufel kann sich vielleicht unter einige Geistliche selbst gesteckt haben; und da heißt es sodann gleich, die Geistlichen haben es gethan.

Ag. Gedenke die Sabina nur; mein jetziger Beichtvater der Kaplan in der Pfarre denkt, und redet auch schon so, wie die grossen Herren. Er billigt es, daß diese Absammlung abgekommen, und daß Klöster aufgehoben worden sind. Dienstbothen (sagt er) haben an ihren armen Nebenmenschen soviele, die von Elende und Krankheiten gefangen liegen. Bei diesen Gefangenen haben sie den Trost, die sichere Verwendung und die süsse Erleichterung davon sogleich mit Augen zu sehen. Wenn ich ihm von der List des Teufels etwas im besten Zutrauen sage, und einen geistlichen Trost und Rath verhoffe, so höre ich nur: Das sind Narrheiten; eine Menge von dem, was die Legendenschreiber anführen, ist nicht wahr; die Gebothe Gottes, die Gebothe der Kirche, die Befehle der Vorgesetzten befolgen, seinen Dienst, seine Arbeit fleissig und treu verrichten, gegen

gen ſeinen Nebenmenſchen gut und wohlthätig ſeyn, mit Vertrauen auf Gott, und mit Vermeidung der böſen Gelegenheiten ſich wider die Sünde bewahren, und hierinn ſich eine Fertigkeit erwerben; das heißt tugendhaft ſeyn, die Heiligen nachahmen, und ſie verehren. Dabei hat man nicht nöthig, immer auf liſtige Streiche gegen den Teufel zu ſtudiren.

Sab. Ich weis nicht, wie mir jetzt die Geiſtlichen, und zwar auch einige Kloſtergeiſtliche vorkommen. Vorher haben ſie in Beichtſtühlen, oder wenn im Beichtſtuhle keine Zeit war, bei der Pforte ganz anders geredet. Ich kam oft vor zwo Stunden nicht nach Haus zur Arbeit. Zum Glück hatte ich immer Frauen, die ſelbſt ſich Mühe gaben, den Heiligen nur immer mit Bethen nachzuahmen. Noch alle Tage denke ich auf ſie; ſie haben oft geſeufzet, auch ſo leiden zu können, wie die heiligen Martyrer gelitten haben; und ſie ſind wirklich eine nach der anderen wahre Martyrerinnen geworden. Der Teufel machte näm-

lich unter der Hand, und während, daß ſie immer betheten, ſo vieles Unheil zu Hauſe, daß ihr Hausweſen ganz zu Grunde gieng, die Gläubiger über ſie herfielen, und ſie zuletzt im größten Elende leben, und im größten Elende als wahre Martyrerinnen ſterb. n mußten.

Ag. Sieht die Sabina, wie liſtig der Teufel iſt. Mein Beichtvater ſagt zwar: Die Menſchen ſind die ärgeſten Teufel gegeneinander. Ja, ja! Aber deßwegen, weil die Teufel in ihnen ſtecken. Gott verzeih mir meine Sünden! Es ſchadete nicht, wenn meinem guten Beichtvater dem Herrn Kaplan nur etlichemal der Teufel recht zuſetzete, damit er ihn kennen lernte. Der Teufel ſoll wenigſtens einmal in des Kaplans Zimmer das nämliche thun müſſen, was er auf Befehl des heiligen Philippus Bennizius hat thun müſſen; da würde der Herr Kaplan wohl überzeuget werden, daß der liſtige Teufel menſchliche Geſtalten annehme.

Sab. Erzähle mir die Agnes den ganzen listigen Streich des Teufels mit dem heiligen Philippus Benitzius.

Ag. Es war einmal eine fromme Frau. Ihr Ehegatte mußte in den Krieg ziehen; er nahm also von ihr und seinem Söhnlein Abschied, und gieng mit einem, auch der Frau gut bekannten Freunde in das Feld. Die gute Frau erzog unterdessen das liebe Söhnlein in aller Gottesfurcht. Uiber eine Zeit kolamt der gute Freund zurück, sagt der Frau: Ihr liebster Ehewirth sey in einem Treffen geblieben, habe ihm aber aufgetragen, alle Sorge für Wittwe und Kind zu tragen, welches er auch mit Erfüllung aller Freundschaftspflichten zu ihrem Troste sich äusserst werde angelegen seyn lassen. Der einzige Trost für diese Wittwe war nun, einen so guten Freund zu haben; sie setzte in ihn alles Vertrauen, und überließ ihm vollkommen die Erziehung des Söhnleins. Der saubere gute Freund führte dieses Söhnlein unter dem Scheine, ihn bald zu dieser, bald zu jener Andacht zu begleiten; bald zu dieser, bald zu jener gottlosen Zusammenkunft,

lich unter der Hand, und während, daß ſie immer betheten, ſo vieles Unheil zu Hauſe, daß ihr Hausweſen ganz zu Grunde gieng, die Gläubiger über ſie herfielen, und ſie zuletzt im größten Elende leben, und im größten Elende als wahre Martyrerinnen ſterb. n mußten.

Ag. Sieht die Sabina, wie liſtig der Teufel iſt. Mein Beichtvater ſagt zwar: Die Menſchen ſind die ärgeſten Teufel gegeneinander. Ja, ja! Aber deßwegen, weil die Teufel in ihnen ſtecken. Gott verzeih mir meine Sünden! Es ſchadete nicht, wenn meinem guten Beichtvater dem Herrn Kaplan nur etlichemal der Teufel recht zuſetzete, damit er ihn kennen lernte. Der Teufel ſoll wenigſtens einmal in des Kaplans Zimmer das nämliche thun müſſen, was er auf Befehl des heiligen Philippus Bennizius hat thun müſſen; da würde der Herr Kaplan wohl überzeuget werden, daß der liſtige Teufel menſchliche Geſtalten annehme.

Sab. Erzähle mir die Agnes den ganzen listigen Streich des Teufels mit dem heiligen Philippus Bennizius.

Ag. Es war einmal eine fromme Frau. Ihr Ehegatte mußte in den Krieg ziehen; er nahm also von ihr und seinem Söhnlein Abschied, und gieng mit einem, auch der Frau gut bekannten Freunde in das Feld. Die gute Frau erzog unterdessen das liebe Söhnlein in aller Gottesfurcht. Uiber eine Zeit kömmt der gute Freund zurück, sagt der Frau: Ihr liebster Ehewirth sey in einem Treffen geblieben, habe ihm aber aufgetragen, alle Sorge für Wittwe und Kind zu tragen, welches er auch mit Erfüllung aller Freundschaftspflichten zu ihrem Troste sich äusserst werde angelegen seyn lassen. Der einzige Trost für diese Wittwe war nun, einen so guten Freund zu haben; sie setzte in ihn alles Vertrauen, und überließ ihm vollkommen die Erziehung des Söhnleins. Der saubere gute Freund führte dieses Söhnlein unter dem Scheine, ihn bald zu dieser, bald zu jener Andacht zu begleiten; bald zu dieser, bald zu jener gottlosen Zusammenkunft,

und unterrichtete ihn in allen Bubenſtücken. Kurz! Der junge Herr wurde in kurzer Zeit ein wahrer Galgenſchlingel, und Lotterbub.

Sab. Das wäre mir ein ſchöner guter Freund, ein feiner Herr Inſtruktor!

Ag. Das war gut. Der Purſch konnte ſeine Ausgelaſſenheit nicht lange verbergen, und ſeine Mutter kam alſo in die äuſſerſte Betrübniß, da ſie ſah, daß ihr Sohn ganz verkehrt, frech, ausgelaſſen ſey, und den mütterlichen Unterricht nicht mehr annahm. In dieſer ihrer Betrübniß kömmt jemand, und klopft ſtark an ihrer Hausthüre. Sie rührt ſich aber nicht, weil ſie überhaupt furchtſam war. Er klopft nochmal; ſie rührt ſich wieder nicht. Da aber endlich das Anklopfen ſtärker wiederholt wird, macht ſie auf, ſieht einen Fremden, und fragt ihn, was er wolle. Er auf das erſtemal ſehen, fragt ſie gleich hingegen, was die Urſache ihrer Betrübniß ſey. Sie erwiederte, daß von ihrer Betrübniß und derſelben Urſache ein langes und breites zu erzählen wäre; die Haupturſache ſey aber die

Aus-

Ausartung ihres Sohnes, der doch unter der Obsorge eines ihrigen guten Freundes stehe.

Sab. Auweh! Das Exempel ist recht schön!

Ag. Der Fremde fragte: ob er mit diesem guten Freunde nicht reden könnte; er wünschte ihn zu sehen; man solle ihn holen. Ein kleiner Knab, der ungefähr dabei stand, sagte: er wolle ihn gleich holen; lief auch gleich fort, traf ihn an, und brachte ihn mit sich. Eintreten, und gleich zu schreien anfangen war eins.

Sab. Der Instruktor hat gleich geschrieen?

Ag. Ja dieser, und zwar mit erschrecklichem Jammern und Heulen, und mit diesen Worten: Was ist das, Philippe! Hast du uns bei deinen Lebzeiten nicht genug verfolget? Mußt du es auch nach deinem Tode thun?

Sab. Der Fremde war also der heilige Philippus, und der Instruktor etwa gar der leidige Teufel?

Ag.

und unterrichtete ihn in allen Bubenstücken. Kurz! Der junge Herr wurde in kurzer Zeit ein wahrer Galgenschlingel, und Lotterbub.

Sab. Das wäre mir ein schöner guter Freund, ein feiner Herr Instruktor!

Ag. Das war gut. Der Pursch konnte seine Ausgelassenheit nicht lange verbergen, und seine Mutter kam also in die äusserste Betrübniß, da sie sah, daß ihr Sohn ganz verkehrt, frech, ausgelassen sey, und den mütterlichen Unterricht nicht mehr annahm. In dieser ihrer Betrübniß kömmt jemand, und klopft stark an ihrer Hausthüre. Sie rührt sich aber nicht, weil sie überhaupt furchtsam war. Er klopft nochmal; sie rührt sich wieder nicht. Da aber endlich das Anklopfen stärker wiederholt wird, macht sie auf, sieht einen Fremden, und fragt ihn, was er wolle. Er auf das erstemal sehen, fragt sie gleich hingegen, was die Ursache ihrer Betrübniß sey. Sie erwiederte, daß von ihrer Betrübniß und derselben Ursache ein langes und breites zu erzählen wäre; die Hauptursache sey aber die

Aus-

Ausartung ihres Sohnes, der doch unter der Obsorge eines ihrigen guten Freundes stehe.

Sab. Auweh! Das Exempel ist recht schön!

Ag. Der Fremde fragte: ob er mit diesem guten Freunde nicht reden könnte; er wünschte ihn zu sehen; man solle ihn holen. Ein kleiner Knab, der ungefähr dabei stand, sagte: er wolle ihn gleich holen; lief auch gleich fort, traf ihn an, und brachte ihn mit sich. Eintreten, und gleich zu schreien anfangen war eins.

Sab. Der Instruktor hat gleich geschrieen?

Ag. Ja dieser, und zwar mit erschrecklichem Jammern und Heulen, und mit diesen Worten: Was ist das, Philippe! Hast du uns bei deinen Lebzeiten nicht genug verfolget? Mußt du es auch nach deinem Tode thun?

Sab. Der Fremde war also der heilige Philippus, und der Instruktor etwa gar der leidige Teufel?

Ag.

Ag. So war es. Der Teufel ſuchte zwar Anfangs allen Fragen des Heiligen auszuweichen; mußte aber endlich bekennen, daß er der leidige Teufel ſey, und daß ſeine Abſicht war, den Sohn zu verführen, und endlich ihn ſammt der Mutter in Stücke zu zerreiſſen, und ihre Seelen in die Hölle zu führen.

Sab. O du Teufelsbrätel! — Der Heilige wird ihm aber ſogleich den Guſto vertrieben haben.

Ag. Das verſteht ſich ohnehin, daß der Teufel nur auf die Worte des Heiligen: **Packe dich, du Höllenbrand! Und hüte dich, künftig in dieſes Haus zu kommen**, ſich gleich mit einem entſetzlichen Geraſſel auf den Weg der Hölle zu machte. Aber das iſt noch nicht die Hauptſache.

Sab. Kömmt noch etwas ärgeres?

Ag. Freilich wohl was ärgeres. Den ganzen Leib, den er angenommen hat, ließ er im Zimmer als ein ſtinkendes Aas liegen.

Sab.

Sab. Meine liebe Agnes! Was ſagt ſie? Das muß ein Geſtank geweſen ſeyn. Stinkt ein anderes Aas ſchon ſo entſetzlich; wie muß erſt ein Leib von einem Teufel ſtinken? Den hat ſich zuletzt Niemand anzurühren getraut.

Ag. Wie und von wem dieſer teufliſche ſtinkende Leib aus dem Zimmer geſchaffet worden, hievon ſteht kein Wort in der Legende. Genug, daß man hieraus ſieht, wie liſtig der Teufel iſt.

Sab. Nun die gute Frau hatte alle Urſache, ſich bei dem Heiligen zu bedanken. Es wäre ihm ein leichtes geweſen, ohne ſich aus dem Himmel herabzubemühen; die Frau von dieſem Teufel zu befreien. Aber nein! Was das ſchönes von ihm iſt! Er wollte ſogar vom Himmel herab in das Haus kommen, und dort den Teufel davon jagen. Agnes, Agnes! Der Leib vom Teufel, der im Zimmer liegen geblieben, kömmt mir heut Nacht im Traume vor. Hat die Agnes dieſe Hiſtorie dem Kaplan nicht vorgehalten?

Ag.

Ag. So war es. Der Teufel ſuchte zwar Anfangs allen Fragen des Heiligen auszuweichen; mußte aber endlich bekennen, daß er der leidige Teufel ſey, und daß ſeine Abſicht war, den Sohn zu verführen, und endlich ihn ſammt der Mutter in Stücke zu zerreiſſen, und ihre Seelen in die Hölle zu führen.

Sab. O du Teufelsbrätel! — Der Heilige wird ihm aber ſogleich den Guſto vertrieben haben.

Ag. Das verſteht ſich ohnehin, daß der Teufel nur auf die Worte des Heiligen: **Packe dich, du Höllenbrand! Und hüte dich, künftig in dieſes Haus zu kommen**, ſich gleich mit einem entſetzlichen Geraſſel auf den Weg der Hölle zu machte. Aber das iſt noch nicht die Hauptſache.

Sab. Kömmt noch etwas ärgeres?

Ag. Freilich wohl was ärgeres. Den ganzen Leib, den er angenommen hat, ließ er im Zimmer als ein ſtinkendes Aas liegen.

Sab.

Sab. Meine liebe Agnes! Was sagt sie? Das muß ein Gestank gewesen seyn. Stinkt ein anderes Aas schon so entsetzlich; wie muß erst ein Leib von einem Teufel stinken? Den hat sich zuletzt Niemand anzurühren getraut.

Ag. Wie und von wem dieser teuflische stinkende Leib aus dem Zimmer geschaffet worden, hievon steht kein Wort in der Legende. Genug, daß man hieraus sieht, wie listig der Teufel ist.

Sab. Nun die gute Frau hatte alle Ursache, sich bei dem Heiligen zu bedanken. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, ohne sich aus dem Himmel herabzubemühen; die Frau von diesem Teufel zu befreien. Aber nein! Was das schönes von ihm ist! Er wollte sogar vom Himmel herab in das Haus kommen, und dort den Teufel davon jagen. Agnes, Agnes! Der Leib vom Teufel, der im Zimmer liegen geblieben, kömmt mir heut Nacht im Traume vor. Hat die Agnes diese Historie dem Kaplan nicht vorgehalten?

Ag. Freilich hielt ich sie ihm vor; allein nebst seiner gewöhnlichen Antwort: Narrheiten, Narrheiten, sagte er, nicht von Teufeln, sondern von wirklichen bösen Menschen, die sich als Hofmeister und Mamsellen in die Häuser eindringen, werden leider oft die Kinder verführet, die ihnen anvertraut werden, besonders wenn Herr und Frau nicht sorgfältig nachsieht, und nicht bei Zeiten solche Leute abdanket. So erlogen als das ist (setzte er bey) daß der Teufel einen angenommenen Leib als ein stinkendes Aas liegen ließ; so gewiß ist hingegen manche zur Kindererziehung genommene Mamsel ein stinkendes Aas.

Sab. Daß doch der Herr Kaplan von allem dem gar nichts glauben will. Der Herr Pfarrer glaubt's gewiß.

Ag. Auch nicht. Dem gehe ich gar nicht mehr beichten; er ist gar mürrisch, wenn man ihm mit etwas solchem kömmt. Ausgescholten hat er mich, wie ich ihm das zweite- und dritte-

mal

mal mit meinen Skrupeln gekommen bin, daß kein Hund einen Bissen Brod von mir hätte annehmen sollen. Bei ihm höret man keinen anderen Rath, als diesen: **Nur immer brav gearbeitet, und besonders geschwind eine Arbeit in die Hand genommen, weil ein Skrupel, oder eine Anfechtung, oder eine Gelegenheit zu sündigen sich einfinden will.** Da ich nichts anderes hörte; so wurde ich einmal recht böse, und sagte: Ich bin ohnehin nicht müssig, und habe bei meinem starken Küchendienst genug zu thun. Glauben eure Hochwürden etwa (sagte ich weiters) daß ich nicht gelesen, wie die heilige Brigida an der Seite ihrer Gespielinn den Teufel sitzen gesehen; wie dieser Teufel auf die Frage der Brigida, was er da mache, laut und entscheidentlich geantwortet: Ich bin recht gern bei müssigen Mägdlein; und wie diese müssige Gespielinn hernach auch selbst neben sich ein erschreckliches Thier gesehen, welches Feuer und Rauch aus dem Rachen spie. Vor dem Müssiggang hüte ich mich ohnehin, damit sich der Teufel nicht zu mir setze. Was glaubt die Sabina, was ich zur Abschiedsantwort bekam?

Sab.

Sab. Vielleicht nicht viel höfliches?

Ag. Geh sie (sagte er) und sehe sie lieber zu, daß sich kein anderer Gesell als der Teufel zu ihr hinsetze, und sie sogar im währenden Stricken und Nähen zu seiner bösen Absicht verstricke, wenn nicht auch ihre Gedanken auf die Arbeit, und dabei auf Gott und auf die üblen Folgen eines jeden Lasters gerichtet sind. Man kann (fuhr er fort:) in währendem Arbeiten sündigen, wenn nicht auch die Gedanken dabei immer eine gute Beschäftigung haben. Diese Beschäftigung muß nicht in leeren Andächteleien und in Fausen, sondern in Uiberdenkung dessen bestehen, was uns die gesunde Vernunft, das Wort Gottes, gute Erbauungsbücher, gute Beispiele, bescheidene Gewissensräthe, und die Rücksichten auf die, welche sich durch Laster an Gesundheit, Ehre, gutem Namen, Seelenruhe, und sonst unglücklich gemacht haben, lehren können. Um ihr Legendenlesen gebe ich keinen

Hel-

Heller. Sie ſucht ſich nur Mirakel, Teufel, und ſonderbare Sachen heraus. Erfülle ſie ihre Pflichten, hierin beſteht die Tugend und die wahre Nachahmung der Heiligen; und komme ſie mir nicht mehr mit ſolchen Skrupeln, Aengſtigkeiten, und Fragen über dumme Erzählungen der Legendenſchreiber daher.

Sab. Mein Gott! Unſer Herr Pfarrer iſt ſchon ein alter Herr!

Ag. Ich weis doch, daß er gern die Zeitungsblätter lieſt. Iſt wohl auch das alles wahr, was in öffentlichen Zeitungsblättern ſteht? Nun ſo ſoll er mich ruhig meine Legende leſen laſſen. Das ſind die himmliſchen Zeitungsblätter, worinn ich lieber von dem Krieg der Heiligen mit den Teufeln, als in irrdiſchen Zeitungsblättern vom Türkenkriege leſen will. Nein! Das muß ich dem Kaplan nachſagen; in dieſem Stücke iſt er ganz anders. Wenn er nur ſein Sprichwort anbringen kann: Narrheiten, Narrheiten; ſodann iſt ihm ſchon leichter. Er redet doch mit

einem freundlich, und läßt sich mit aller Geduld die nämliche Sache dreyhundertmal sagen. Er kann sogar von Herzen lachen, wenn ich ihm die listigen Streiche erzähle, die auch ich dem Teufel entgegen setze.

Sab. So lehre sie unsereinem auch was, Agnes! Ungeachtet dem, daß ich ein altes Kindsmensch bin; so sey sie versichert, daß mir der Teufel erstaunlich zusetzet, besonders im Traume. Ich weis wohl die Ursache; in der vorigen Wohnung habe ich mit dem Christkindel, welches aus Wachs possirt im Kindszimmer stand, alle Tage vor dem Schlafengehen über mein Bett etwelche dreissigmal, ja auch öfters nach Anrathen des Paters Fast den Segen gegeben.

Ag. Nun warum giebt sie ihn denn jetzt nicht mehr?

Sab. Das Ehristkindel ist hinweg. Beim Einziehen in die neue Wohnung muß es jemand entfremdet haben; ich glaube, der Teufel selbst.

Ag.

Ag. Und da weis die Sabina nun keinen listigen Einfall? Das kleine Mädel schläft ohnehin alle Abende schon ehe auf dem Sessel ein, bevor sie in das Bett getragen wird; diese gebrauchete ich statt des Christkindels, ohne daß sie was davon wüßte. Das Mädel ist ein Christ, sie ist ein Kind, hiemit kann man in der Noth, und in einer heiligen Einbildung sich sogleich ein Christkindel zusammbringen. Ich gäbe also über mein Bett nun mit dem Mädel den Segen.

Seb. Nein, Agnes! Das laß ich bleiben. Sie glaubt nicht, wie das Mädel schwer ist, besonders wenn sie eingeschlafen. Beim ersten Segengeben fiele sie mir aus den Händen; und verzeih sie mir's, da hätte ich ein grosses Gewissen, wenn das Kind ein Krüppel würde. Der Beichtvater hat mir einmal, wie ich bei meiner vorigen Frau in Diensten war, erstaunlich zugeredet, da ich ihm geklagt habe, daß ich immer auf das Kind sehen, und oft nur beim Kreuzmachen drei-viermal von vorne anfangen muß, bis ich ein ganzes Kreuz zusammbringe, weil das Kind so streitig ist. Wisse

sie

einem freundlich, und läßt ſich mit aller Geduld die nämliche Sache dreyhundertmal ſagen. Er kann ſogar von Herzen lachen, wenn ich ihm die liſtigen Streiche erzähle, die auch ich dem Teufel entgegen ſetze.

Sab. So lehre ſie unſereinem auch was, Agnes! Ungeachtet dem, daß ich ein altes Kindsmenſch bin; ſo ſey ſie verſichert, daß mir der Teufel erſtaunlich zuſetzet, beſonders im Traume. Ich weis wohl die Urſache; in der vorigen Wohnung habe ich mit dem Chriſtkindel, welches aus Wachs poſſirt im Kindszimmer ſtand, alle Tage vor dem Schlafengehen über mein Bett etwelche dreiſſigmal, ja auch öfters nach Anrathen des Paters Faſt den Segen gegeben.

Ag. Nun warum giebt ſie ihn denn jetzt nicht mehr?

Sab. Das Chriſtkindel iſt hinweg. Beim Einziehen in die neue Wohnung muß es jemand entfremdet haben; ich glaube, der Teufel ſelbſt.

Ag.

Agn. Und da weis die Sabina nun keinen listigen Einfall? Das kleine Mädel schläft ohnehin alle Abende schon ehe auf dem Sessel ein, bevor sie in das Bett getragen wird; diese gebrauchete ich statt des Christkindels, ohne daß sie was davon wüßte. Das Mädel ist ein Christ, sie ist ein Kind, hiemit kann man in der Noth, und in einer heiligen Einbildung sich sogleich ein Christkindel zusammbringen. Ich gäbe also über mein Bett nun mit dem Mädel den Segen.

Seb. Nein, Agnes! Das laß ich bleiben. Sie glaubt nicht, wie das Mädel schwer ist, besonders wenn sie eingeschlafen. Beim ersten Segengeben fiele sie mir aus den Händen; und verzeih sie mir's, da hätte ich ein grosses Gewissen, wenn das Kind ein Krüppel würde. Der Beichtvater hat mir einmal, wie ich bei meiner vorigen Frau in Diensten war, erstaunlich zugeredet, da ich ihm geklagt habe, daß ich immer auf das Kind sehen, und oft nur beim Kreuzmachen drei-viermal von vorne anfangen muß, bis ich ein ganzes Kreuz zusammbringe, weil das Kind so streitig ist. Wisse

sie

ſie (ſagte er:) daß ſie mit allem ihrem Kreuzmachen zum Teufel fährt: wenn ſie auf das ihr anvertraute Kind nicht ſieht, ſolches nicht wohl beſorget, oder wohl gar zum Krüppel werden läßt. Daß man ſein Kreuz geduldig trage, das iſt der Befehl Gottes; daß man aber auf die Stirne, auf den Mund, und auf der Bruſt ſich immer und immer mit Kreuzeln verpalliſadire, das iſt weder ein Gebeth, weder eine vernünftige Andacht, ja ſogar eine Sünde, wenn man dabei ein Kind fallen, und zum Krüppel werden ließe. Hernach ſchau ſie Agnes! Ein Chriſtkindel ſolle doch durch einen Knaben und durch kein Mädel vorgeſtellet werden. Ich müßte auch erſt den Beichtvater fragen, ob ein fleiſchenes Chriſtkindel die nämliche Kraft hat, wie ein hölzernes oder wächſernes. Und endlich denke ſie, wenn mir das Mädel in währendem Segengeben munter würde, und mein Chriſtkindl zu ſchreien anfienge. Den Augenblick ſtünden ſchon mein Herr und meine Frau im Zimmer. Ich müßte noch bei der Nacht aus dem Dienſte fort. —

Es

Es kann leicht seyn, daß meine Frau das Christkindel der Stubenmagd geschenkt hat; und sobald ich das Christkindel bei ihr sehe, so stehle ich ihr dasselbe. Gelt sie Agnes! Das ist keine Sünde?

Ag. Wie man's nimmt. Das Christkindel gehört eigentlich der Frau; die Frau kann ihre Sache geben, wem sie will. Dessen, der es von ihr bekömmt, ist es hernach sein Eigenthum; und der, der eines andern Eigenthum entfremdet, ist ein Dieb. Hingegen muß man das auch wieder betrachten, daß die Gebeine des heiligen Servazius zwar selbst auf Bitte der heiligen Mathildis und selbsten von seiner päpstlichen Heiligkeit den Mastrichtern hinweggenommen, und den Sachsen nach Quedlingburg geschenket worden; und doch diese Gebeine von den Mastrichtern den Sachsen gestohlen, und nach Mastricht wieder überbracht worden.

Sab. Wie ist denn dieses zugegangen?

Ag.

Ag. Die heiligen Gebeine kamen richtig nach Quedlingburg, und bei denſelben ſind auch nicht minder in Sachſen Wunder gewirket worden, wie vorher in Niederlanden. Aber die Sachſen haben es in dem überſehen, daß ſie am Feſte dieſes Heiligen nach gehaltenem Gottesdienſte (wie ſie denn damals gut katholiſch waren) in allerhand Ergötzlichkeiten ſich eingelaſſen, und beſonders, nachdem ſie mit allzuvielem Trinken überladen, ſodan ihren werthen Schatz nicht ſorgfältig mehr bewachet haben. Was geſchieht? Die Maſtrichter erſehen ihren Vortheil, ſchleichen ſich in die Kirche, ſteigen auf den Altar, nehmen die heiligen Gebeine, ſchneiden die Glockenſtricke ab, verriegeln die Kirchthüre, und machen ſich (wie Ribadeneira recht auferbaulich ſchreibt) **mit ihrem heiligen Raube** aus dem Staub. Erſt am anderen Morgen, wie die Sachſen ſich ausgenüchtert haben, merkten ſie den Verluſt; ſetzten freilich den Maſtrichtern nach; allein von den Maſtrichtern wird ungezweifelt die Poſt genommen, und den Poſtilionen ein gutes Trinkgeld bezahlet worden ſeyn. Kurz! Die Maſtrichter wurden nicht mehr eingeholet; die heili-

gen

gen Beine nach Maſtricht gebracht, und dort mit gröſstem Jubel, und mit einem Dankamte für den glücklich von ſtatten gegangenen heiligen Raub, zu welchem Dankamt ungezweifelt der Erzbiſchof von Mecheln wird eingeladen worden ſeyn, daſelbſt beigeſetzet.

Sab. Mein Gott, mein Gott! Es iſt ſonſt ein gemeines Spaſswort: **Gib acht, daſs du nicht geſtohlen wirſt.** Aber dem Heiligen iſt es im Ernſte widerfahren. — Haben aber nicht auch die Maſtrichter hernach etwas widriges über dieſen Diebſtahl zu erfahren gehabt?

Ag. Nicht das Mindeſte; und der Heilige hat nicht ermangelt, ſich denen Niederländern, die ihn geſtohlen haben, wieder wie vorher mit vielen Wundern gutthätig zu erzeigen.

Sab. Agnes! So wahr ich Sabina heiſse, ſtehle ich das Chriſtkindel; meine Frau mag es wem immer geſchenkt haben.

Ag. Mein Rath wäre doch, sie solle ehe den Beichtvater fragen. Ich frage meinen Beichtvater über alles, was mir zweifelhaft vorkömmt, seitdem mir doch ein und andere listige Streiche, die ich gegen den Teufel unternommen, bald übel bekommen wären.

Sab. Wie das?

Ag. Um kein vergebliches Wort zu reden, wollte ich den gottseeligen Bruder Veit nachahmen, und trug nach seinem Beispiele lange Zeit ein Steinlein im Munde, welches ich, wie er es that, nur heraus nahm, wenn ich gar etwas nothwendiges reden mußte. Das Steinlein kam mir aber einmal in den Schlund, und ich wäre bald erstickt.

Sab. Meine Agnes! Wenn ich öfters überdenke, wie wir uns mit Mund, Augen, Ohren, Händen, Füssen, und mit allen Sinnen versündigen können; so rinnt mir oft der kalte Schweiß über den Rücken, weil es nöthig wäre, für jeden Theil unseres Leibes ein beson-

de-

deres Bewahrungsmittel gegen die Sünde zu haben.

Ag. Ich habe für alles mein besonderes Mittel, und gehe dabei so listig als lustig zu Werke; denn der Teufel ist listig, wie ich schon sagte, und wenn man nicht auch lustig sich anstellt; so kömmt man bei der Welt in der Heiligkeit gar nicht fort.

Sab. Die Agnes weis wohl, daß der Mund sich nicht nur mit Reden, sondern auch mit Essen und Trinken versündiget; hiemit bedarf schon der Mund mehrerer besonderer Bewahrungsmittel.

Ag. Meine liebe Sabina! Das ist noch nicht alles, womit sich der Mund versündigen kann. Mit Liebkosungen muß man Acht haben, daß sich der Mund nicht versündige.

Sab. O! Darauf denke ich als eine sechszig jährige Kinderwärterinn nicht mehr.

Ag. Mein Rath wäre doch, sie solle ehe den Beichtvater fragen. Ich frage meinen Beichtvater über alles, was mir zweifelhaft vorkömmt, seitdem mir doch ein und andere listige Streiche, die ich gegen den Teufel unternommen, bald übel bekommen wären.

Sab. Wie das?

Ag. Um kein vergebliches Wort zu reden, wollte ich den gottseeligen Bruder Veit nachahmen, und trug nach seinem Beispiele lange Zeit ein Steinlein im Munde, welches ich, wie er es that, nur heraus nahm, wenn ich gar etwas nothwendiges reden mußte. Das Steinlein kam mir aber einmal in den Schlund, und ich wäre bald erstickt.

Sab. Meine Agnes! Wenn ich öfters überdenke, wie wir uns mit Mund, Augen, Ohren, Händen, Füssen, und mit allen Sinnen versündigen können; so rinnt mir oft der kalte Schweiß über den Rücken, weil es nöthig wäre, für jeden Theil unseres Leibes ein beson-

deres Bewahrungsmittel gegen die Sünde zu haben.

Ag. Ich habe für alles mein besonderes Mittel, und gehe dabei so listig als lustig zu Werke; denn der Teufel ist listig, wie ich schon sagte, und wenn man nicht auch lustig sich anstellt; so kömmt man bei der Welt in der Heiligkeit gar nicht fort.

Sab. Die Agnes weis wohl, daß der Mund sich nicht nur mit Reden, sondern auch mit Essen und Trinken versündiget; hiemit bedarf schon der Mund mehrerer besonderer Bewahrungsmittel.

Ag. Meine liebe Sabina! Das ist noch nicht alles, womit sich der Mund versündigen kann. Mit Liebkosungen muß man Acht haben, daß sich der Mund nicht versündige.

Sab. O! Darauf denke ich als eine sechszig jährige Kinderwärterinn nicht mehr.

Ag. Ich dächte auch nicht darauf, wenn nur andere nicht darauf dächten, die Weibsbilder dazu zu verleiten. Bis iezt iſt es mir zwar nicht geſchehen, daß mich einer geliebkoſet, oder zu Liebkoſungen gereizet hätte. Aber damit es nicht geſchehe, nahm ich in meinen vorigen Dienſtörtern von denen, die in das Haus kamen, niemal ein ſo genanntes Trinkgeld an. Jungfern ſollen nie Schaukungen annehmen nach dem Beiſpiele der heiligen Agnes (ſagt Ribadeneira) Die anderen Dienſtbothen waren zwar auf mich deswegen böſe, weil die Trinkgelder unter den Dienſtbothen getheilet wurden.

Sab. Bei uns wird Niemand böſe; denn in unſerem Hauſe wird keinem Dienſtbothen geduldet, Trinkgelder anzunehmen. Es iſt auch eine wahre Bettelei.

Ag. Die Augen, die Augen, meine liebe Sabina! die ſind die Fenſter, bei welchen die meiſten Sünden vorbeiſpatziren, und einen gleich zu ſich herauswinken.

Sab.

Sab. Dagegen ist ein leichtes Mittel; man darf nur mit niedergeschlagenen Augen gehen.

Ag. Ich habe es probirt nach dem Beispiele des heiligen Kajetanus, der mit so niedergeschlagenen Augen gieng, daß er kaum den Weg sah, worauf er gieng, und daß es (wie Ribadeneira schreibt) das Ansehen hatte, als wenn nicht ein lebendiger Mensch, sondern eine Bildsaule durch inwendige Radlein getrieben einhergienge. Es hat mir aber übel bekommen; denn in währendem, daß ich die Augen so stark niederschlug, stieß ich mir den Kopf so gewaltig an eine Thürschwelle, daß ich auf den Rücken fiel, und etwelche Täge das Bett hüten mußte. Ich sah also klar, daß es besser sey, mit List, als mit gar so niedergeschlagenen Augen darein zu gehen.

Sab. In was besteht denn ihre List in Ansehung des Gehens und Sehens?

Ag. Wenn ich auf der Gasse gehe, bilde ich mir immer ein, ich gehe durch die Hölle,

wo

wo ich nichts als Weinen und Zähnklappern höre; und ein jedes Mannsbild halte ich für einen Teufel, oder für einen Verdammten. Da ſchadet mir nun kein Herumſehen. Von allen blühenden Venusgeſichtern, die dem heiligen Abten Antonius vor die Augen kamen, hat ihm keines geſchadet, weil er ſich immer die Höllenfinſterniß vorgebildet. Der Teufel ſelbſt hat einbekennet, daß er hiedurch kraftlos gemacht worden, die Augen des Heiligen zu verführen; denn er ſagte: Ich bin der laſterhafte Kupido, der Fleiſchteufel; Junge und Alte männliches, und weibliches Geſchlechtes, ſo nur meiner Fackel Hitze empfinden, fangen bald an, ſolchergeſtalt aufzuwallen, daß ſie vor Begierlichkeit mehr braten, als brennen. Ich bin derjenige, deſſen Fackel ſo manchem Hitz gemacht, ſo manchem Schweiß ausgetrieben; ich bin's, der auch auf dich ſo viele Pfeile abgeſchoſſen; aber leider vergebens; ich habe vielmehr ſo manche Waffen an dir abgenutzet.

Sab. Was Agnes! Der Kupido und der Teufel sind alles eins?

Ag. Zweifle sie nicht daran.

Sab. Nun! Was soll ich von unserer Frau denken, die hat neulich den Kupido aus der Porzelainfabrik, und zwar mit einer Kapuze, einem Kapuzinermäntel, unter welchem ihm die Flügel hervorsehen, und mit einem Sammlersack über die Achsel nach Haus gebracht; und der steht ietzt im Gläserkasten. Unsere Frau wird es nicht einmal wissen, daß der Kupido und der Teufel eins ist.

Ag. Wenn ich ihr etwas davon sagte; so merkete sie es gleich, daß ich nach Heiligkeit trachte. Ich stelle mich immer lustig an, und lasse nicht das Mindeste merken.

Sab. Billiget ihr Beichtvater das, daß sie, wo sie geht und steht, sich immer die Höllenpeinen und alle Leute als Teufeln vorstellet?

Ag. Narrheiten, Narrheiten! war wieder das erſte, was er ſagte. Gott (ſagte er weiters:) nicht Teufel und Verdammte muß man vor Augen haben. Man kann jedem Menſchen ehrlich unter das Geſicht ſehen, nur muß man nicht mit ſündhaften Gedanken auf etwas die Augen heften. Nicht durch fremde Häuſer herumlaufen, nicht auf den Gäſſen lüſtern herumſchlendern, nicht auf allen Plätzen Ständlein halten; ſondern überall, wo es nöthig oder erlaubt iſt, ſich ehrbar und züchtig ſehen laſſen; ſodann wieder nach Haus zur Erfüllung ſeiner Pflichten gehn; * und wenn man eine Neigung zu einem Laſter ſpüret, eben ſo geſchwind ſich befleißen, die entgegen geſetzte Tugend auszuüben, als von der Gelegenheit des Laſters ſich entfernen; das ſind wirkſamere Mittel, die Augen und alle Sinnen von Sünden zu bewahren.

Sab.

* S. Ambroſius l. 2. c. 2.

Sab. Wie die Agnes dieſe Predigt ſo gut gemerket hat.

Ag. Ich kann mir's leicht merken. Seine Lehren und Predigen ſind immer dieſelben. Gedenke ſie nur (fuhr er weiter fort:) zu was für einem Narrenſpital die Welt werden würde, wenn in der menſchlichen Geſellſchaft jeder nur immerfort die Höllenpeinen, die Niemand geſehen hat, ſich vorbildete; wenn man bei einer jeden Handlung, um dabei nichts böſes auszuüben, immer ſich vorſtellen müßte, die Hölle und alle Teufel zu ſehen. Jedem wäre ja den ganzen Tag der Kopf von Teufeln voll, und man wäre beinahe wirklich ſchon der Einbildung nach in der Hölle. Warum ſtellet ſie ſich (fragte er mich) ſtatt der Teufel nicht lieber das Schöne, das Angenehme, das Beruhigende, das Vortheilhafte vor, welches die Tugend hat? Warum denkt ſie ſtatt auf den Teufel nicht vielmehr auf unſeren lieben Gott, gegen den wir aus Dankbarkeit für ſo viel Gutes, was

er

Ag. Narrheiten, Narrheiten! war wieder das erſte, was er ſagte. Gott (ſagte er weiters:) nicht Teufel und Verdammte muß man vor Augen haben. Man kann jedem Menſchen ehrlich unter das Geſicht ſehen, nur muß man nicht mit ſündhaften Gedanken auf etwas die Augen heften. Nicht durch fremde Häuſer herumlaufen, nicht auf den Gäſſen lüſtern herumſchlendern, nicht auf allen Plätzen Ständlein halten; ſondern überall, wo es nöthig oder erlaubt iſt, ſich ehrbar und züchtig ſehen laſſen; ſodann wieder nach Haus zur Erfüllung ſeiner Pflichten gehn; * und wenn man eine Neigung zu einem Laſter ſpüret, eben ſo geſchwind ſich befleißen, die entgegen geſetzte Tugend auszuüben, als von der Gelegenheit des Laſters ſich entfernen; das ſind wirkſamere Mittel, die Augen und alle Sinnen von Sünden zu bewahren.

Sab.

* S. Ambroſius l. 2. c. 2.

Sab. Wie die Agnes dieſe Predigt ſo gut gemerket hat.

Ag. Ich kann mir's leicht merken. Seine Lehren und Predigen ſind immer dieſelben. Gedenke ſie nur (fuhr er weiter fort:) zu was für einem Narrenſpital die Welt werden würde, wenn in der menſchlichen Geſellſchaft jeder nur immerfort die Höllenpeinen, die Niemand geſehen hat, ſich vorbildete; wenn man bei einer jeden Handlung, um dabei nichts böſes auszuüben, immer ſich vorſtellen müßte, die Hölle und alle Teufel zu ſehen. Jedem wäre ja den ganzen Tag der Kopf von Teufeln voll, und man wäre beinahe wirklich ſchon der Einbildung nach in der Hölle. Warum ſtellet ſie ſich (fragte er mich) ſtatt der Teufel nicht lieber das Schöne, das Angenehme, das Beruhigende, das Vortheilhafte vor, welches die Tugend hat? Warum denkt ſie ſtatt auf den Teufel nicht vielmehr auf unſeren lieben Gott, gegen den wir aus Dankbarkeit für ſo viel Gutes, was

er

er uns hienieden ſchon zufliesſen läßt, und wegen des Vortheiles, bei dieſem höchſten Gut ſodann näher und ewig ſeyn zu können, uns nicht verſündigen ſollen, wenn auch wirklich keine Hölle wäre. Man braucht ſich keine Teufel vorzuſtellen, man hat nur Acht zu geben, wie die Laſter bei denen, von welchen ſie begangen werden, alle Gattungen der Ungeſundheit, der Unehre, der innerlichen Unruhe bei allem ſcheinbaren Glücke, endlich auch Elend und Mühſeeligkeiten, und unzählig üble Folgen nach ſich ziehen, wovon die letzte und übelſte Folge entſteht, daß man auch ſodann ewig von dem höchſten Gute entfernet bleibt. Der Gedanken, daß das ein unausſprechliches Unglück ſeyn müſſe, auch in jener Welt vom Genuße des Guten und vom höchſten Gut ewig ohne alle Hofnung entfernt zu ſeyn, iſt ein ſchreckbarer Schluß, den ſich leicht der Verſtand machen kann, und der eben deswegen, weil er ſeinen Grund in der Vernunft und im Wor-

te Gottes hat, eine gröſſere und dauerhaftere Wirkung macht, als die von Legendenſchreibern erfundenen Vorbildungen der Teufel und der Höllenpeinen; worüber einige zuletzt Narren, oder Spötter oder (was ſchon der ganzen Vorbildung die Kraft nimmt) Zweifler werden.

Sab. Hat ihm denn die Agnes nicht die Heiligen mit Namen daher genennet, denen von Gott, oder von der Mutter Gottes, oder ſelbſt von den Verdammten die Höllenpeinen gerade ſo ſind geoffenbaret worden, wie ſie in den Legenden beſchrieben ſind?

Ag. Ich habe ihm freilich hievon geſagt. Aber was gab er mir zu Antwort? Dieſe Offenbarungen (ſagte er) haben keinen Grund in der heiligen Schrift. Der Chriſt muß das wichtige Geſchäft ſeiner Seele nicht auf ungewiſſe, zweifelhafte, oder erdichtete Geſchichten, ſondern auf unfehlbare Wahrheiten gründen. Einige Heilige, und beſonders einige heilige Weiber haben bei Bekanntmachung ihrer

rer Geschichte und Offenbarungen nicht allemal sorgfältig genug den Meynungen der Kirche gefolget.*

Sab. Nachdem aber die Agnes selbst schon einmal sich vorgenommen hat, lustig in den Himmel zu kommen; so glaube ich, der Herr Kaplan hat sich nach ihrem Humor gerichtet, und will verhindern, daß sie nicht etwa durch Schreckbilder in eine traurige Heiligkeit verfalle.

Ag. Deswegen bleibe ich doch lustig. Ich lache oft, wenn ich ganz allein bin, vom Herzen hell auf; so, daß meine Frau, wenn sie immerzu daher kömmt, zu mir sagt: Sie ist ja eine Närrinn? — Ich lasse sie in ihrer Meynung, daß ich gleich anderen lustigen Leuten lache, weis aber schon dabei, über wen ich lache.

Sab. Uiber wen lacht denn die Agnes?

Ag.

* Baillet Abhandlung von der Geschichte der Heiligen. §. 93.

Ag. Frage ſie nicht viel; über den Teufel lache ich; denn das hält der Teufel für den gröſsten Schimpf, wenn er recht ausgelacht wird, wie es der Pater Kochem im Leben des heiligen Arſenius beſtättiget. — O! Neulich habe ich den Teufel ausgezahlt. Wie er liſtig iſt; ſo brachte er mich dahin, daſs ich in unſerem Garten, von einem Baume einen Apfel abbrach.

Sab. Nun die Frau hat uns ja erlaubt, daſs wir von jenen Bäumen, die zu Ende des Gartens ſtehen, uns Obſt herabnehmen dürfen.

Ag. Eben dieſer Erlaubniſs bediente ſich der Teufel, mich zu verführen. Ich wollte ſchon in den Apfel beiſſen; merkte aber gleich, daſs es eine Verſuchung vom Teufel ſey, und warf den Apfel in alle Weite, verlobte mich auch, in meinem Leben keinen Apfel mehr zu eſſen.

Sab. Der Herr Kaplan würde ihr das ſchon wieder nicht gelten laſſen, daſs es eine

Ver-

Versuchung des Teufels sey, wenn man eine erlaubte Lust nach einem Apfel hat. Haben doch Geistliche selbst und auferbaulich lebende Leute auf ihren Tafeln auch Gerüchte mit verschiedenen Gattungen Obst. Unser Herr Medikus sagt noch dazu, daß nichts gesünder sey, als Obst mässig zu essen.

Ag. Was geht mich der Medikus an. Der heilige Abt und Beichtiger Saba wußte es besser. Er hatte auch eines Tages einen Apfel von einem Baum abgebrochen, und wollte anfangen, davon zu essen. Als er sich aber erinnerte, daß solches eine teufliſche Versuchung sey; warf er den Apfel von sich, und beschloß festiglich bei sich, sein Lebtag keinen Apfel zu essen. Auf diese Weise (schreibt der Pater Kochem) bewarb er sich mit Fleisse der Tugenden.

Sab. Für diejenigen, welche mit Obst handeln, wäre es doch hart, wenn alle Leute dem heiligen Saba nachfolgeten, und keinen Apfel mehr assen.

Ag.

Ag. Ich für mich habe einmal beſondere Urſache dem Heiligen in dieſem Stücke vorzüglich nachzuahmen. In meiner Küche habe ich immer beim Feuer zu thun, und mir iſt hiemit ein ſolcher heiliger Patron nothwendig, welcher machen kann, daß man ſich beim Feuer keinen Schaden zuziehe.

Sab. Iſt dieſer Heilige alſo ein Patron für die Köchinnen?

Ag. Für alle, die mit Backereien umgehen. Höre ſie nur: Der Bäcker des Kloſters, in welchem dieſer Heilige war; vergaß einmal im Ofen ſeine naſſe Kleider, die er dort trocknen wollte, und dachte erſt darauf, da das Feuer im Ofen, um denſelben zur Backung des neuen Brods zu hitzen, ſchon über und über brannte. Das Lamentiren des Beckers half nichts mehr. Rock, Weſte, und Hoſen lagen nun einmal im Feuer. Aber der Heilige half, er ſchlof in den Ofen, und mitten in die Flamme hinein, ohne verletzt zu werden, und brachte dem Becker ſeine Kleider heraus. Sieht ſie, wie nothwendig dieſer Heilige denen iſt, die mit Backereien umgehen.

Sab. Ein anderer hätte das probiren, und in den Ofen so hineinschliefen sollen. Kein Rauchfangkehrer wäre im Stande, dieses zu thun.

Ag. Ja die Rauchfangkehrer sind die rechten. Wenn diese in das Kehren kommen, so lärmen sie gleich, wenn noch das mindeste Feuer auf dem Heerde brennt. Zwar der ietzige Rauchfangkehrergesell, der zu uns ins Kehren kommt, scheint mir ein frommer Mensch zu seyn; er grüßt mich allzeit mit einer ganz andächtigen Freundlichkeit; und ob ich mir gleich die anderen Mannsbilder, wenn sie noch so weiß sind, als Teufel vorstelle; so kömmt mir doch dieser Mensch, wenn er mit dem russigsten Gesichte aus dem Rauchfang herabsteiget, als ein Engel vor. Ich erinnere mich auch nicht, in einer Legende gelesen zu haben, daß vom Teufel, der sich doch in Mohren, in Jäger, in Bediente, und dergleichen verstellt hat, jemals die Gestalt eines Rauchfangkehrers angenommen worden. Als Rauch ist der Teufel wohl öfters verschwunden. Aber eben mit dem hat mich dieser Rauchfangkehrer

ein-

angenommen, daß er neulich, wie er in das Kehren kam, und es noch auf dem Heerde rauchte, ganz lustig sagte: Das thut nichts; ein Rauchfangkehrer muß keinen Rauch und keinen Teufel scheuen.

Sab. Agnes, Agnes! Mir scheint, dieser fromme Rauchfangkehrer wird sich noch mit seiner andächtigen Freundlichkeit zu der andächtig lustigen Agnes schicken. Aber nur behutsam! Keusche Jungfrauen sollen auch die frommen Mannsbilder nicht vor ihr Angesicht lassen.

Ag. Wo steht das geschrieben?

Sab. Weis sie nicht, daß der heilige Bischof Martinus eine heilige Jungfrau hat heimsuchen wollen? Eine andere hätte sich die größte Gnade daraus gemacht, von einem so heiligen Bischof eine Heimsuchung zu bekommen. Sie aber nicht. Sie ließ ihm sagen: sie habe sich einmal von aller männlichen Ansprache abgeschieden, und der Heilige möchte

Sab. Ein anderer hätte das probiren, und in den Ofen so hineinschliefen sollen. Kein Rauchfangkehrer wäre im Stande, dieses zu thun.

Ag. Ja die Rauchfangkehrer sind die rechten. Wenn diese in das Kehren kommen, so lärmen sie gleich, wenn noch das mindeste Feuer auf dem Heerde brennt. Zwar der ietzige Rauchfangkehrergesell, der zu uns ins Kehren kommt, scheint mir ein frommer Mensch zu seyn; er grüßt mich allzeit mit einer ganz andächtigen Freundlichkeit; und ob ich mir gleich die anderen Mannsbilder, wenn sie noch so weiß sind, als Teufel vorstelle; so kömmt mir doch dieser Mensch, wenn er mit dem russigsten Gesichte aus dem Rauchfang herabsteiget, als ein Engel vor. Ich erinnere mich auch nicht, in einer Legende gelesen zu haben, daß vom Teufel, der sich doch in Mohren, in Jäger, in Bediente, und dergleichen verstellt hat, jemals die Gestalt eines Rauchfangkehrers angenommen worden. Als Rauch ist der Teufel wohl öfters verschwunden. Aber eben mit dem hat mich dieser Rauchfangkehrer

ein-

angenommen, daß er neulich, wie er in das Kehren kam, und es noch auf dem Heerde rauchte, ganz lustig sagte: Das thut nichts; ein Rauchfangkehrer muß keinen Rauch und keinen Teufel scheuen.

Sab. Agnes, Agnes! Mir scheint, dieser fromme Rauchfangkehrer wird sich noch mit seiner andächtigen Freundlichkeit zu der andächtig lustigen Agnes schicken. Aber nur behutsam! Keusche Jungfrauen sollen auch die frommen Mannsbilder nicht vor ihr Angesicht lassen.

Ag. Wo steht das geschrieben?

Sab. Weis sie nicht, daß der heilige Bischof Martinus eine heilige Jungfrau hat heimsuchen wollen? Eine andere hätte sich die größte Gnade daraus gemacht, von einem so heiligen Bischof eine Heimsuchung zu bekommen. Sie aber nicht. Sie ließ ihm sagen: sie habe sich einmal von aller männlichen Ansprache abgeschieden, und der Heilige möchte

ſich gefahlen laſſen, ſie mit ſeinem Beſuche zu verſchonen.

Ag. Höre ſie; gegen einen heiligen Biſchof iſt das zu grob.

Sab. Der Heilige hat es ihr doch nicht übel genommen.

Ag. Einige Heilige waren traurig, einige waren luſtig. Ich nehme mir einmal dasjenige heraus, was heilig und zugleich luſtig iſt. Weis ſie, Sabina! daß von heiligen Jungfrauen ſogar verführte Jünglinge können bekehret werden, wie deren mehrere meine heilige Namenspatroninn bekehrte, als ſie in das Haus der verſchrieenen Weibsbilder gebracht war; ſie wurde von Engeln mit himmliſchen Strahlen als ſo vielen Schwerdern umgeben, und jedem, der in übler Abſicht zu ihr gieng, ſtanden gleich (wie Ribadeneira ſchreibt) von übernatürlichem Schrecken die Haare gegen Berg. Deßwegen fürchte ich mich gar nicht von dem Rauchfangkehrer; ich habe es ihr ja ſchon geſagt, daß er ein frommer und andächtiger Menſch iſt.

Sab. Behutsam Agnes! Behutsam! Gib sie nur obacht, daß er sie nicht einmal betaste.

Ag. Was glaubt die Sabina von mir? Ich würde mich antasten lassen. Die heilige Radegund hätte sich bald vom Christus selbst nicht anrühren lassen. Er erschien ihr in Gestalt eines schönen Jünglings, und nahm sie (wie Kochem schreibt) bei ihren Wangen, worüber sie sich erstaunlich aufhielt, bis er sich ihr entdeckte. Wenn ich was immer für eine Krankheit, was immer für einen Schaden an einer Hand, an einem Fuß, oder an der Brust, oder am Gesichte, kurz! wenn ich einen Schaden hätte, der nicht anders geheilet werden könnte, als durch eine, vom Medikus oder Bader zu unternehmende Betastung eines Theiles meines Leibes, so wollte ich ehe sterben.

Sab. Das thäte ich nicht. Gott will ja, daß man die nöthigen Heilungsmittel gebrauchen solle; und die können gar oft nicht ohne Betastung angewendet werden.

ſich gefahlen laſſen, ſie mit ſeinem Beſuche zu verſchonen.

Ag. Höre ſie; gegen einen heiligen Biſchof iſt das zu grob.

Sab. Der Heilige hat es ihr doch nicht übel genommen.

Ag. Einige Heilige waren traurig, einige waren luſtig. Ich nehme mir einmal dasjenige heraus, was heilig und zugleich luſtig iſt. Weis ſie, Sabina! daß von heiligen Jungfrauen ſogar verführte Jünglinge können bekehret werden, wie deren mehrere meine heilige Namenspatroninn bekehrte, als ſie in das Haus der verſchrieenen Weibsbilder gebracht war; ſie wurde von Engeln mit himmliſchen Strahlen als ſo vielen Schwerdern umgeben, und jedem, der in übler Abſicht zu ihr gieng, ſtanden gleich (wie Ribadeneira ſchreibt) von übernatürlichem Schrecken die Haare gegen Berg. Deßwegen fürchte ich mich gar nicht von dem Rauchfangkehrer; ich habe es ihr ja ſchon geſagt, daß er ein frommer und andächtiger Menſch iſt.

Sab. Behutsam Agnes! Behutsam! Gib sie nur obacht, daß er sie nicht einmal betaste.

Ag. Was glaubt die Sabina von mir? Ich würde mich antasten lassen. Die heilige Radegund hätte sich bald vom Christus selbst nicht anrühren lassen. Er erschien ihr in Gestalt eines schönen Jünglings, und nahm sie (wie Kochem schreibt) bei ihren Wangen, worüber sie sich erstaunlich aufhielt, bis er sich ihr entdeckte. Wenn ich was immer für eine Krankheit, was immer für einen Schaden an einer Hand, an einem Fuß, oder an der Brust, oder am Gesichte, kurz! wenn ich einen Schaden hätte, der nicht anders geheilet werden könnte, als durch eine, vom Medikus oder Bader zu unternehmende Betastung eines Theiles meines Leibes, so wollte ich ehe sterben.

Sab. Das thäte ich nicht. Gott will ja, daß man die nöthigen Heilungsmittel gebrauchen solle; und die können gar oft nicht ohne Betastung angewendet werden.

Ag. Lese sie nur das Leben der heiligen Agatha, welcher die Brust abgeschnitten worden. Gott der Herr hat wohl gewußt, daß auch sie sich von keinem Arzten anrühren lasse; deßwegen hat er ihr (wie es Ribadeneira recht ausführlich beschreibt) den heiligen Apostel Petrus in Gestalt eines ehrwürdigen alten Leibarzten mit einer Apotheckerpichse voller Wundmittel in der Hand geschickt. Die Heilige hätte zwar gleich merken können, daß der ein himmlischer Arzt seyn müsse, weil ihm ein Engel mit einem Windlicht vorgeleuchtet. Aber ungeachtet dessen hat sich die Heilige von ihm nicht berühren lassen. Der heilige Petrus hätte mit seiner Apotheckerpichse wieder davon gehen müssen, wenn er nicht seine verstellte Arztengestalt abgelegt, und ihr nicht geoffenbaret hätte, wer er sey; und daß er von Gott geschickt worden, ihr die Brust wieder anzusetzen. Hierauf hat sie auch augenblicklich vermerket, daß ihre Brust frisch und gesund angesetzet sey.

Sab. Frage die Agnes aber einmal ihren Beichtvater, ob auch wir uns auf solche Mi-

rakel, die in Legenden beſchrieben ſind, verlaſſen, und deswegen die menſchliche Hilfe vernachläßigen dürfen. Was von einem oder anderem Heiligen — — —

Ag. Was glaubt ſie, daß nur ein und anderer Heiliger im Himmel iſt, der als Arzt mit einer Apotheckerpichſe von Gott auf die Welt geſchickt werden kann. In den Städten und Ortſchaften der Welt muß man oft warten, bis die wenigen Aerzte oder Bäder von mehreren Patienten abkommen können; und bei den Weltärzten iſt das erſte, daß ſie einen gleich wenigſtens beim Pulsgreifen antaſten. In der himmliſchen Stadt Jeruſalem iſt es aber ganz anders. Gott kann freilich helfen, ohne daß er einen einzigen Heiligen aus dem Himmel fortſchicket. Die Heiligen könnten auch bei Gott den Kranken durch ihr Gebeth helfen, wenn ſie im Himmel blieben. Aber leſe ſie nur in den Legenden, wie die Heiligen in verſchiedenen Geſtalten ſogleich zu Kranken ſich begeben müſſen; und einem Heiligen fallet gar nichts ein, ein krankes Frauenzimmer zu betaſten. Kömmt kein Heiliger zum Helfen; nun ſo ſtirbt

man

man luſtig fort, ohne daß man eines Medikus oder eines Baders dazu bedarf.

Sab. Ich wette, der Beichtvater ſagt, daß ſie unrecht hat, frage ſie ihn nur. Aber da hat ſie recht, daß ſie ſich vom Rauchfangkehrer nicht betaſten läßt. Heurathen wird ſie ihn doch nicht?

Ag. Wie kann die Sabina das wiſſen? Es ſind mehrere Heilige in Legenden, die ſich verehliget haben. Das Heurathen habe ich bei der Heiligkeit nicht verredet. Gott ſelbſt hat den Vater des heiligen Ludovikus Bertrandus durch eine Erſcheinung ermahnet, ſich das zweitemal zu verheurathen, ſtatt ein Kartäuſer zu werden.

Sab. Ich habe ja nichts entgegen. Anfangs habe ich zwar geglaubt; ſie habe ſich verlobt, ledig zu bleiben, weil ſie ſich die Mannsbilder alle als Teufeln vorgeſtellet. Wie ich aber gehört habe, daß ſie an dem Rauchfangkehrer einen Engel ſehe, ſo habe ich gleich gedacht, daß ſie eben noch kein Gelübd der ewi-

gen

gen Keuschheit gemacht habe. Aber gebe sie Acht, Agnes: daß ihr nicht bei ihrem zukünftigen Ehemann das von freien Stücken widerfahre, um was sie mich vorher so angelegentlich gebethen, nämlich daß ich sie wie der Bruder Veit treten und prügeln möchte.

Ag. O! Daß macht mir keine Sorge. Wie viele Heilige haben Schläge von Teufeln selbsten bekommen; und waren doch dabei lustig. Warum sollten mich Schläge von meinem künftigen Ehemann traurig machen?

Sab. Nein! Dafür bedanke ich mich. Wenn ich hätte heurathen wollen; so hätte ich mir um einen Gegentheil umgesehen, der gottesfürchtig, von guter Aufführung, und im Stande ist, mit seiner Arbeit sich sammt Weib und Kindern zu erhalten. Sodann hätte ich gleichfalls mir angelegen seyn lassen, ihm alle Treu zu erweisen, in der Besorgung des Hauswesens und der Kinder ämsig zu seyn, und alle Gelegenheit zum Unfrieden oder Unwillen zu vermeiden. Ich hätte gesucht, ihn immer mehr lieb zu gewinnen, und ihn auch von Fehlern

und

man luſtig fort, ohne daß man eines Medikus oder eines Baders dazu bedarf.

Sab. Ich wette, der Beichtvater ſagt, daß ſie unrecht hat, frage ſie ihn nur. Aber da hat ſie recht, daß ſie ſich vom Rauchfangkehrer nicht betaſten läßt. Heurathen wird ſie ihn doch nicht?

Ag. Wie kann die Sabina das wiſſen? Es ſind mehrere Heilige in Legenden, die ſich verehliget haben. Das Heurathen habe ich bei der Heiligkeit nicht verredet. Gott ſelbſt hat den Vater des heiligen Ludovikus Bertrandus durch eine Erſcheinung ermahnet, ſich das zweitemal zu verheurathen, ſtatt ein Kartäuſer zu werden.

Sab. Ich habe ja nichts entgegen. Anfangs habe ich zwar geglaubt; ſie habe ſich verlobt, ledig zu bleiben, weil ſie ſich die Mannsbilder alle als Teufeln vorgeſtellet. Wie ich aber gehört habe, daß ſie an dem Rauchfangkehrer einen Engel ſehe, ſo habe ich gleich gedacht, daß ſie eben noch kein Gelübd der ewi-

gen

gen Keuschheit gemacht habe. Aber gebe sie Acht, Agnes: daß ihr nicht bei ihrem zukünftigen Ehemann das von freien Stücken widerfahre, um was sie mich vorher so angelegentlich gebethen, nämlich daß ich sie wie der Bruder Veit treten und prügeln möchte.

Ag. O! Daß macht mir keine Sorge. Wie viele Heilige haben Schläge von Teufeln selbsten bekommen; und waren doch dabei lustig. Warum sollten mich Schläge von meinem künftigen Ehemann traurig machen?

Sab. Nein! Dafür bedanke ich mich. Wenn ich hätte heurathen wollen; so hätte ich mir um einen Gegentheil umgesehen, der gottesfürchtig, von guter Aufführung, und im Stande ist, mit seiner Arbeit sich sammt Weib und Kindern zu erhalten. Sodann hätte ich gleichfalls mir angelegen seyn lassen, ihm alle Treu zu erweisen, in der Besorgung des Hauswesens und der Kinder ämsig zu seyn, und alle Gelegenheit zum Unfrieden oder Unwillen zu vermeiden. Ich hätte gesucht, ihn immer mehr lieb zu gewinnen, und ihn auch von Fehlern

und

und unordentlichen Handlungen auf gute Art mit Geduld, und ohne Zank und Hader abzubringen. Soviel immer möglich ist, und ohne Sünde geschehen kann, hätte ich mich nach ihm gerichtet, und auf diese Weise hätte ich die Schläge zu vermeiden gesucht.

Ag. Meine liebe Sabina! So wie die Schläge, welche die Heiligen von Teufeln bekamen, zu ihrer Läuterung dienten, so dienen auch manchem Weibe die Schläge von ihrem Mann zur Läuterung.

Sab. Uibel genug, wenn es Weiber gibt, die ohne Schläge nicht gut thun. Es gibt zwar auch erzgrobe Männer, die die Pflichten des Ehestandes gar nicht zu beobachten, sondern in ihrer Lüderlichkeit, im viehischen Zorne, in der abscheulichen Trunkenheit nichts anders, als herumzuprügeln wissen. Bei denen haben gute Weiber freilich nothwendig, die Heiligen in der Tugend der Geduld nachzuahmen, und Gott ihr Kreuz aufzuopfern. Aber es läßt sich doch durch ein gescheides Weib vieles verhindern.

Ag.

Ag. Da kömmt es wieder auf das, was ich gesagt habe, nämlich daß man listig seyn müsse. Die heilige Juliana (schreibt Ribadeneira) hat eine Ausflucht nach der andern ausgedichtet, um sich von der Heurath loszumachen. Sie versprach endlich dem Eleusius sogar die Heurath, wenn er zu einer grossen Würde kommen sollte. Er kam dazu, und sie hätte (wie ebenfalls Ribadeneira schreibt) Frau Landpflegerinn werden können. Allein Eleusius mußte endlich sehen, daß ihn Juliana nur zum Besten gehabt. Warum soll man also sich nicht etwas ausdichten können, wenn man verheurathet ist? warum soll man nicht auch seinen Ehegatten jedoch mit aller Heiligkeit zum Besten haben können? Der heilige Athanasius sagte denen Schergen, die ihn nicht kannten, aber ihn zu fangen auf einem Schiff daher kamen: **Fahret nur tapfer zu; Athanasius ist gar nicht weit von euch.** Sie fuhren fort; und er hatte indessen Zeit sich zu verkriechen. Ich werde also wohl auch noch ein Mittel finden, mich zu verkriechen, wenn mein Mann mit dem Prügel daher kömmt. Die heilige Theodora hat sich aus dem gemeinen

Frau-

Frauenhause dadurch gerettet, daß sie die Kleider eines Soldaten angeleget. Ribadeneira beschreibt es recht auferbaulich, wie der Soldat selbst ihr seine Kleider angetragen, und wie lange sie sich gewehret, bis sie sich bereden ließ, ihre Kleider dem Soldaten anlegen zu lassen, und bis sie in die Kleider des Soldaten schloff. Meine liebe Sabina! Da habe ich was gelacht, wie hernach ein Stutzer statt der schönen Theodora, die er vorher hinein führen sah, und zu der er nun gehen wollte, einen bartigen Soldaten antraf. Er muß stark Poeten gelesen haben, denn er schrie sogleich auf: **Was ist das? es ist zwar keine Verwandlung einer Jungfrau in ein Reh, sie ist gar in einen Soldaten verwandelt. Es ist Zeit, daß wir gehen, weil wir noch unsere alte Gestalten haben.** Sie ist hernach sammt dem Soldaten enthauptet worden, weil sie sich nach der Flucht wieder freiwillig eingefunden, und absolute mit enthauptet zu werden verlangt hat.

Sab. Meine liebe Agnes! Ich wollte ihr doch rathen, mit dem Anschlag, ihren künftigen

gen Mann zum Besten zu haben, behutsam zu seyn. Eben so muß man sich erstaunlich in Acht nehmen, daß man bei verstellten Reden nicht in eine Lüge verfalle; und bei Gegenständen, wo man die Pflicht hat, deutlich und unverstellt zu reden, wäre auch jede verstellte Rede eine Sünde. Daß die heilige Theodora sich der Gelegenheit bedienet, aus dem gemeinen Frauenhause zu entkommen, will ich gelten lassen. Aber wenn sie auch darinn geblieben wäre, und doch nie zur Sünde eingewilliget hätte, so hätte sie ihre Reinigkeit erhalten. Zuletzt wäre sie gemartert worden. Nun das ist ihr ja hernach auch geschehen. Der Unterschied wäre nur dieser gewesen, daß sie aus dem Frauenhause zum Tod von anderen wäre gezogen worden, da sie nachhin sich selbst den Tod gesucht hat. Die Agnes wird ohnehin in solche Umstände nicht kommen, und das Beispiel nicht dahin anwenden, daß sie einmal in Soldatenkleidern davongehe. Der Rauchfangkehrer wird wohl Acht haben, daß sie nicht viel mit den Soldaten rede. — Sage sie mir Agnes! Hat der Rauchfangkehrergesell ein wenig Vermögen, womit er sich ein Gewerb kaufen,

fen, und dabei ſich ſammt Weib und Kindern erhalten könnte?

Ag. O mein lieber Gott! Er hat keinen Kreuzer; er iſt blutarm. Ich geſtehe ihr's; aber ſie muß unſerer Frau nichts ſagen, daß ich ihm von Zeit zu Zeit etwas heimlich an Eſſen und Trinken zukommen laſſe.

Sab. Wird aber ihr Beichtvater das gutheißen, wenn ſie ohne Wiſſen des Herrn und der Frau ihm was zukommen läßt?

Ag. Hat ſie nie geleſen, daß der heiligen Rothburga ihr Herr und ihre Frau verbothen haben, den Armen zu geben, damit lüderliches Geſindel nicht in das Haus gezügelt werde? Die Heilige hat es ſich nicht wehren laſſen, weil ſie ſich ſelbſt vom Munde abgeſparet hat.

Sab. Aber das Verboth, ſchlechtes Geſind dadurch in's Haus zu zügeln, war doch übertreten. Bei uns, wo das Armeninſtitut eingeführet iſt, gieng das ſchon gar nicht an.

Herr

Herr und Frau werden es zu verantworten haben, wenn sie nicht nach ihrem Vermögen sich gegen die Armen barmherzig zeigen.

Ag. Die arme Nothburga hat leider von ihrem Herrn und ihrer Frau hernach den Befehl bekommen, auch das, was sie sich vom Maul herabgesparet hat, den Armen nicht mehr zu geben, damit nicht allerlei müssiges Lumpengesind in das Schloß komme.

Sab. Nun da wird sie es auch unterlassen haben?

Ag. Im Schloße hat sie ihnen freilich nichts mehr gegeben, aber hinaus auf die Strasse hat sie es ihnen getragen.

Sab. Nun! So ist doch immer manches schlechtes Gesindel vor das Schloß gekommen, oder wenigstens war auf der Strasse alles voll Strassenbetler. Wann gleich damal noch keine rechte Einrichtung zur Armenversorgung war; so hätte sie ja doch vom Herrschaftspfleger, oder von einem Gemeindevorsteher, oder

vom

vom Pfarrer erfahren können, welche in der dortigen Gemeinde die bedürftigsten gewesen. Soviel ich also im Stande wäre, von meinem Dienstbothenliedlohn den Armen zukommen zu lassen, so vieles hätte ich dem Pfarrer zur Austheilung überbracht. Ich hätte dabei meinem Herrn und meiner Frau keinen Verdruß gemacht; Die Bedürftigen und wahrhaft Würdigen hätten von mir das Allmosen bekommen; und weder auf der Strasse, weder vor dem Schloß wären die Bettler herumgesessen.

Ag. Was will sie denn sagen. Durch offenbares Mirakel ist das Betragen der Rothburga vom Himmel gutgeheissen worden. Ihr Herr lauerte einmal auf sie, da sie eben wieder etwas den Armen zum Essen hinaustrug; hieß sie halt machen; und sagte, sie solle zeigen, was sie trägt. Sie eröfnete also (wie Ribadeneira schreibt) ihren Schoos; der Herr betrachtete ganz genau, was das sey; konnte aber mit, in alle Weite aufgesperrten Augen nichts sehen, als von Brettern abgehobelte Späne. Eben so sah er in das Weinkrüglein hinein, und setzte es sodann sogar an den

Mund.

Mund. Aber er vermeynte eine ſcharfe Lauge, oder ein ſonſt ganz abgeſchmacktes Getränk zu verkoſten. Er hielt aber alles das für kein Mirakel, ſondern ſagte: Rothburga die ſchlimme Dirne habe ihm einen Poſſen geſpielt.

Sab. Mir iſt Angſt und bange für ſie meine liebe Agnes; denn kömmt ihr einmal die Frau auf das Eſſen und auf den Wein, ſo ſie dem Rauchfangkehrer giebt; und wird das Eſſen nicht eben ſo zu Holzſpänen, und der Wein zur Lauge; ſo kann vielleicht hernach über die Agnes eine Lauge kommen, oder ihr gar ein Holz ohne alles Mirakel nachfliegen. Der Rauchfangkehrer, wenn er auch keine Mittel hat, ſo iſt er ja doch kein Armer, der eines Allmoſens bedürftig wäre, weil er arbeiten kann. Auch unter dem Vorwande für Arme darf man ſeinem Herrn und ſeiner Frau nichts entziehen, zugeſchweigen für Leute, die mit Arbeit ihr Brod verdienen können. Der Mangel eines eigenen Vermögens iſt bei ihm nur in ſo weit, daß er noch damit Weib und Kinder nicht erhalten kann. Und eben deswegen

gen muß ſie behutſam ſeyn, ſich mit ihm einzulaſſen.

Ag. Haben es die Heiligen bei der ſtrengſten Faſten ausdauren können; ſo werde auch ich es mit meinen Kindern ausdauren können, wenn mir ein frommer Mann zu Theil wird. Leſe ſie nur die Legenden, wie wenig die Heiligen zu ihrem Lebensunterhalt bedurften, da ſich doch einige erſt dazu gewöhnen mußten. Der heilige Nikolaus von der Flüe hat es ſo weit gebracht, daß ſein Magen nicht einmal eine Speis oder einen Trunk mehr gelitten, und daß die heiligen Betrachtungen ihm zur einzigen Nahrung dienten. Uiberhaupt hatte dieſer Heilige an allem einen Eckel, was der Menſch mit dem Vieh gemein hat, woraus auch Ribadeneira in einer ſchönen Lehre zeiget, daß wir die himmliſchen Speiſen den irrdiſchen vorziehen ſollen. Der heilige Einſiedler Theodoſius hat in dreyſig Jahren keinen Biſſen Brod gegeſſen, vielweniger eine andere gekochte Speiſe genoſſen. Eicheln und wilde Kräuter waren ſein Eſſen. Der heilige Markarius tunkte etwelche Palmzweige ins Waſſer; ſtellte

ſich

ſich ſodann in ein Winkel durch vierzig Täge, ohne ein Brod zu eſſen, oder etwas zu trinken. Der heilige Einſiedler Antonius, wie er den heiligen Einſiedler Paulus ſuchte, genoß nicht die geringſte Speiſe zur Aufenthaltung des Lebens. Um ſoviel leichter iſt dieſes Kindern, wenn man ſie von Jugend auf zum Faſten gewöhnt. Meine Kinder müſſen mir Faſten lernen, daß es eine Freude ſeyn wird. Der heilige Knab Potitus, der ſchon als ein Kind vom heiligen Geiſte erleuchtet, und im chriſtlichen Glauben, wie auch in der heiligen Schrift unterrichtet wurde, erhielt von Gott im Kerker, in welchen ihn ſein eigener Vater ohne Eſſen und Trinken ſperren ließ, hinlängliche Nahrung, ſo daß ſein Vater erſtaunte, wie er wieder zu ihm in den Kerker kam. Die Sabina wird ja geleſen haben, wie hernach dieſer Knab im Angeſichte des Vaters durch eine, vom Himmel herabgelaſſene Wolke hinweggetragen, und in einem anderen Lande niedergeſetzet worden, wo er aus der einzigen Tochter des Kaiſers Antoninus, die der Teufel ſchon bei den Haaren in den Lüften herumzog, nur durch das, daß er der Prinzeſſinn in das

ſicht blies, eben dieſen Teufel in Geſtalt eines Drachens austrieb; wofür ihm aber doch der verſtockte Antoninus alle Marter anthun ließ. Ich zörne mich allzeit, ſo oft ich auf dieſen Kaiſer denke. Er hätte können nicht nur durch das, daß die wilden Thiere, denen der Knab vorgeworfen wurde, denſelben küßten, und durch das, daß die ſchärfeſten Meſſer, mit welchen der Knab ſollte geſchunden werden, nicht eingriffen, ſondern hauptſächlich durch den eiſernen Nagel gewitziget werden.

Sab. Hierauf weis ich mich nicht mehr zu erinnern.

Ag. Er ließ einen langen eiſernen Nagel ganz glühend machen, und dem Knaben mit Hämmern in das Haupt ſchlagen. Wie aber der Henker den Nagel in das Haupt trieb; ſo fieng auf der anderen Seite der Kaiſer an zu ſchreien, weil der Kaiſer unleidentliche Schmerzen empfand, gleich als ob ihm und nicht dem Knaben ein glühender Nagel durch das Hirn mit Gewalt geſchlagen würde. Der Tyrann war aber einmal ſo verſtockt, daß er den Knaben,

ben, nachdem er gefoltert, mit Fackeln gebrannt, mit eisernen Hacken zerrissen, im Oel gesotten, mit geschmolzenem Blei übergossen worden, zuletzt enthaupten ließ. Ich besprach mich schon öfters über diese Marter mit meinem Beichtvater. Der sagte mir aber: Die Legendenschreiber übertreiben recht sehr oft die Art, auf welche die Heiligen hingerichtet worden. Das kann man leicht sagen; Der Herr Kaplan hat noch keine Marter erfahren. Aber auf unser voriges zu kommen; so sage ich ihr, daß mich Hunger und Elend nicht abhalte, einen heiligmässigen Mann zu heurathen. Gott verläßt seine Heilige nicht.

Sab. Aber ich denke doch, daß man sich nicht muthwillig in Noth und Elend stürzen, und Gott mit Forderung der Mirakel versuchen solle. Hat sie dem Beichtvater schon etwas von ihrer Absicht, sich einmal zu verheurathen, entdecket?

Ag. Freilich wohl; aber in was bestand wieder sein ganzes Reden, als in dem: Heurathe sie in Gottes Namen, wenn sie einen rechtschaffe-

nen braven Mann bekömmt, der im Stande ist, sich sammt Weib und Kindern ehrlich fortzubringen. Sie bedarf eines Mannes und zwar eines bescheidenen; und sehe sie nur zu, daß ihr Mann mit der Hand nicht ein stärkeres Kreuz über sie mache, als der Beichtvater.

Sab. Agnes, Agnes! Es kömmt alles auf meine Worte. Gib sie sich Acht mit dem Rauchfangkehrer, der wird gemerkt haben, daß sie voll der Andacht sey, und stellet sich auch andächtig an, bis er sie in der Schlinge hat.

Ag. Schweig sie still! Hat sie vielleicht einen anderen im Kopfe, den sie mir verkuppeln will?

Sab. Höre sie; gib sie mir keine solche Reden!

Ag. Ich meyne es ja nicht im Ernste. Aber das weis doch die Sabina, daß die heilige Agatha einer alten Kupplerinn eine vortreffliche Ermahnung gegeben, sich mit der Kupplerei nicht abzugeben, und (wie Ribadeneira schreibt)

schreibt) noch beigesetzet hat, daß, wenn eine Kupplerinn die Stadt an vier Orten anzündete, und alle Brunnen vergiftete, sie nicht soviel Schaden thun würde, als durch die Kupplerei.

Sab. O sie Schnabel, sie junger! Was geht mich ihr Ribadeneira an? Die Heilige hat das gewiß nicht gesagt. Die, welche kuppeln, und die, welche durch Kupplerei sich verführen lassen, die trift das Unglück allein, und aus ihrer eigenen Schuld. Aber eine Stadt auf vier Oertern anzünden, und alle Brunnen vergiften, das trift Unzählbare ohne ihre Schuld. Der schärfeste Prediger, der ein jedes Laster damal, wenn er dagegen prediget, für das größte Laster ausgäbe, würde das nicht sagen, weil zuletzt der Pater Prediger selbst durch Feuer und Gift in währendem Predigtschreiben in das Unglück mitkommen könnte. Ich gebe mich mit dem Kuppeln nicht ab; und sehe nur sie zu, daß, wenn sie einmal verheurathet ist, nicht sie durch eine andere Kupplerei verführet werde, besonders nach einer, elend getroffenen Heurath, ein anderes Gewerb zu treiben.

Ag.

nen braven Mann bekömmt, der im Stande ist, sich sammt Weib und Kindern ehrlich fortzubringen. Sie bedarf eines Mannes und zwar eines bescheidenen; und sehe sie nur zu, daß ihr Mann mit der Hand nicht ein stärkeres Kreuz über sie mache, als der Beichtvater.

Sab. Agnes, Agnes! Es kömmt alles auf meine Worte. Gib sie sich Acht mit dem Rauchfangkehrer, der wird gemerkt haben, daß sie voll der Andacht sey, und stellet sich auch andächtig an, bis er sie in der Schlinge hat.

Ag. Schweig sie still! Hat sie vielleicht einen anderen im Kopfe, den sie mir verkuppeln will?

Sab. Höre sie; gib sie mir keine solche Reden!

Ag. Ich meyne es ja nicht im Ernste. Aber das weis doch die Sabina, daß die heilige Agatha einer alten Kupplerinn eine vortreffliche Ermahnung gegeben, sich mit der Kupplerei nicht abzugeben, und (wie Ribadeneira schreibt)

schreibt) noch beigesetzet hat, daß, wenn eine Kupplerinn die Stadt an vier Orten anzündete, und alle Brunnen vergiftete, sie nicht soviel Schaden thun würde, als durch die Kupplerei.

Sab. O sie Schnabel, sie junger! Was geht mich ihr Ribadeneira an? Die Heilige hat das gewiß nicht gesagt. Die, welche kuppeln, und die, welche durch Kupplerei sich verführen lassen, die trift das Unglück allein, und aus ihrer eigenen Schuld. Aber eine Stadt auf vier Oertern anzünden, und alle Brunnen vergiften, das trift Unzählbare ohne ihre Schuld. Der schärfeste Prediger, der ein jedes Laster damal, wenn er dagegen prediget, für das größte Laster ausgäbe, würde das nicht sagen, weil zuletzt der Pater Prediger selbst durch Feuer und Gift in währendem Predigtschreiben in das Unglück mitkommen könnte. Ich gebe mich mit dem Kuppeln nicht ab; und sehe nur sie zu, daß, wenn sie einmal verheurathet ist, nicht sie durch eine andere Kupplerei verführet werde, besonders nach einer, elend getroffenen Heurath, ein anderes Gewerb zu treiben.

Ag.

Ag. Was? Für eine solche hält sie mich? — Und was wäre es, wenn ich mich aus menschlicher Schwachheit vergienge. Ist nicht die heilige alexandrinische Büsserinn Theodora auch durch eine Kupplerinn zu einem Ehebruch verkitet worden, und hernach doch zur grossen Heiligkeit gekommen?

Sab. So ist es recht! Sie ist mir die saubere Heilige! Vorher schon in Zuversicht, doch heilig zu werden, sich aus einem Ehebruch nicht viel machen? Hat sie diesen Nutzen von ihrem Legendenlesen; daß sie sich vornimmt, vorher eine Ehebrecherinn zu werden, um hernach der heiligen Theodora desto mehr in allem nachfolgen zu können?

Ag. Jetzt halte sie mir das Maul; oder weil sie mich und meinen Rauchfangkehrer als mittellos verrachtet, so gebe ich ihr eine Ohrfeige trotz derjenigen, die der heilige Papst Gregorius der Kirchenlehrer nach seinem Tode (wie Ribadeneira bezeuget) dem nachfolgenden Papsten Sabinianus und zwar deswegen gegeben hat, weil er auch die Armen verrachtete.

Sab.

Sab. Und ich sage ihr, daß ich ihr hingegen eine Ohrfeige gebe, wie die heilige Kunegunda ihrer Tochter, da sie doch schon Klostervorsteherinn war, eine gab, dergestalt, daß dieser die Merkmaale von jener ihren Fingern Zeitlebens aus dem Angesichte nicht mehr zu bringen gewesen; weil selbst Gott (wie es auch in der Legende steht) zu diesem Streich die Hand geführet. — Und das Händespreizen da im Kindszimmer leide ich schon gar nicht. Ich als eine alte Person werde sie nicht hinauswerfen; aber ich werde den Hausknecht ruffen.

Ag. Nun warte sie; ich werde mich nicht wie zörnen, um mir meine heilige Lustbarkeit zu verderben; aber sey sie versichert, daß ich bei mehreren Heiligen gegen sie eine List finden werde, worauf sie denken wird.

Sab. Geh sie! sie ist eine Närrinn, wie es ihr der Beichtvater schon gesagt hat. Arbeite sie lieber statt des Legendenlesens, und betrage sie sich wie andere ehrliche Dienstbothen.

Ag.

Ag. Sie ist wohl noch eine gröſſere Närrinn mit ihrem Christkindelsegen. Damit sie nur nicht viele Arbeit bei der Wartung des Kindes hätte, und immer dafür mit dem Christkindel herumtälgen könnte; so glaube ich, es wäre ihr recht, wenn das, ihr anvertraute Kind ein ganzes Jahr schliefe, wie ein Kind beim Grabe des heiligen Klemens ein ganzes Jahr geschlafen hat. Aber selbst von dem kleinwinzigen Mädel wird sie noch beschämt werden, wie das dreitägige Kind auf das Gebeth des heiligen Goars dem Bischof Rustikus das Maul gestopfet hat, da es ihn für seinen Vater ausgerufen; oder wie dem mörderischen Geiſshas Lukrezius, von dem die heilige Beatrix hingerichtet worden, auch ein Kind mit lauter Stimme das Urtheil gesprochen, welches der böse Feind dergestalt befolget, daß er ihn drei Stunden lang gepeiniget, bis ihm die Seele ausgefahren.

Sab. Jetzt geh sie mir, sage ich, aus dem Kindszimmer; oder ich zeige ihr was anders! Warte sie nur! Kömmt nur Herr und Frau nach Haus; es wird schon das Urtheil gesprochen

chen werden, das einer ſolchen Heiligen gebühret.

Ag. Was? Verſchwärzen will ſie mich? und will eine Heilige ſeyn? Hat ſie das aus den Legenden gelernet?

Sab. Und ſie will ſchimpfen, und will eine Heilige ſeyn? Hat ſie das aus den Legenden gelernet?

Ag. Schau ſie; wenn ſie wahrhaftig heilig wäre, ſo wäre ſie auch nicht rachgierig, und nähme ihr aus den Legenden dasjenige nicht zum Beiſpiel, was darinn von Streitigkeiten angeführet wird, die die Heiligen ſelbſt untereinander ſollen gehabt haben; wovon ich das meiſte nicht glaube, und das übrige für Fehler halte, in welche die Heiligen auch haben verfallen können.

Sab. Und wenn ſie eine wahrhafte Heilige wäre; ſo hätte ſie kein ſo loſes Maul, und kein ſo leeres Geſchwätz über Sachen, von denen ihr ſchon der Beichtvater geſagt hat,

daß

daß sie von Legendenschreibern erdichtet worden, oder daß sie nicht nachgeahmet werden dürfen.

Ag. Nun! Was kömmt also heraus? Daß wir beide gefehlt haben. Sei sie geschwind wieder gut, so wie die Heiligen auch nicht lange böse seyn konnten. Ich bin auch wieder gut; und damit ist der Handel gar.

Sab. Aber zukünftig komme sie mir nicht mehr so. Und ich rathe ihr; folge sie dem, was ihr der Herr Kaplan, und vorher schon der Herr Pfarrer gesagt hat, und lege sie ihre Legenden bei Seite.

Ag. Ich werde ohnedem bald nicht mehr Zeit haben, in der Legende zu lesen.

Sab. Sey sie versichert. Die Lehren, die sie vom Herrn Pfarrer, und vom Herrn Kaplan bekommen hat, wie sie mir dieselben erzählte, sind gewiß gut, wenn man die Sache recht überdenkt. Es ist nichts übertriebenes, nichts verwirrtes, nichts unwahrscheinliches, nichts unthunliches darinn; sondern man sieht

viele

vielmehr, daß man wirklich so leben könne, und solle, um heilig und glückseelig zu werden. Ich gestehe es, ich selbst bin oft bei der Legendenlesung fast in Verwirrung gekommen. Man kömmt bei den Legendenschreibern bald auf etwas, was man nicht nachahmen könnte, wenn man auch wollte; bald auf etwas, von dem man nicht weis, ob es wahr ist. Es kömmt doch zuletzt auf das an, daß man nur durch Erfüllung jener Pflichten, die einem von Gott und unseren Vorgesetzten auferleget sind, tugendhaft, und hiemit auch nur hiedurch heilig werden könne.

Ag. Wer weis es, was auch ich noch mit meinen Legenden anfange. Unsere Unterredung, und selbst unser Zank, so wir heut hatten, kann uns beiden noch von weiterem Nutzen seyn. Jetzt will ich wieder zu meiner Küche für das Abendessen sehen.

V.

V.

Die verwittwete Frau Pflegerinn.

Pflegerinn. Was ſehen meine Augen? Sind es eure Hohwürden, oder ſind ſie es nicht?

P. Paulus. Ja, ja; ich bin der Pater Paulus ihr alter guter Freund und Diener, der ſehen muß, wie ſie ſich befinden.

Pfl. Nun das freuet mich vom Herzen. Das hätte ich mir nicht eingebildet, euer Hohwürden heut bei uns zu ſehen. Sagen mir eure Hohwürden nur geſchwind, wie kommen ſie daher?

P. Paul. Ich komme vom Regimente aus dem Felde. Wiſſen ſie denn nicht, daß ich Feldpater bin?

Pfl. Was? Feldpater? Davon wußte ich kein Wort. Und jetzt vom Regimente zu uns?

P. Paul. Weil unser Regiment jetzt die Winterquatiere in einer Stadt bezog, wo mehrere Geistliche und Feldpater beisamm sind; so erhielt ich die Erlaubniß, meine Befreundte und Anverwandte heimzusuchen, und drei Wochen auszubleiben.

Pfl. Nun so setzen sich eure Hohwürden! Mich freuet es unendlich, sie zu sehen. Mit was kann ich aufwarten?

P. Paul. Ich sage Dank für alles. Ich komme den Augenblick vom Speisen; und habe mir nur vorgenommen, sie zu besuchen, und den heutigen Nachmittag bei ihnen zuzubringen.

Pfl. Nur ein Glas Wein!

P. Paul. Ich danke aufrichtig für alles.

Pfl.

Pfl. Oder wollen eure Hohwürden eine Schaale Koffee? oder eine Chokolade? Ich habe eine koſtbare Chokolade.

P. Paul. Meine beſte Frau Pflegerinn! gar nichts; ich nehme niemal etwas in der Zwiſchenzeit von einem Mittageſſen bis zum anderen, als in der Früh ein Gläschen Brandwein.

Pfl. Einen Brandwein? Nun da habe ich eben noch zwo Bouteilen vom beſten, wie ihn mein ſeeliger Mann, wenn ihm nicht wohl war, getrunken hat.

P. Paul. Ich bitte ſie; bleiben ſie! Nur in der Früh nehme ich ein wenig Brandwein, ſonſt den Tag hindurch niemals.

Pfl. Eure Hohwürden ſieht man es an, daß ſie im Felde waren. Sie ſehen von Sonne und Luft ganz verbrannt aus.

P. Paul. Im Felde geht es nicht anders. Mit uns machen immer einige Unbequemlichkei-

keiten von allen vier Elementen den Marsch mit. Ein braver Kerl achtet es nicht. Haben manche zu Hause auch vieles auszustehen, und sind gewiß nicht so gutes Muths, wie wir sind. Ewig lebt kein Mensch, wenn er nur, solang er lebt, seine Schuldigkeit erfüllet, und den Pflichten seines Berufes nachkömmt.

Pfl. Eure Hohwürden haben schon zu einem Feldpater getauget. Immer im Herrn lustig.

P. Paul. Mit der Traurigkeit macht man nichts besser.

Pfl. Das habe ich erfahren, und erfahre es noch. Nicht wahr, meinen seeligen Mann hat der Tod geschwind hinweggenommen; und mich auch in den Stand gesetzet, wo ich mit der Traurigkeit nichts besser machen kann?

P. Paul. Mir war recht leid, wie ich die unangenehme Nachricht von seinem Tode erhielt. Ich war eben damals bei einem Blessirten, der sich wacker vor dem Feinde hielt. Dieser hörte es, wie unser Herr Lieutenant

mir

mir die Nachricht aus einem Brief las, und sagte: Eine Menge von denen, welche glauben um den, der in das Feld geht, sey es schon geschehen, sterben zu Hause ehe, als die Soldaten. Wäre er Soldat geworden, vielleicht wäre er nur blessirt, wie ich; jetzt ist er gar gestorben. Wirklich hat dieser Blessirte zwar sich selbst, aber auch mir in Rücksicht auf ihren seeligen Herrn Gemahl einen Trost zugesprochen. Weder einem Soldaten, weder einem anderen wird ein Haar verrücket, wenn es Gott nicht will. Das ist der sicherste Trost, Frau Pflegerinn!

Pfl. Es wäre alles recht. Aber wenn man einen Gegentheil geliebt hat, und nicht weis, wie es mit ihm in der anderen Welt steht; so macht einem diese Ungewißheit trauriger, als der Verlust selbst.

P. Paul. Wie wird es mit ihm stehen! Gut wird es stehn. Er ist ja als ein guter Christ mit den heiligen Sakramenten versehen aus der Welt gegangen, und zu jenem Gott gekommen, der ihn als sein Geschöpf noch mehr liebt, als sie ihn haben lieben können.

Pfl. Das iſt wahr; ſchön iſt er geſtorben. Bis auf den letzten Augenblick bei ſeiner Vernunft, ganz in den göttlichen Willen ergeben, ohne alle Zaghaftigkeit, dergeſtalt, daß er noch uns aufgemuntert hat. Ich habe mich eigens und ſorgfältig auch bei ſeinem Beichtvater erkundiget, ob nicht etwa mein Mann ſtarke Anfechtungen vom Teufel habe, oder wohl gar einen Teufel ſehe, wie bei manchen Krankenbettern ſich Teufel einfinden. Aber der Beichtvater verſicherte mich, daß nicht das mindeſte hievon bei ihm vorgehe.

P. Paul. Da hat der Beichtvater gewiß wahr geredet. O meine beſte Frau Pflegerinn! Von unſeren Soldaten ſieht auch nie einer Teufel. Da heißt es, Gott empfohlen, und ſodann in's Feuer. Unſere Soldaten ſind ſo voll Muth, daß ſie auf den Teufel ſelbſt losgienzen, wenn ſie einen ſähen.

Pfl. Ja das glaube ich gern; die ſterben im Felde. Aber wenn man im Bette ſtirbt, —

P. Paul. So glauben sie; der Teufel sey auch lieber in einem Zimmer, als bei einer Bataille? Der Teufel ist ein elender Kerl, und es geht ihm übler, als unseren Kriegsgefangenen. Unser Erlöser hat ihn vorlängst zum Kriegsgefangenen gemacht, und dort angeschmiedet, wohin er gehöret. Nicht am Bette, aber wohl im Bette darinn ist oft der Teufel, wenn nämlich der Kranke selbst ein Teufelskerl ist, der ehe aus der Welt gehen, als die Schuldigkeiten eines Christen erfüllen will. Ihr Herr war immer ein rechtschaffener, ehrlicher, und fleißiger Beamter, und ein guter Christ, der ist sicher bei Gott, und nicht beim Teufel.

Pfl. Nein, Gott bewahre! Das sage ich nicht, daß er beim Teufel ist. Es wäre aber genug, wenn er im Fegfeuer lange leiden müßte. Ich habe von seinem Tode an bis jetzt schon über dreyhundert Messen lesen lassen.

P. Paul. Warum denn so viele Messen?

Pfl. Freilich hat der heilige Papst und Kirchenlehrer Gregorius für einen verstorbenen Klosterbruder nur dreyzig Messen lesen lassen. Allein nach der dreyßigsten ist der Verstorbene schon erschienen mit der Betheurung, daß er nun aus dem Fegfeuer in den Himmel gefahren. Ich habe aber nach dreyhundert Messen noch keine Anzeige, daß mein seeliger Mann erlöset sey.

P. Paul. Sie lesen gewiß in Legenden?

Pfl. Seit dem Tode meines Mannes ist dieses nun meine einzige Unterhaltung.

P. Paul. Das merkte ich gleich aus der Geschichte des heiligen Gregorius. Diese Unterhaltung billige ich für sie gar nicht. Sie können und sollen Bücher lesen, die zur Andacht und zur Erbauung dienen; und deren giebt es mehrere, die recht gut, bescheiden, trost- und lehrreich geschrieben sind. Aber bei den meisten Legenden fehlen diese Eigenschaften. Ich glaube, sie hätten es mit dem auch gerichtet, wenn sie, ohne dreyhundert Messen zu bezah-

len, bei denjenigen Messen, denen sie bisher beigewohnet haben, für ihren seeligen Herrn andächtig gebethet, das Geld den Armen gegeben, und also auch die Armen für ihn hätten bethen lassen.

Pfl. Hat nicht die heilige Monika ausdrücklich verlanget, daß ihr heiliger Sohn Augustinus für ihre Seele nach dem Tode die heilige Messe opfern solle? und hat nicht der heilige Augustinus dieses als löblich und nützlich angerühmt?

P. Paul. Die heilige Monika hatte Recht, und auch der heilige Augustinus hatte Recht. Ich war gleichfalls, meine liebe Frau Pflegerinn! ihres seeligen Herrn am Altar eingedenk; allein hieraus folgt ja noch nicht, daß man nothwendig habe, für den Verstorbenen eine Menge Meßgelder hinzugeben. Daß man für die Verstorbenen gegen so viele Meßgelder auch so viele Messen anschaffen müsse, das hat die katholische Kirche nie gelehret. Die Lehre der katholischen Kirche ist diese, daß die Lebendigen den Seelen der Verstorbenen, welche in

dem

dem Fegfeuer aufgehalten werden, helfen können, daß ihnen die Zeit ihrer Strafe vermindert, und der Eingang zum Himmel leichter gemacht werden solle. Deswegen hat die heilige Monika ſich in das Gebeth des heiligen Auguſtinus empfohlen; deswegen hat auch er bei der Meſſe für ſie gebethet; deswegen bethet auch ein jeder Prieſter bei der Meſſe für die Abgeſtorbenen; und deswegen ſoll auch jeder, der die Meſſe anhört, für die Abgeſtorbenen, und beſonders für Freunde, Verwandte, andere Angehörige und Gutthäter bethen.

Pfl. Ich weis wohl, daß es kein Muß iſt; aber wenn man es thun kann, und es doch unterläßt, nun ſo bleibt die Seele um ſo länger im Fegfeuer.

P. Paul. Wenn das wäre, ſo wäre es eben ein Muß, Meßgelder hinzugeben; denn, nachdem jeder katholiſche Chriſt glauben muß, daß das Gebeth den Verſtorbenen helfe; ſo würde ja die chriſtliche Gerechtigkeit und Liebe es zur Nothwendigkeit machen, geſchwind Meßgelder, ſoviel man nur immer entbehren kann,

hin-

hinzugeben, damit die Seelen nicht so lange im Fegfeuer bleiben, falls nicht ohne Messenbezahlung ihnen die nämliche Hilfe geleistet werden könnte.

Pf. Es wird ja aber doch für keinen Verstorbenen in Sonderheit eine Messe gelesen, wenn man nicht eigens bei Hingebung des Meßgeldes die Intenzion ansaget.

P. Paul. Unsere heilige Kirche eignet in einer jeden heiligen Messe einen Theil ihres unendlichen Werthes allen armen Seelen zu, welche ohne Todsünde verschieden sind. Von so vielen Messen hernach, welche täglich in der katholischen Kirche gehalten werden, dienet wohl der wenigste Theil denjenigen, für welche sie gelesen werden, weil sie entweder der Hilfe nicht fähig, oder schon zur ewigen Ruhe gelanget sind. Daher gereichet der Werth dieser heiligen Messen zum Nutzen der übrigen Seelen, welche der Hilfe noch bedürftig sind. * Sehen sie, daß man zwar für die Verstorbenen

* Muratorius von der wahren Andacht. 24. Kap.

nen bethen, auch den Werth der heiligen Meſſe, die man anhöret, für dieſelben aufopfern, und für ſie das Gebeth mit dem Prieſter vereinigen müſſe; daß man aber nicht nothwendig habe, für die Verſtorbenen gegen Meßgelder beſondere Meſſen anzuſchaffen. Meſſen für die Verſtorbenen würden immer in der Kirche geleſen werden, wenn auch die Meßgelder abkämen; und die Seelen im Fegfeuer würden durch Abſchaffung der Miethmeſſen nicht im mindeſten der Hilfe beraubt werden. Wenn das wäre; ſo hätte unſere heilige Kirche nicht ſchon gegen die, über Hand genommene Vielheit der Meſſen ihren Unwillen bezeuget. Sie müßte vielmehr befehlen den Prieſtern; beſonders denjenigen, die ſonſt nichts zu thun haben, an jedem Tage mehrere Meſſen für die Verſtorbenen ihrer Gemeinde zu leſen, und zwar ohne weitere Bezahlung, weil ein Meßſtipendium zum Unterhalt hinlänglich iſt, und die Mehrheit der Meſſen nur zu einer heiligen, ihnen ganz wohl anſtändigen, und den armen Seelen nothwendigen Beſchäftigung diente.

Pfl. Dafür würden ſich die Geiſtliche bedanken.

P. Paul.

P. Paul. Es möchte wohl seyn (sagt Muratorius*) daß mehr aus eigener Geldgierigkeit, als aus Sorgfalt den armen Seelen zu helfen, das beständige eifrige Zureden herrühre, welches manche ihren Beichtkindern machen, und auf den Kanzeln nie vergessen, so viele heilige Messen, Almosen, und die Tagzeiten der Verstorbenen anzurathen, wie auch das unaufhörliche Predigen um die Beisteuer des Geldbeutels zur Hilfe der Abgestorbenen im Fegfeuer, und das Aussetzen der fürchterlichen Bilder, oder Abbildungen dieser Seelen in Flammen, und andere dergleichen erfundene Dinge die Einbildung der frommen Glaubigen zu bewegen, und ihnen das Geld aus der Tasche zu locken.

Pfl. Eure Hochwürden billigen also das, daß die Abbildung der armen Seelen in Flammen aus unserer Kirche hinweggeräumt worden?

P. Paul.

* l. c.

P. Paul. Ich muß es billigen, weil ich für mich den Kirchenrath zu Trient habe,* welcher befiehlt, daß alles dasjenige, was auf etwas Ungewiſſes, oder auf einen Schein der Unwahrheit hinausgeht, und zu gewiſſem Vorwitz, Aberglauben, oder garſtiger Geldgierigkeit zielet, als an welchen die Glaubigen ſich ſtoſſen oder ärgern können, verbothen ſeyn ſolle. Wer hat jemals das Fegfeuer geſehen, daß es ſo beſchaffen ſey, wie es abgemalen iſt? Nur der Schluß, daß den armen Seelen die Zurückhaltung vom Genuſſe der gröſten Vollkommenheit, nämlich des göttlichen Angeſichts eine unermeßliche Pein ſeyn müſſe, läßt ſich richtig vom Fegfeuer machen; aber abbilden läßt ſich nichts. Die Legendenſchreiber, ja wohl ſelbſt einige heilige Vätter, deren Meynungen aber hierinn eines Theils zum Glück verſchieden ſind, machen freilich verſchiedene Beſchreibungen. Aber in einer göttlichen Offenbarung iſt von den beſchriebenen Peinigungsarten nichts gegründet. Der heilige Thomas** und

* Seſs. XXV.

** in 4 diſt 20. a 5. Bellarm. tom. 1. de purg. c. 13

und mehrere sind auch gerade denjenigen entgegen, welche die armen Seelen sogar von Teufeln peinigen lassen.

Pfl. Das glaube ich selbst nicht, daß ein Teufel bei den armen Seelen im Fegfeuer ist; obwohl ich es wünschte, daß wenigstens nur einer hineinsehe.

P. Paul. Das ist ein wunderlicher Wunsch, Frau Pflegerinn! worauf gründet sich dieser?

Pfl. Der Teufel, von welchem Ribadeneira im Leben des heiligen Richardus schreibt, hat auf Befehl eines Engels bei den sterbenden Klosterbrüdern sich nur deswegen zeigen müssen, damit denselben die Entsetzung ob seiner erschrecklichen Gestalt für das Fegfeuer abgerechnet werde. Was wäre das also für ein Glück für die armen Seelen, wenn nur täglich ein Teufel in das Fegfeuer hineinsähe. Ihre Entsetzung würde freilich ganz ausserordentlich seyn, aber hernach wäre es vorbei. Wie ich dieses im Ribadeneira gelesen habe, bereute ich meine Sorgfalt, mit welcher ich den Beicht-

va-

vater meines Mannes fragte, ob dieser mein Mann beim Sterben keinen Teufel sähe. Da hätte ich wohl meine Meßgelder erspart.

P. Paul. Die hätten sie ohnedem auch ersparen können.

Pfl. Eure Hochwürden halten also auf die 30 gregorianischen Armenseelenmessen nichts?

P. Paul. Ich halte auf jede Messe das, was ein katholischer Christ halten muß. Aber auf die Versicherung halte ich nichts, daß die armen Seelen aus dem Fegfeuer gewiß werden erlöset werden, für welche man eine bestimmte Zahl von heiligen Messen, und auf besondere Art lesen lassen wird. *

Pfl. Wenn das ist; so ist es immer noch übler; dann weiß man nämlich gar keine Rechnung auf eine Zeit zu machen, in welcher die Seele eines Bekannten erlöset werden könnte.

P. Paul.

* Kirchenrath zu Kambry im Jahre 1565. 19 p.

P. Paul. Machen sie nur Rechnung; erstens auf die Barmherzigkeit Gottes; zweytens auf das Gebeth der ganzen Kirche für alle Abgestorbene; drittens auf das eigene Gebeth, weil Gott versprochen hat, uns dasjenige zu geben, um was wir den Vater im Namen des Sohnes bitten werden.

Pf. Bei allem dem hat doch der Vater des heiligen Ludovikus Bertrandus acht Jahre im Fegfeuer bleiben müssen. Wobei noch zu merken ist, daß der heilige Ludovikus in Sonderheit sowohl selbst, als durch Beihilfe fremder Mitgeistlichen nebst zahlreichen heiligen Messen auch die strengsten Bußwerke angewendet, um nur seinen Vater zu erlösen. Wirklich hat er es aber erst im achten Jahre zuwegen bringen können, da ihm nämlich die Seele des Vaters in einem unbeschreiblich schönen Garten erscheinend äusserstes Dank abgestattet hat. Und was wollen eure Hochwürden noch mehr? Sogar ein Klosterstifter, [illegible] ren wenige lang im Fegfeuer bleiben, hat darinn über hundert Jahre leiden müssen, bis er von der seeligen Margaritha erlöset worden.

P. Paul.

P. Paul. Glauben sie nur den Legendenschreibern in Ansehung dergleichen Erzählungen nicht soviel. Glauben sie vor allem, was jeder von Gott zu glauben schuldig ist, daß er der liebste Allvater, ja die Liebe selbst, und zwar in gröſster Vollkommenheit sey.

Pfl. Er ist aber auch der Gerechteste, und jeder muß vorher auch von der kleinsten Mackel gereiniget werden, ehe er vor sein Angesicht kommen kann.

P. Paul. Aber die Legendenschreiber führen ja selbst an, daß den armen Seelen oft der gesammte Rest der Peinen auf die Bitte dieses oder jenes Heiligen von Gott geschenket worden. Die Gerechtigkeit Gottes hat also dabei doch nicht gelitten, da jene Seelen nicht durch den noch übrigen Rest der Peinen gereiniget worden, sondern durch die Nachlassung der Peinen sogleich gereiniget waren, und vor das Angesicht Gottes kamen?

Pfl. Freilich nicht, weil die Fürbitte dieser Heiligen das ersetzet hat, was der noch übri-

ge Reſt der Peinen zur vollkommenen Reinigung hätte beitragen ſollen; kurz, weil der Gerechtigkeit Gottes durch die Fürbitte dieſer Heiligen Genügen geleiſtet worden.

P. Paul. Meine beſte Frau Pflegerinn! Schon die Ausdrücke: dieſer oder jener hat eine arme Seele erlöſet, ſind ganz und gar nicht ächte Ausdrücke einer reinen katholiſchen Redensart. Von uns, und auch von den Heiligen kann nur für die Verſtorbenen gebethet werden. Gott iſt der Erlöſer, und nicht in Anſehung unſer, oder wegen uns, * die wir bitten und arme Sünder ſind, ſondern durch die Barmherzigkeit Gottes, und durch die unendlichen Verdienſte Jeſu Chriſti werden die Seelen aus dem Fegfeuer erlöſet. Unſer Gebeth für die Seelen der Verſtorbenen muß hauptſächlich verrichtet werden mit dem lebhaften Vertrauen, daß der liebvolle barmherzige Gott in Anſehung ſeines gebenedeyten Sohnes den Verſtorbenen gnädig ſeyn werde. Ge[illegible]

ken

* Muratorius l. c.

ken ſie nur, der liebvolle, der barmherzige Gott, der ſelbſt nach Bekenntniß der Legendenſchreiber den armen Seelen die Peinen zum Theil, oder auch ganz auf Fürbitte einiger Heiligen nachgelaſſen hat, der ſie auch ſicher nachlaſſen kann, der wird auf die Verdienſte ſeines gebenedeyten Sohnes, auf das Gebeth der ganzen Kirche nicht eher hinſehen, bis eine Margaritha mit ihrer Fürbitte kömmt; und wird bis dahin die, nach ihm begierigen Seelen ſeiner lieben Geſchöpfe in denen Peinen, die er ihnen nachlaſſen könnte, ſchmachten laſſen; und nicht ehe die Verdienſte ſeines göttlichen Sohnes, und das, dahin gerichtete Gebeth der ganzen Kirche zur Genugthuung annehmen? Glauben ſie doch ſolchen Märchen der Legendenſchreiber nicht. Wie unglücklich wären die Seelen, die keine Befreundte oder keine ſolche Leute hinterlieſſen, die ſich ihrer in Sonderheit annuerten; wie unglücklich die Seelen armer Leute, für welche nicht ſo viele Meſſen, als wie für die Seelen der verſtorbenen Reichen geleſen werden. Das arme Volk darf nicht kleinmüthig werden (ſagt Muratorius*) als

* l. c.

müßten die Seelen ihrer Abgestorbenen in jenem Leben hilflos bleiben. Unser mildester Gott hat in allen Dingen Vorsehung gethan. Bekümmern sie sich also nicht. Auch für ihren seeligen Herrn hat dieser mildeste Gott Vorsehung gethan, und ihr Trost muß seyn, daß er nicht nur gut gestorben; sondern daß er, so wie ihn jedermann gekannt hat, ein rechtschaffener Mann seinem ganzen Lebenswandel nach gewesen.

Pfl. Bei seinem, sonst ganz christlichen und ehrlichen Lebenswandel war er doch erstaunlich eigensinnig; und wie es ausdrücklich in den Legenden steht, hat sogar der heilige Paskasius, welcher so heilig war, daß nur durch Berührung seines Kleides Besessene vom Teufel erlediget worden, ein schweres Fegfeuer wegen einer Eigensinnigkeit zu leiden gehabt, wie es dem seeligen Germanus, Bischof zu Kapua entdecket hat, da er ihm in einem siedheißen Baad erschienen ist.

P. Paul. Standhaftigkeit bei wohlüberdachten Gegenständen und guten Gründen wird oft

oft für Eigenſinn genommen; iſt aber beſſer, als das flatterhafte, wankelmüthige, und unentſchloſſene, womit nichts Gutes ausgeführet werden kann.

Pfl. Verzeihen mir eure Hochwürden! Das war nichts als Eigenſinn, daß er auch ſchon bei angekündeter Todesgefahr kein Teſtament machen wollte. Hätte ich damal ſchon die Legende geleſen; ſo hätte ich ihm vorgeſtellet, daß ein gewiſſer Romanus (wie es im Leben des heiligen Thomas von Aquin ſteht) fünfzehn Tage im Fegfeuer ſitzen mußte, weil er in Entrichtung eines Teſtamentes, welches ihm der Biſchof zu Paris aufgeſetzt, ſaumſälig war.

P. Paul. Ich weis den Umſtand nicht, welchen es mit dieſem biſchöflichen Teſtamentsaufſatze hatte; aber ſoviel weis ich, daß ſich Geiſtliche und auch Biſchöfe mit fremden Teſtamentsaufſätzen nicht abgeben ſollen. Ihr ſeeliger Herr Gemahl wußte, daß alle ſeine Sachen in Ordnung und Richtigkeit ſind. Uibrigens hat er eben hierdurch, daß er kein beſonderes Teſtament gemacht, bezeuget, daß das

ſein Willen ſey, was die Geſetze bei Erbſchafts-vertheilungen zur Richtſchnur genommen.

Pſl. Er wäre aber beim Teſtamentmachen vielleicht ehe auf den Gedanken zu bringen geweſen, ſich ſelbſt mehrere Meſſen nach ſeinem Tode anzuſchaffen. So aber hat er auf meine Erinnerung wegen der Meſſen mir keine Antwort gegeben, ſondern in einer Stunde darauf 400 fl. in das Armeninſtitut mit dem Erſuchen geſchickt, daß die Armen für ihn bethen ſollen; da er doch ohnehin wochentlich in das Armeninſtitut ein reichliches Almoſen gegeben, manche Bedürftige bei ihrem Gewerbe, oder in ihren Haushaltungen, oder in ihren Krankheiten mit Geld unterſtützet; ja ſogar manchen ihre Kinder auf ſeine Unkoſten hat erziehen, und unterrichten laſſen. Auch für ſolche Familien hat er 200 fl. angeſchafft.

P. Paul. Nun ſeyn ſie um ihren ſeeligen Herrn gar nicht beſorgt. Er iſt bei dem, der geſagt hat: **Was ihr den Armen gebt, das gebt ihr mir. Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer.** Das, was in der heiligen

Schrift

Schrift geschrieben ist, ist die beste Legende. In dieser Legende ist ganz schön zu lesen, wie der heilige Apostel Petrus sagt: * **Die Liebe bedeckt die Menge der Sünden.** Nach dergestalt bedeckten Sünden ist der Himmel sicher zu hoffen. **Seelig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.** ** Es ist weit verdienstlicher, noch bei Lebzeiten Almosen geben, als etwas, so man ohnehin nicht mit sich in die andere Welt nehmen kann, den Armen hinterlassen. Da ihr seeliger Herr also schon bei Lebzeiten und kurz vor seinem Tode der Armen dergestalt eingedenk war; daß dieselben sich auch nach seinem Tode derer von ihm genossenen Wohlthaten erinnern, und für ihn bethen; da die ganze Kirche für ihn bethet; und da endlich sie Frau Pflegerinn selbst durch Almosengeben ihm noch mehrere zuwegen bringen können, die für ihn besonders bethen; so weis ich nicht, wie sie

* 1. B. 4. K. 8. V.

** Matth. V. 7.

müßten die Seelen ihrer Abgestorbenen in jenem Leben hilflos bleiben. Unser mildester Gott hat in allen Dingen Vorsehung gethan. Bekümmern sie sich also nicht. Auch für ihren seeligen Herrn hat dieser mildeste Gott Vorsehung gethan, und ihr Trost muß seyn, daß er nicht nur gut gestorben; sondern daß er, so wie ihn jedermann gekannt hat, ein rechtschaffener Mann seinem ganzen Lebenswandel nach gewesen.

Pfl. Bei seinem, sonst ganz christlichen und ehrlichen Lebenswandel war er doch erstaunlich eigensinnig; und wie es ausdrücklich in den Legenden steht, hat sogar der heilige Paskasius, welcher so heilig war, daß nur durch Berührung seines Kleides Besessene vom Teufel erlediget worden, ein schweres Fegfeuer wegen einer Eigensinnigkeit zu leiden gehabt, wie er es dem seeligen Germanus, Bischof zu Kapua entdecket hat, da er ihm in einem siedheißen Baad erschienen ist.

P. Paul. Standhaftigkeit bei wohlüberdachten Gegenständen und guten Gründen wird oft

oft für Eigenſinn genommen; iſt aber beſſer, als das flatterhafte, wankelmüthige, und unentſchloſſene, womit nichts Gutes ausgeführet werden kann.

Pſl. Verzeihen mir eure Hochwürden! Das war nichts als Eigenſinn, daß er auch ſchon bei angekündeter Todesgefahr kein Teſtament machen wollte. Hätte ich damal ſchon die Legende geleſen; ſo hätte ich ihm vorgeſtellet, daß ein gewiſſer Romanus (wie es im Leben des heiligen Thomas von Aquin ſteht) fünfzehn Tage im Fegfeuer ſitzen mußte, weil er in Entrichtung eines Teſtamentes, welches ihm der Biſchof zu Paris aufgeſetzt, ſaumſälig war.

P. Paul. Ich weis den Umſtand nicht, welchen es mit dieſem biſchöflichen Teſtamentsaufſatze hatte; aber ſoviel weis ich, daß ſich Geiſtliche und auch Biſchöfe mit fremden Teſtamentsaufſätzen nicht abgeben ſollen. Ihr ſeeliger Herr Gemahl wußte, daß alle ſeine Sachen in Ordnung und Richtigkeit ſind. Uibrigens hat er eben hierdurch, daß er kein beſonderes Teſtament gemacht, bezeuget, daß das

sein Willen sey, was die Gesetze bei Erbschaftsvertheilungen zur Richtschnur genommen.

Pfl. Er wäre aber beim Testamentmachen vielleicht ehe auf den Gedanken zu bringen gewesen, sich selbst mehrere Messen nach seinem Tode anzuschaffen. So aber hat er auf meine Erinnerung wegen der Messen mir keine Antwort gegeben, sondern in einer Stunde darauf 400 fl. in das Armeninstitut mit dem Ersuchen geschickt, daß die Armen für ihn bethen sollen; da er doch ohnehin wochentlich in das Armeninstitut ein reichliches Almosen gegeben, manche Bedürftige bei ihrem Gewerbe, oder in ihren Haushaltungen, oder in ihren Krankheiten mit Geld unterstützet; ja sogar manchen ihre Kinder auf seine Unkosten hat erziehen, und unterrichten lassen. Auch für solche Familien hat er 200 fl. angeschafft.

P. Paul. Nun seyn sie um ihren seeligen Herrn gar nicht besorgt. Er ist bei dem, der gesagt hat: **Was ihr den Armen gebt, das gebt ihr mir. Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer.** Das, was in der heiligen

Schrift

Schrift geschrieben ist, ist die beste Legende. In dieser Legende ist ganz schön zu lesen, wie der heilige Apostel Petrus sagt: * **Die Liebe bedeckt die Menge der Sünden.** Nach dergestalt bedeckten Sünden ist der Himmel sicher zu hoffen. **Seelig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.** ** Es ist weit verdienstlicher, noch bei Lebzeiten Almosen geben, als etwas, so man ohnehin nicht mit sich in die andere Welt nehmen kann, den Armen hinterlassen. Da ihr seeliger Herr also schon bei Lebzeiten und kurz vor seinem Tode der Armen dergestalt eingedenk war; daß dieselben sich auch nach seinem Tode derer von ihm genossenen Wohlthaten erinnern, und für ihn bethen; da die ganze Kirche für ihn bethet; und da endlich sie Frau Pflegerinn selbst durch Almosengeben ihm noch mehrere zuwegen bringen können, die für ihn besonders bethen; so weis ich nicht, wie sie

* 1. B. 4. K. 8. V.

** Matth. V. 7.

ängstig seyn können, daß bei so vielem Gebethe, bei so klaren Verheißungen Gottes der seelige Herr Gemahl ein schweres und langwieriges Fegfeuer haben solle.

Pfl. Eure Hohwürden machen das Ding so leicht. Wenn es nur auch so wäre. Die Schwester des heiligen Bischofs Malachias beweiset aber, daß es härter hergehe, aus dem Fegfeuer zu kommen. Sie erschien nämlich ihrem heiligen Bruder; und er vernahm, daß sie schon vierzig Täge, seitdem er für sie nicht mehr Messe gelesen, im Vorhofe der Kirche stehe, und Hunger leide. Sobald der Heilige wieder für sie Messe gelesen, kam sie freilich der Kirchthüre etwas näher; allein noch wurde sie immer davon in einer Entfernung zurückgehalten. Bei allem Bemühen konnte sie nicht ferner kommen; sondern mußte mit einem schwarzen Kleide angethan so stehen bleiben. Der Heilige mußte also mit mehreren Messen ansetzen; und brachte sie auch endlich doch einmal über die Thüre in die Kirche hinein. Aber mit dem Hinvorrücken zum Altar wollte es noch nicht von statten gehen. Sie stand noch

weit

weit vom Altare hinweg. Ihr Kleid fieng zwar auch schon an etwas weißlicht auszusehen; aber von einer ganz schönen Weisse war dasselbe noch weit entfernet. Endlich und endlich nach gar nicht ausgesetztem Gebethe stellte sie sich in einem schneeweissen Gewande dar, und trat zu einem Haufen überaus schöner Seelen; woraus der Heilige abnahm, daß seiner Schwester an der, zur Seeligkeit erforderlichen Reinigkeit nichts mehr abgehe, und sie den himmlischen Geistern zugesellet sey. Sehen eure Hochwürden! wie lange und hart es hergeht, bis man aus dem Fegfeuer kömmt. Hätte sie dem heiligen Malachias nicht erscheinen dürfen; hätte er nicht besonders für sie so gar erstaunlich gebethet; ich glaube, sie säße noch im Fegfeuer.

P. Paul. Ich aber glaube es nicht; und habe ihnen schon die Gründe gesagt, warum ich dieses nicht glauben könne. Meine Gründe haben in der Vernunft, im Worte Gottes, und in der Uibung der Kirche, mit welcher sie die Uibung einiger Fantasten oder Geldgierigen nicht vermengen müssen, festen Bestand. Die

Frau

Frau Pflegerinn hingegen hat nichts, dann Märchen aus den Legenden für sich. Wenn es so wäre, wie es die Legendenschreiber anführen; so hätten diese sich selbst das Urtheil gesprochen, unter allen am längsten im Fegfeuer bleiben zu müssen; denn die meisten haben Folianten mit Lügen angefüllet; die wahre Andacht, die ächte Verehrung der Heiligen bei dem Volke ganz hindangebracht; statt dessen mit abergläubischen Meynungen und Fabeln die Köpfe der Leute angefüllet; unsere heilige Kirche ihren Gegnern zum Gespötte dargestellet; und sich hiemit gegen Gott, gegen seine liebe Heilige, gegen unsere Kirche, und gegen ihre Nebenmenschen stark versündiget.

Pfl. Eure Hochwürden sind gegen die Legenden erstaunlich aufgebracht; und ich finde soviel Schönes darinn.

P. Paul. Ich nicht; weil bei mir in Religionssachen das Schöne hauptsächlich in der Wahrheit bestehet. Sobald eine Lehre, oder eine Erzählung etwas enthält, was sich mit dem Worte Gottes, und mit den Vernunftgesetzen

ſetzen gar nicht zuſammreimen läßt; ſobald ſie ſchwankend, unzuſammenhangend, und ſo beſchaffen iſt, daß der Lehrer oder Erzähler nach vielen zweydeutigen Wendungen und Auslegungen auf ſtärkeres Andringen eines vernünftigen Mannes zuletzt doch geſtehen muß, daß die Sache nicht ſo zu verſtehen ſey, wie das Volk ſich dieſelbe vorſtellet; ſo ſehe ich nichts Schönes, ſondern etwas höchſt ärgerliches, und unſere Religion entehrendes darinn. Warum nicht bei der einfachen ſchönen Lehre Jeſu Chriſti geblieben. Auch er hat dem Volke geprediget, und mehr mit Armen, als mit Reichen geſprochen. Aber auch das gemeinſte Volk nicht irre zu führen, ſondern daſſelbe aufzuklären, zu reinen Kenntniſſen zu bringen, unter demſelben beſſere Menſchen zu ihrer eigenen und zur allgemeinen Glückſeeligkeit zu bilden, und fröhliche Wirker ihres Heils aus ihnen zu machen, war immer der Endzweck ſeiner Lehre. Dieſe Lehre iſt leider nachhin durch ſpitzfindige Auslegungen, durch unſchickliche Anwendungen, durch die unpaſſendſten Folgerungen von einigen zur Gründung ihrer Ketzereien, von anderen aber zur Gründung ſo vieler unächter und verderb-

derblicher Andächteleien, ſo vieler ſchädlicher Vorurtheile, ſo unſeeliges Aberglaubens, ſo vieler, die Köpfe verrückender Begriffe, ſo vieler fanatiſcher und dabei unſittlichſter Lebensarten mißbrauchet worden. Und ganz beſonders haben die Legendenſchreiber beigetragen, den Leuten die Köpfe zu verrücken, und ſie vom wahren Wege zur Sittlichkeit, von der wahren Verehrung und Nachahmung der Heiligen, von dem göttlichen Genuße einer beſcheidenen und nützlichen Lebensart abzuhalten. Nicht wahr; der Kopf ſollte weit in die Kapuze hineingeſchoben, und noch dabei tief auf die Bruſt herabgeſenket; oder zwiſchen die Achſeln hineingenommen ſeyn? Das eine Aug ſollte immer die Hölle, das andere das Fegfeuer offen ſehen? Der menſchlichen Geſellſchaft nützliche Arbeiten, gegenſeitige Hilfeiſtungen, zu gemeinſchäftlichen Bemühungen beitragende Aufmunterungen ſollen unter dem Vorwande des Weltgetümels ſammt der menſchlichen Geſellſchaft vermieden werden? Man ſoll ſich in den Wald verlaufen, zu den Thieren geſellen; oder wenigſtens wie ein Thier aus ſeiner Höhle, ebenſo aus einer Kloſterzelle herausſehen?

Im

Im Bethen und Singen ſolle auſſer dem Eſſen, Trinken, und Schlafen die Hauptbeſchäftigung beſtehen? Nur hierinn ſolle die wahre Andacht, der wahre Gottesdienſt, die wahre Religion anerkannt ſeyn? Man ſolle ſich wünſchen, Teufel zu ſehen, um mit ihnen kämpfen, und entweder von ihnen geduldig Schläge aushalten, oder ſie hindannjagen zu können? Man ſolle ſich mit Faſten und Kaſteien die Geſundheit ſchwächen; Zilizien ſich in den Leib hineintreiben, daß darinn die Würme wachſen; ſich Hände und Füſſe verbrennen, oder auf andere Art verderben, und ſich ſelbſt auf ſolche Weiſe langſam um das Leben bringen? Man ſoll ſich zu Zeiten auch als verrückt anſtellen, und dergeſtalt unter den Leuten herumlaufen, um verrachtet zu werden? Man ſoll im Gebethe in Lüften hinaufgezogen werden; Entzückungen und Erſcheinungen haben! anderen Leuten ſelbſt erſcheinen, und verſchiedene Mirakel wirken? Nicht wahr, dann ſähe man einem Heiligen gleich? Das wäre eine wahre Nachahmung der Heiligen?

Pst. O Gott! Da sollte man freilich beinahe verzweifeln, heilig werden zu können.

P. Paul. Nicht verzweifeln, sondern versichert seyn muß man, daß man durch Erfüllung seiner Pflichten, und also durch einen tugendhaften Lebenswandel heilig werden könne, ohne daß man ein fantastischer Sonderling werde. Den Legendenschreibern beliebte es selbst nicht, sich von der menschlichen Gesellschaft so gar sehr zu entfernen. Sie befanden sich recht wohl dabei. Ihre Absicht war nur, einem jeden Leser eine Porzion Albernheiten in den Kopf zu setzen; damit er zur Hohschätzung der Mönche, zu denen ihnen einträglichen Andächteleien im Gängelbande sich führen lasse, und zur Aufklärung unempfänglich bleibe. Hölle und Teufel, Fegfeuer und arme Seelen, Geister und Gespenster, Mirakel und Erscheinungen, Waldbrüder und Einsiedler mußten immer um die Leute einen Kordon ziehen, damit sie nicht aus dem Distrikte der Klöster und Klosterkirchen hinauskommen; nicht ihr Geld wo anders lassen, und sich zu vernünftigeren Leuten, zu gemeinnützlicheren Unternehmungen

nicht

nicht gesellen sollten. Sie banden schwere und fast unerträgliche Bürden, und legten sie auf die Achseln der Menschen, aber sie wollten dieselben nicht mit einem Finger regen. *

Pfl. Das Himmelreich leidet aber Gewalt.

P. Paul. Freilich wohl darf man sich nicht dabei so leicht geschehen lassen, daß man nur esse, trinke, schlaffe, im Chor bethe; nur sich in den Beichtstuhl hineinsetze, höre, und Kreutzmache; nur eine Messe herablese, und eine elende Predigt halte. Das Arbeiten mit Hand und Kopf, eine vernünftige Belehrung seines Nächsten, damit er ächte Begriffe von seinen Pflichten, und eine Begierde, sie zu erfüllen, bekomme; eine Auferbauung mit guten Beispielen, eine thätige Menschenliebe und Beschäftigung mit den Armen; kurz, die Anwendung der Mittel, sich und andere ewig, und soviel möglich auch hienieden glückseelig zu machen, bedarf freilich mehr, als daß man die Hände in die Aermel der Klosterkutte, oder unter

* Matth. XXII. 4.

unter das Skapulier stecke. Aber Gewalt, und gewaltige Narrheiten, die von den Legendenschreibern den lieben Heiligen Gottes angedichtet werden, sind von einander unterschieden. Mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht (sagt der Erlöser *) Die Tugend selbst ist nichts anders, als eine Leichtigkeit, eine Fertigkeit die Gesetze zu erfüllen. Wer sich also in seinem Leben auf die Rücksicht gewöhnet, seine Handlungen nach den Gesetzen einzurichten, der bekömmt mit der Gnade Gottes diese Leichtigkeit, und hiemit Tugenden. Es gibt göttliche Gesetze, deren einige schon durch die gesunde Vernunft, andere durch die Offenbarung einleuchten; es gibt Gesetze der Kirche, die uns gleichfalls bekannt sind; es gibt bürgerliche Gesetze, die uns gleichfalls bekannt gemacht werden. Aus der Vernunft, aus der Offenbarung, aus den bürgerlichen Einrichtungen wissen die Aeltern und Kinder, Ledige und Eheleute, Herren und Diener, Vorsteher und Unterthanen, und alle Gattungen der Stände die

* Matth. XX. 30.

die Gesetze, denen sie nachzukommen haben. Wenn sie immer Rücksicht nehmen, ihre Handlungen gegen Gott, sich selbsten, und andere hienach einzurichten; so werden sie vermög der hierinn erlangten Fertigkeit tugendhaft, und endlich heilig. Aber in eben diesen Gesetzen ist nichts enthalten, daß man nothwendig habe, ein Mönch oder Waldbruder zu werden; und daß man unter dem Vorwande, Gott zu dienen, sich den übrigen nicht minder von Gott, oder auf Gottes Anordnung gegebenen Gesetzen entziehen könne.

Pfl. Eine so ernsthafte Predigt hätte ich mir wohl für heute nicht gehoffet.

P. Paul. Sie müssen vergeben. Ich kam auch nicht in dieser Absicht; allein sie foderten mich selbst hiezu auf; und ich wünsche, daß ich sie damit aus den Legenden, und ihre Gedanken, mit denen sie schon so tief im Fegfeuer sind, herausbringe.

Pfl. Ich wollte gern selbst meine Gedanken vom Fegfeuer herausbringen, wenn nur mein seeliger Mann nicht mehr darinn säße.

P. Paul. Nachdem ſie keinen einzigen Grund haben, zu vermuthen, daß er noch darinn iſt; ich ihnen aber ſchon genug Gründe geſagt habe, ſich darüber zu tröſten, daß er nicht mehr darinn iſt; ſo wollte ich mich gar nicht mehr ängſtigen, ſondern in gröſter Gemüthsruhe und im feſten Vertrauen auf Gott mich ſeiner im Gebethe erinnern, und auch andere hauptſächlich durch Almoſengeben für ihn bethen machen; ſo wie für unzählige Seelen gebethet wird, die des Gebethes nicht mehr bedürfen werden, weil ſie ſchon in den himmliſchen Freuden ſind. Immer wird ihrem ſeeligem Herrn auch im Himmel wohlgefählig ſeyn, wenn ſie ſich ſeiner erinnern; und das Gebeth, welches ſie verrichten, wird ihnen ſelbſt als ein Verdienſt, wie auch anderen Verſtorbenen zu Gutem kommen.

Wſt. Hundert Meſſen möchte ich doch noch für meinen ſeeligen Mann leſen laſſen; und zwar zu Ehren eines ſolchen Heiligen, von dem ich wüßte, daß er die armen Seelen am geſchwindeſten erlöſet.

P. Paul.

P. Paul. Ich habe ihnen ja den ſchon genennet, der die armen Seelen erlöſet, und am geſchwindeſten erlöſen kann.

Pſt. Einen ſolchen Heiligen haben mir eure Hochwürden genennet?

P. Paul. Freilich wohl, und zwar den allerheiligſten? Ich ſagte ihnen ja, daß dieſer Erlöſer nur Gott und Jeſus Chriſtus ſelbſt ſey.

Pſt. Warum hat denn aber nicht Chriſtus die Seele des Bernardinus de Mendoza erlöſet; warum hat er vielmehr ſelbſt die heilige Thereſia ermahnet, für dieſe Seele ehe zu bethen?

P. Paul. Daß die heilige Thereſia für die Seele des Bernardinus bethete, hieran thut ſie recht. Auch wir werden ſchon durch den katholiſchen Glauben, und von der katholiſchen Kirche ermahnet, für die Verſtorbenen zu bethen. Allein daß die Erſcheinungen, welche in den Legenden ſtehen, alle wahr ſeyn; dieſes iſt nicht nur kein Glaubensartikel, ſondern

man hat vielmehr allen Grund, daran zu zweifeln. Und daß unser liebster Erlöser durch seine Verdienste bei seinem liebvollesten Vater die Erlösung des Bernardinus nicht eben auch ohne das besondere Gebeth der heiligen Theresia würde haben bewirken können, das wäre gar keine vernünftige, keine ächt katholische Sprache. Niemand (wie ich schon sagte) erlöset, als Gott. Die Heiligen, so wie wir, können nur bethen. Auch dieses Gebeth wird nicht in Ansehung unser oder wegen uns, sondern in Betrachtung der unendlichen Verdienste Jesu Christi den Verstorbenen nützlich. * Ich muß ihnen zwar aufrichtig bekennen, daß ich nicht weiß, was es dann mit diesem Bernardinus für eine Beschaffenheit hatte.

Pst. Bernardinus de Mendoza stiftete der heiligen Theresia ein neues Kloster. Ehe das Kloster noch gebaut war, und Theresia sich erst auf die Reise anschickte, den, dazu verliehenen Platz in Besitz zu nehmen, starb Bernardinus des gähen Todes ohne das heilige Sakrament der Beicht.

* Muratorius l. c.

P. Paul. Man ſagt nicht das Sakrament der Beicht, ſondern das Sakrament der Buſſe.

Pſl. Der Pater Ribadeneira ſagt einmal das Sakrament der Beicht.

P. Paul. Beſte Frau Pflegerinn! Die Jeſuiten ſelbſt hatten in Anſehung der helleren Einſicht keine vortheilhafte Meynung von den meiſten, welche bei ihnen als gemeine Prediger, Bruderſchaftpäter, Kinderlehrpater, Miſſionarien, Aszeten, Legendenſchreiber bekannt waren. Hierunter wird wohl auch Ribadeneira gehören, ſonſt hätte er ſich der ächten Sprache bedienet. Aber fahren ſie weiter fort, Frau Pflegerinn!

Pſl. Thereſia bethete zwar ſogleich für den Verſtorbenen! aber Gott ſagte ihr in einer Offenbarung, daß er zwar dem Verſtorbenen in Anſehung des geſtifteten Kloſters die ewige Strafe nachgeſehen.

P. Paul. Nein! Das iſt nicht auszuhalten. Alſo die Stiftung des Kloſters hat die nämli-

che Wirkung, wie das Sakrament der Busse? Ohne die Klosterstiftung wäre er verdammt worden; aber als Klosterstifter wird ihm die ewige Strafe nachgesehen? Vortreflich zur Erwirkung mehrerer Klostergebäude, aber nicht eines festen Glaubensgebäudes. — Nun der Klosterstifter war also im Himmel?

Pfl. Noch nicht. Nur die ewige Strafe würde ihm nachgesehen; allein seine Seele solle aus den Peinen des Fegfeuers nicht gelassen werden, bis in dem Kloster für ihn das erste Meßopfer wird gelesen seyn.

P. Paul. Nicht waht zur Warnung, daß man nicht nur Klöster stiften, sondern die Stiftung und den Bau auch nicht lange verziehen solle? Wäre das Kloster schon gebaut gewesen; so hätte gleich das Meßopfer für ihn darinn gehalten werden können.

Pfl. Die heilige Theresia, zumal, da Gott ihr sagte, daß diese Seele gar heftig gequälet werde, und also nichts zu versäumen sey, wartete nicht, bis das Kloster ausgebauet war;

war; ſondern ließ auf dem, zum Kloſter beſtimmtem Platze ſogleich eine heilige Meſſe leſen. Ob nun gleich das, was Chriſtus zu der heiligen Thereſia redete, auf ein Meßopfer bei ſchon ausgebautem Kloſter zu verſtehen geweſen wäre; wollte Gott doch die Heilige mit frühzeitigerer Annehmung auch dieſes Meßopfers, ſo nur auf dem dazu beſtimmtem Platze geleſen wurde, erfreuen, und ſich ehe beſtiedigen laſſen. Daher ſah ſie bei dieſer Meſſe in einer Verzuckung, wie die Seele des Bernardinus glänzend, und mit Freuden, auch ihr Dank ſagend mit zuſammgeſchlagenen Händen in den Himmel gefahren iſt.

P. Paul. Sie wiſſen die Legende ganz auswendig zu erzählen. Nun ich bin aber nicht ſchuldig zu glauben, daß der barmherzigſte Gott, der die Liebe ſelbſt iſt, der nach der Legende ſelbſt auf dieſe Seele ſchon Bedacht genommen, weil er die heilige Thereſia zum Gebeth für dieſelbe ſolle ermahnet haben, durch die Verdienſte ſeines allerliebſten Sohnes, in dem er ſich von Ewigkeit her wohlgefahlen hat, dieſe Seele als ſein Ebenbild, ſo er bei

ſich haben wollte, ſo wie daſſelbe bei ihm zu ſeyn verlangte, nicht vor der, von der heiligen Thereſia eben auf dem Kloſterplatze veranſtalteten Meſſe habe erlöſen wollen. Es ſtand ja nämlich nur bei ihm, die Erlöſung noch vor der Meſſe auf dem Kloſterplatze vorzunehmen, wie er ungeachtet der, auf Vollendung des Kloſterbaues hinausgeſetzen Erlöſung ſolche nur der heiligen Thereſia zu Liebe eher vorgenommen haben ſolle. Ich habe ganz andere Begriffe von der Barmherzigkeit unſeres lieben Gottes, und von den Verdienſten ſeines liebſten Sohnes unſeres Erlöſers und Seeligmachers.

Pſt. Eure Hohwürden glauben alſo auch nicht, daß eine arme Seele bei einem privilegirten Altar, oder bei einem Ablaſſe für die armen Seelen (von welchen Hilfsmitteln man leider nichts mehr in unſeren Kirchen ſieht) ehe und ſicherer habe erlöſet werden können.

P. Paul. Die heilige Meſſe hat bei dem einen Altare denſelben unendlichen Werth, wie bei dem anderen; hiemit auch bei allen Altären

den

den nämlichen Nutzen für die Abgestorbenen. Die Abgestorbenen sind dem Urtheile Gottes zu überlassen, sagt Leo, selbst ein Papst, und in Ansehung eines, unter dem Gerichte Gottes Stehenden kann es auch unser Spruch nicht anders machen, als wie er sich in seinem letzten Tage hat finden lassen. * Wir lesen (schreibt Gelasius, gleichfalls selbst ein Pabst) daß Christus Todte erwecket habe; daß aber solche, die in Sünden verstorben sind, hierüber von Christus, nach ihrem Tod seyn losgesprochen worden, dieses lesen wir nicht. Was du binden wirst auf Erden, wird auch gebunden seyn im Himmel; und was du lösen wirst auf Erden, wird auch aufgelöset im Himmel; Auf Erden sagt er; daß aber der, der hier in Banden verstorben ist, auch so aufgelöset werden könne, das hat er nirgends gesagt. ** Sehen sie Frau Pflegerinn! daß selbst Päpste bekennen, kein Privilegium zur Erlösung der armen Seelen geben zu können. Könnten sie dieses; so

* C. 1. XXIV. 9. 2.

** C. 2. ibidem.

ſo verpflichtete ſie die Nächſtenliebe, nicht nur alle Altäre zu privilegiren, ſondern alle Tage ein Privilegium zur Ausleerung des Fegfeuers zu geben. Haben nun die Päpſte hiezu kein Befugniß; ſo können ſie auch denen armen Seelen, die nicht mehr in ihrer Gerichtsbarkeit ſind, keine Abläſſe geben. Der Strafe auferlegt, der kann ſie nachlaſſen; und ein von der Kirche ertheilter Ablaß iſt nichts anders, als eine Nachlaſſung der auferlegten Kirchenſtrafen. Selbſt die, welche die Abläſſe für die armen Seelen vertheidigen wollten, hatten zuletzt keine andere Ausflucht, als dieſe, daß ſie ſagten; es verſtehe ſich nur in ſo weit, daß den armen Seelen **bittweiſe** die Abläſſe zugewendet werden ſollen. Was ſoll aber dieſes heiſſen? **Ablaß** iſt in ſich eine wirkliche ſichere Nachlaſſung, die von der Vollmacht deſſen abhanget, der den Ablaß gibt, und der um das nicht mehr zu bitten hat, was in ſeiner Macht ſteht. Ein **Ablaß** nur **bittweiſe** iſt alſo kein wirklicher Ablaß. Warum nennt man nicht jede Sache bei ihrem wahren Namen? Solche Redensarten geben ſodann den Gegnern nur Anlaß, uns vorzuwerfen, als

wenn

wenn unsere Religionslehre schwankend wäre. Behüte Gott! Das ist sie nicht; und dieser unserer heiligen Religion ist vielmehr entgegen, durch zweydeutige und unächte Ausdrücke die Leute irre zu führen. Ablaß bezieht sich auf die Lebendigen als eine Nachlassung derer ihnen von der Kirche auferlegten Strafen; und das heilsame Gebeth für die Verstorbenen, welche die, ihnen von Gott auferlegten Strafen leiden, muß man mit seinem rechten Namen Gebeth, und nicht Ablaß nennen.

Pf. Unser Herr Pfarrer redet ebenso, wie eure Hohwürden. Er säumte nicht, die Tafeln der privilegirten Altäre und die Ablaßtafel sogleich hinwegzuräumen.

P. Paul. Ein Beweis, daß er ein verständiger Mann ist, der sowohl seinen Vorgesetzten, als seiner eigenen Uiberzeugung gefolget ist.

Pf. Mein größter Trost ist, daß mein seeliger Mann bei seinem Pflegamte kein Bauernschinder war. Er hat gewiß von keinem an

Steu-

Steuern und Gaben nur einen einzigen unrechtmäſſigen Heller eingebracht. O Gott! Wie betrübt wäre ich, wenn auf dem, mir hinterlaſſenen Vermögen der Teufel herumtanzte.

P. Paul. Das iſt auch das erſte, was ich höre, daß der Teufel tanzen kann.

Pſt. Der heilige Eduard König in England ſah wirklich, wie in ſeinem Univerſalkammeralzahlamte auf denen ſchon gefüllten Geldſäcken und Fäſſern, worinn ungerechte Steuern waren, der Teufel ſich herum tummle, und tanze.

P. Paul. Ich glaube, der Zahlmeiſter und die übrigen Kaſſenoffiziers werden nicht ſoviel im Schrecken, als in der Sorge geweſen ſeyn; der Teufel möchte etwa mit etwelchen Säcken wohl gar forttanzen.

Pſt. Dieſe ſahen nichts. Nur der Heilige ſah es.

P. Paul.

P Paul. Ich meyne, dieſer ſah auch nichts, ſondern die Legendenſchreiber ſahen es. Meine beſte Frau Pflegerinn! Ein ungerechtes Gut, wenn auch der Teufel nicht darauf herumtanzet, iſt für ſich ein teufliſches Weſen. Nicht die Teufel, ſondern die Leute tanzen oft auf fremde Unkoſten, und machen ſich bei ihrem, ungerecht erworbenen Vermögen luſtig, ſo lang es dauert. Es dauert aber nicht lange, und der Tanz nimmt auf einmal ein End.

Pfl. Waren eure Hohwürden bei der neuen und jungen Frau Pflegerinn noch nicht?

P. Paul. Ich bin erſt heute früh angekommen; und zu Mittag hörte ich, daß der neue Herr Pfleger mit ſeiner Frau Gemahlinn erſt ſpät Abends von der Stadt zurückkommen werde; ſo wie der Herr Pfarrer auch nicht ehe, als morgen zu Mittag wieder hier eintreffen wird. Morgen aber darf ich ſchon keine Zeit verſäumen, bei dieſem und jenem meine Aufwartung zu machen.

Pfl. Nun! Wenn eure Hohwürden zur neuen schönen Frau Pflegerinn kommen, da rathe ich ihnen, die Augen so im Zaume zu halten, wie der heilige Petrus von Alkantara, der aus lauter Eingezogenheit in dem, ihm anvertrauten Klostergarten die gewachsenen Früchte nicht sah; und solche, statt sie im Refectorium der P. P. Franziskaner aufzusetzen, verfaulen, und unbrauchbar werden ließ.

P Paul. Wenn der Klosterkellner auch so eingezogen gewesen wäre, daß er kein Faß mehr neben seiner gesehen hätte; so wären die guten Patres bei ihren tugendhaften Klosterbesorgern sehr übel daran gewesen. — Ich sehe jedermann in's Gesicht, mit dem ich rede; und die Eingezogenheit des heiligen Petrus von Alkantara ahme ich nicht nach, um nicht tausend Unschicklichkeiten im menschlichen Umgange und bei Verrichtung meines Dienstes zu begehen. Mit der Hilfe Gottes getraue ich mir schon sie anzusehen ohne alles Besorgniß, nöthiges Falls meine Augen und Gedanken nicht wieder unter sicherer Bedeckung retiriren zu können.

Pfl.

Pfl. Ja, ja! Eine Retirade iſt oft das einzige Rettungsmittel. Die ſchönen Augen des heiligen Andreas Avelinus machten, daß über ihn, da er ſchon Jüngling war, ſogar ſeine geweſene Säugamme ſich hermachen wollte, und zwar ſo gewaltig, daß dem Heiligen (wie Ribadeneira ſchreibt) auch nichts beſſeres eingefallen, als mit Vorwand, zuvor was nöthiges zu verrichten, ſich aus dem Zimmer hinauszumachen, und in einem anderen zu verſperren.

P. Paul. Ich verſtand eben keine ſolche Retirade; hoffe auch nicht, daß es ſo weit kommen werde. — Aber iſt denn die neue Frau Pflegerinn gar ſo ſchön, daß man ſie ohne größte Gefahr nicht ſolle anſehen können?

Pfl. Sie wenigſtens bildet ſich es ein, beſonders wenn ſie in ihrem Putze iſt. Die kann ſich wohl auf ein Fegfeuer bis zum jüngſten Tag gefaßt machen; nachdem die Schweſter der heiligen Katharina von Siena ſo lange hat im Fegfeuer nur deßwegen leiden müſſen, weil ſie der Katharina angerathen hat, den Aeltern

zu Gefahlen ſich ſäuberer und aufgeputzter in den Kleidern ſehen zu laſſen.

P. Paul. Es iſt viel, daß die Legendenſchreiber nicht auch meinen heiligen Namenspatron den Apoſtel Paulus auf einige Zeit in das Fegfeuer geſetzet; weil er den Weibern erlaubt hat, ſich mit ehrlicher Kleidung, mit Scham und Zucht zu ſchmücken. *

Pſ. Ich bitte um Verzeihung! Ausdrücklich verbietet der Apoſtel die gezöpften Haare, oder den Schmuck mit Gold oder Perlen, und überhaupt die koſtbare Kleidung.

P. Paul. Meine beſte Frau-Pflegerinn! Genug iſt mir einmal, daß der Apoſtel einen Schmuck in ehrlicher Kleidung, in Scham und Zucht erlaubt. Der Schmuck iſt nach Umſtänden der Zeit, des Ortes, und der Perſon zu nehmen. Was vor Zeiten, und damal, als der Apoſtel wieder die gezöpften Haare redete, ein auſſerordentlicher oder gar beleidigender Schmuck

* I. ad Tim. II. 9.

Schmuck gewesen wäre, kann nach der Zeit zur unbedenklichen Sitte werden; denn sonst dürften wohl noch minder Geistliche in der Kirche bei dem Gottesdienste, wo das, vom Christus mit seinen Aposteln ohne Schmuck gehaltene Abendmahl, das, am Kreuze vom entblößten Heilande vollbrachte Opfer, die, von Christus und seinen Jüngern in gemeiner Kleidung dem Volke gepredigte Lehre vorkömmt, mit Meßkleidern aus Gold- und Silberstoffe, mit Meßkleidern, Vespermänteln, und Levitenröcken voll Gold- und Silberborden, voll Gold- und Silberquasten, ja auch voll Perlen erscheinen. Besonders die Pontifikanten dürften sich nicht mit Ringen an den Fingern, mit gestickten Schuhen und dergleichen sehen lassen; weil man nicht liest, daß zu Zeiten der Apostel die Priester beim Gottesdienste so geschmückt waren. Weiters richtet sich der Schmuck nach dem Stand der Person. Was bei einem Dienstbothen ein ganz besonderer oft zu Entfremdungen oder zum Lasterleben Anlaß gebender Schmuck wäre, kann bei Leuten vom Stande die gewöhnliche Kleidung seyn. Und endlich richtet sich der Schmuck nach dem Vermögen. Wenn

die-

dieſes durch Schmuck und Prunk überſchritten wird; wenn dabei das Hausweſen auf allen anderen Seiten leidet; wenn der Mann ſammt Kindern zu Grund gerichtet, zum Schuldenmachen oder zu unehrlichen Vergehungen gebracht wird, um nur ſeiner Ehegattinn hinlänglichen Aufputz herzuſchaffen; da iſt freilich das Schmücken eine der unerlaubteſten Handlungen. Wenn aber der Schmuck nach Sitte der Zeit, des Ortes, des Standes, des Vermögens eingerichtet iſt; wenn derſelbe auf keine Frechheiten und böſe Abſichten hinausgeht; wenn das Weib hiedurch dem Manne nur ſich gefällig machen will, und in Rückſicht anderer immer Zucht und Schamhaftigkeit mit ihrem Aufputze zu vereinigen weis; und wenn der Putz nicht über ihren Stand auf die lächerlichſte Art hinausgetrieben wird; ſo finde ich nichts Fegfeuerwürdiges darun.

Pfl. Eure Hochwürden werden auch an der neuen Frau Pflegerinn eine Gelehrte, und ſie ungezweifelt mitten unter Büchern antreffen.

P. Paul.

P. Paul. Wenn die Bücher nützlich, und keine solche sind, in denen gegen die Sittlichkeit, und gegen das, was zur Religion nach den wahren und reinen Begriffen gehöret, etwas enthalten ist; so werde ich sie darum loben.

Psl. Ich meinerseits hätte es lieber, wenn sie eitle Gedichte sowohl heidnischer als neuer Heldenthaten, oder seltsame durcheinander laufende, und verbrähte Liebsgeschichten läse. Solche Bücher haben der heiligen Theresia den Weg zur Heiligkeit nicht verschlossen. Sie hatte sogar (wie Ribadeneira alles recht schön beschreibet) eine Begierde, nicht nur den Inhalt solcher Bücher zu wissen, sondern auch die wohlgestellten Redarten und Kunstgriffe in so wunderlichen Ränken zu lernen. Ja sie kam ihrem Bruder, der einen viel schwächeren Kopf gehabt haben muß, dergestalt bevor, daß sie sogar die Feder ergriff, und selbst ein Buch voll wunderwürdiger Liebsgeschichten und erdichteter Kunstreiche in einander geflochtener Großthaten schrieb, worüber jedermann den Verstand dieses jungen Bluts bewunderte. Allein

lein eben der, hierüber der jungen Erfinderinn Thereſia in den Kopf ſteigende Lobrauch; da man ſchon glaubte, daß die Augen ihres Gemüthes verdunkelt ſeyn, bahnte ihr den Weg zur Bekehrung. Auch Thereſia kleidete ſich prächtig; krauſete die Haare; ſchminkte ihr Angeſicht; zierte Arme und Hände mit Ringen und Armbändern; balſamirte ſich mit wohlriechenden Spezereien; in Summa ſie gab eine eitle Docke ab, nicht zwar um eine böſe Liebe zu ſuchen, ſondern weil ihr im Kopfe ſtack, ſich zu zeigen, daß auch ſie ſich in die Welt ſchicken, und nicht immer als ein Küchen- und Hausratz herumziehen, ſondern ſich unter den Frauenzimmern vom Range und Stande ſehen laſſen könne. Noch mehr; es entſtand bald eine Liebsneigung einiger Bekannten gegen die ſo wackere Thereſia. Es gab Beſuche, Geſellſchaften, Mahlzeiten, luſtige Auftritte, und allerlei kurzweilige Anleitungen. Noch mehr; ihr Gebeth fieng ſchon an, auf der Poſt zu gehen; die ſtätte Andacht, das Betrachten in ihrem Eremitenhüttlein ließ nach. Noch mehr; ſie wurde eine ſo eitle und üppige Nölzerinn, daß ihr Vater allgemach dachte, Thereſia ma-

che

che es gar zu bunt, woraus leicht ein anderes Uibel entstehen könnte. Und dieses bewog ihn, daß er sie in ein Kloster sperrte, wo sie sodann von der äusserſten Eitelkeit zur äusserſten Heiligkeit, von den weltlichen Liebsränken zu den himmlischen Liebsentzückungen übergieng. Sehen eure Hohwürden, daß durch das eine Aufſerordentliche der Weg zum anderen Aufſerordentlichen, und zur heiligſten Sonderlichkeit gebahnet werde. Allein unſere neue ſchöne Frau Pflegerinn läßt ſich bei ihren Büchern ganz kaltblütig an; und ihre Bücher beſtehen auſſer den Neumodegebethbüchern und Neumodeerbauungsbüchern, und denen von Zeit zu Zeit herauskommenden ſauberen Aufklärungsſchriften nur in lauter Büchern, die zu Haus- und Landwirthſchaftsverbeſſerung geſchrieben ſind, oder von der Kinderzucht handeln; denn ſie bereitet ſich ſchon zu einer Menge Kinder zu, die ſie bekommen will. Ich habe mich nie mit Büchern, ſondern mit Herrichtung der Kinderwäſche hiezu bereitet. In dieſen beſteht nun ihre ganze Gelehrſamkeit; hierüber weis ſie viel zu reden, und zu fragen; und da wird

wohl auch ihre ganze Gelehrsamkeit sammt der Heiligkeit stehen bleiben.

P. Paul. Nehmen sie mir nicht ungütig, daß ich aus dieser Schilderung die vortheilhafteste Meynung von der Frau Pflegerinn bekomme. Die, dermal herauskommenden guten Gebeth- und Erbauungsbücher, Bücher mit Anleitung zur Verbesserung der Haus- und Landwirthschaft sind gewiß die nützlichste Beschäftigung, und die beste Bildung für ein Frauenzimmer. Beinahe glaube ich, sie sey schon heilig, und recht bescheiden heilig; weil zur Heiligkeit nur die Erfüllung unserer Pflichten, und nicht das Bestreben, einen ausserordentlichen Sonderling zu machen, gehöret. Nun sorge ich mich auch nicht, daß ihr Aufputz unordentlich eingerichtet sey; denn bei guter Besorgung der Haus- und Landwirthschaft findet eitler Aufputz so wenig Platz, als tausend anderen üblen Gedanken dabei nicht Platz gegeben wird.

Pfl. An Werktägen (und hierunter rechnet sie aus lauter Oekonomie auch recht strenge die

ab-

abgebrachten Feyertäge) iſt ſie von Früh Morgens bis ſpät Abends immer unter dem Geſinde, im Mayerhofe, in der Küche, in den Stallungen, im Garten, und ſo weiters; hat aber immer Kleidungen von ſolchen Farben, die nicht leicht Schmutz annehmen, nur daß ſie immer reinlich und nett erſcheine. Der gröſſe Putz kömmt nur an Sonn- und Feyertägen, bei Gaſtmählern, oder anderen Feyerlichkeiten hervor. Da iſt die Locke in ihrem Glanze. Und ſie iſt wohl in mancher Rückſicht Sonderling. Eine Karte in die Hand zu nehmen, Gott behüte! ſtatt deſſen wird wieder ein Buch in die Hand genommen. Wenn man ihr aus beſtem Gemüthe zum Kenntniß der Leute, und zur Warnung, dieſes oder jenes erzählen will, was in einem anderen Hauſe vorgeht; ſo fängt ſie entweder von ihren Erdäpfeln, lebendigen Zäunen, Kleeſaamen, von der Stallfutterei, von der Viehzucht, von ihren neuen Formen in der Nähterei, Kocherei, Strickerei, Stickerei, und von neuen Spinnrädern zu reden an; oder ſie iſt wohl gar ſo höflich, und ſagt einem gleich in's Geſicht: **Uiber andere Leute höre ich nicht gern reden.** Würde

dieſe junge Welttocke ſtatt ihrer Bücher eine Legende leſen; ſo würde ſie wohl ſehen, wie ſo viele Heilige der Leute auch mit Schimpfwörtern nicht geſchonet haben.

P. Paul. Nicht doch, Frau Pflegerinn! Hätten ſie wirklich das gethan; ſo wäre dieſes ein, von ihrer menſchlichen Schwachheit herkommender Fehler geweſen, in welchem wir ſie nicht nachahmen dürfen. Das meiſte hierinn iſt ihnen aber von den Legendenſchreibern angedichtet worden.

Pfl. Ein Kartenſpiel iſt gewiß eine der unſchuldigſten Unterhaltungen.

P. Paul. Wenn man nicht mit Vernachläſſigung ſeiner Pflichten eine Profeſſion vom Spiele macht; wenn man nur in den übrigen Erholungsſtunden ſich einen geſellſchaftlichen Zeitvertreib damit verſchaffet; wenn man dabei die göttlichen und menſchlichen Geſetze durch Falſchſpielen, durch verbotene Spielarten, durch übertriebene Gewinnſucht, und Verderbung ſeiner ſelbſt, oder ſeines Nächſten, durch

Flu-

Fluchen und Schelten, oder eine, ſich ſelbſt und andern läſtige Kränkung nicht verletzet; ſo iſt das Kartenſpiel immer erlaubt, und iſt gewiß beſſer, als die Zeit mit Ehrabſchneiden zuzubringen.

Pſt. Gott behüte mich! Mir iſt nichts ſo zuwider, als das Ehrabſchneiden. Ich glaube, das Beiſpiel jenes unverſchämten Weibes könne einen hinlänglich abſchrecken, welche den heiligen Biſchof Gregorius den wunderthätigen noch als Jüngling mitten in einem Geſpräche mit Weltweiſen überfallen, ihn vor allen des, mit ihr gehabten Beiſchlafes beſchuldiget, dafür ihre Gebühr gefodert, bei aufgezähltem Gelde aber vom Teufel beſeſſen worden.

P. Paul. Eine ehrabſchneiderische Perſon darf nicht erſt vom Teufel beſeſſen werden; ſie iſt ſchon ſelbſt der Teufel, und wird auch, wenn ſie vom Ehrabſchneiden nicht reumüthig nachläßt, und die geraubte Ehre gutmacht, dorthin kommen, wohin Teufel gehören.

Pſt.

Pfl. Gott behüte mich auch von allen Sünden, die beim Spiele begangen werden können. Ja ich behalte mir sogar ein Gelübd, das Spielen vollkommen zu lassen, auf eine Krankheit bevor; weil der heilige Andreas Korsinus seinen kranken Bruder gegen das Gelübd, nicht mehr zu spielen, augenblicklich gesund gemacht hat. Ich bin oft recht unglücklich im Spielen, und da erinnere ich mich gleich der schrecklichen Geschichte von einem unglücklichen Würfelspieler, der sich an den Betelstab gespielet; sodann aus Zorn das Bildniß des heiligen Albertus Karmeliterordens mit dem Degen durchstochen, aber in währendem, daß aus diesem zerstochenem Bilde häufig Blut geflossen, er selbst in lauter Aschen zerfallen ist.

P. Paul. Den Kerl hätte man sogleich in das Narrenhaus führen lassen sollen, weil seine Vernunft schon bis zur Asche verbrannt war. Das verspielte Vermögen stoßt man so wenig mehr, als ein Blut aus einem Bilde heraus.

Pfl. Nein! So weit werde ich mich niemal vergessen. Bei einem unglücklichen Spie-

k könnte einem der heilige Franziskus Xaverius am Besten helfen; der rüttelte die Würfel eines unglücklichen Spielers, und sagte ihm sodann; nun solle er hingehen, und sich seines Schadens erholen, aber hernach nicht mehr spielen. Der Spieler bekam wirklich sein Geld wieder zurück, und hat sein Lebtag keine Würfel mehr angerührt.

P. Paul. Das war wider alle Regeln des Spieles. Ich meinerseits hielt es für kein aufrichtiges Spiel, einem durch Mirakel sein Geld abzugewinnen.

Pfl. O mein Gott! Ich spiese mit dem alten Hofschreiber um ein geringes Geld nur zum Zeitvertreib. Ist gar ein frommer und wahrhaft heiliger Mann der alte Hofschreiber. Wenn er vor dem Kaiser stünde, und in währendem die Uhr schlüge zu einer Stunde, die er sich den Tag hindurch zum Gebeth bestimmet hat; so ließe er den Kaiser allein mitten in der Rede über das wichtigste Landesgeschäft stehen, und gienge hinweg, sein gewöhnliches Gebeth zu verrichten, wie es der heilige Abt und

Ein-

Einsiedler Saba dem Kaiser machte. Das Glas Wein, was wir dabei austrinken, wird doch auch keine Sünde seyn?

P. Paul. Ein wenig Wein wegen des Magens räth ja selbst der Apostel Paulus an.

Pf. Noch kann ich mich nicht rühmen, daß, wenn ich Abends zum neuen Herrn Pfleger kam, mir nur ein Glas noch wäre angetragen worden. Sie sitzet bei ihrem Tische, und bei ihren Büchern; er aber, der Pfleger, wenn er von seiner Kanzlei heraufkömmt, wo er den ganzen Tag hocket, ungezweifelt deswegen, weil sich der Kopf ein wenig hitzter arbeiten wird, als der Kopf meines seeligen Mannes, geht mit dem Herrn Pfarrer im Zimmer auf und ab; und machet ein langes und ein breites von der Vortreflichkeit der jetzigen Einrichtungen in geistlichen und weltlichen Sachen. Sie die Pflegerinn gibt auch ihre Stimme dazu, oder (wie ich schon gesagt habe) redet von ihren Wirthschaftssachen. Und da bekomme ich so lange Weile und Magenweh dabei, daß ich vergehen möchte, weil gar nichts Heiliges

zu

zu hören ist. Aber mein alter Hofschreiber, wenn unser Spiel vorbei ist, oder auch immerzu dazwischen, weis aus der Legende, welche auch sein Lieblingsbuch ist, mir immer ein heiliges Exempel nach dem anderen zu erzählen; und wenn wir so unsere kleine Portiönen getrunken haben; so sind wir so vergnügt, daß wir nie wissen, wie wir von einander kommen, und darauf recht gut schlafen.

P. Paul. Nun! Jeder unterhält sich nach seiner Art; und es hat nichts zu bedeuten, wenn nichts übles dabei geschieht.

Pfl. Ich will ja nicht hoffen, daß euro Hochwürden glauben, bei mir und dem alten Hofschreiber, wenn wir beisamm sind, werde was übles vorkommen?

P. Paul. Behüte Gott! Meine beste Frau Pflegerinn! Ich sage nur überhaupt, daß eine Unterhaltung nicht übel sey, wobei nichts übles geschieht.

Pfl.

Einsiedler Saba dem Kaiser machte. Das Glas Wein, was wir dabei austrinken, wird doch auch keine Sünde seyn?

P. Paul. Ein wenig Wein wegen des Magens räth ja selbst der Apostel Paulus an.

Pf. Noch kann ich mich nicht rühmen, daß, wenn ich Abends zum neuen Herrn Pfleger kam, mir nur ein Glas noch wäre eingeschenket worden. Sie sitzet bei ihrem Tische, und bei ihren Büchern; er aber, der Pfleger, wenn er von seiner Kanzlei heraufkömmt, was er den ganzen Tag hocket, ungezweifelt deswegen, weil sich der Kopf ein wenig härter arbeiten wird, als der Kopf meines seeligen Mannes, geht mit dem Herrn Pfarrer im Zimmer auf und ab, und machet ein langes und ein breites von der Vortreflichkeit der jetzigen Einrichtungen in geistlichen und weltlichen Sachen. Sie die Pflegerinn gibt auch ihre Stimme dazu, oder (wie ich schon gesagt habe) redet von ihren Wirthsschaftssachen. Und da bekomme ich so lange Weile und Magenweh dabei, daß ich vergehen möchte, weil gar nichts Heiliges

zu

zu hören ist. Aber mein alter Hofschreiber, wenn unser Spiel vorbei ist, oder auch immerzu dazwischen, weis aus der Legende, welche auch sein Lieblingsbuch ist, mir immer ein heiliges Exempel nach dem anderen zu erzählen; und wenn wir so unsere kleine Portiönen getrunken haben; so sind wir so vergnügt, daß wir nie wissen, wie wir von einander kommen, und darauf nicht gut schlafen.

P. Paul. Nun! Jeder unterhält sich nach seiner Art; und es hat nichts zu bedeuten, wenn nichts übles dabei geschieht.

Pst. Ich will ja nicht hoffen, daß eure Hochwürden glauben, bei mir und dem alten Hofschreiber, wenn wir beisamm sind, werde was übles vorkommen?

P. Paul. Behüte Gott! Meine beste Frau Pflegerinn! Ich sage nur überhaupt, daß eine Unterhaltung nicht übel sey, wobei nichts übles geschieht.

Pst.

Pfl. Ich verlange, (wie die heilige Witib Paula sagte,) nun einmal Christo zu gefahlen; nachdem ich lange genug meinem Ehemann, und der Welt gefahlen habe.

P. Paul. Auch bei Lebzeiten ihres seeligen Herrn werden sie Christo gefahlen haben; so wie alle Eheleute, wenn sie tugendhaften Lebenswandel führen, und ihre Pflichten erfüllen, sowohl sich einander, als auch dabei Christo gefahlen können.

Pfl. Ich hätte mich doch schon wieder verheurathen können; und beinahe hätte ich mich dazu bereden lassen.

P. Paul. Nun das wäre ja allerliebst! Ich wünschte, daß es noch in meinem Hierseyn geschähe, und mir der Herr Pfarrer die Kopulazion überließe.

Pfl. Eure Hochwürden sind zu gütig. Wer weis es, ob mir nicht doch alle meine liebe Heilige Gottes noch eine glückliche Heurath zuwegen bringen. Ich bethe alle Tage zu ihnen,

be-

besonders zu denen, die im Mirakelwirken am stärksten waren, wie Antonius von Padua, Vinzenzius Ferrerius, Franz von Paula, und so weiter. Für diesmal aber ist es nichts. Eben alle meine liebe Heilige Gottes haben in die Heurath, die dermal im Antrage war, nicht eingewilliget.

P. Paul. Wie so?

Pfl. Der Brautwerber war dem äusseren Ansehen nach ganz rechtschaffen. Er war erst 26 Jahre alt, und wirklich so schön, daß der heilige Abt Kolumbanus, der in seiner Jugend wegen ausserordentlicher Schönheit, um den entzündeten jungen Weibspersonen zu entkommen, auf und davon hat laufen müssen, nicht hat schöner seyn können. Er bekannte mir, daß er nicht minder vom väterlichen Hause entflohen, um nicht jungen Weibspersonen diesen höllischen Lockvögeln in das Garn zu fallen; und daß er sich einmal fest in den Kopf gesetzet habe, nur eine betagte gottesfürchtige Matrone zu heurathen, und nach reifer Uiberlegung aus höherem Absehen,

als nur der Leibeswohllust zu pflegen, in Gottes Namen den Ehestand anzutretten. Kurz, ich sah diesen jungen Menschen für einen Engel an, der mir eben so, wie es dem Vater des heiligen Ludovikus Bertrandus geschah, den Willen Gottes verkündigte, mich das anderemal zu verheurathen.

P. Paul. Dieser junge Mensch scheinet auch die Legenden gelesen zu haben.

Pfl. Die schönsten Sachen wußte er mir wider die böse Welt vorzusagen. Er tröstete mich recht schön über mein Bekümmerniß, daß mein Mann etwa noch im Fegfeuer seyn könnte, mit dem Exempel, vermög welchem ein Verstorbener drei Jahre nach seinem Tode vom heiligen Bischof und Martyrer Stanislaus, ungeachtet, daß es die Gerichtsstellen nicht glauben wollten, sondern sich (wie Ribadeneira schreibt) die Haut voll anlachten, zum Leben erwecket wurde, damit er die, zu einer Kirche gemachten Geschenknisse, worüber die Erben beinahe schon im Wege Rechtens den Prozeß gewonnen hätten, bestättigte; und,

da

da ihm der Heilige die Wahl ließ, entweder länger zu leben, oder wieder in sein Grab zurückzukehren, sich lieber wieder das Grab, und die erschrecklichen Peinen des Fegfeuers, worinn er schon drei Jahre gesessen, wählte, als daß er in dieser bösen Welt wieder seyn wollte. Hierüber wurde ich auch wirklich so getröstet, daß es mir nicht lieb gewesen wäre, und auch noch nicht lieb wäre, wenn mein seeliger Mann aus dem Fegfeuer wieder auf diese böse Welt zurückkäme.

P. Paul. Sorgen sie nichts. Er kömmt nicht zurück, so wenig, als jener Verstorbene zur Zeit des heiligen Stanislaus zurückgekommen ist. In der Registratur jener Gerichtsstelle, wo dieses vorgegangen seyn solle, würden die Registraturbeamten wohl schwerlich etwas von allem dem, ungeachtet langes Nachsuchens, und wenn man ihnen gleich Jahr, Monat, und Tag der vorgegebenen That angesagt hätte, in den Akten gefunden haben. Nur die Legendenschreiber lassen die Seele der Verstorbenen so herum marschiren. — Aber was hatten die Sachen mit ihren Liebswerber für einen Ausgang?

Pfl. Ich tröstete ihn hingegen, wenn er kläglich mir vorstellte, daß er nach dem, aus heiligen Antriebe verlassenen väterlichem Hause nichts im Vermögen habe; und da er einmal gar erstaunlich seufzete, und wünschte, wenn ihm nur von denen alten Schätzen, die der Teufel vergraben hält, etwas zu Theil würde, wobei er seinem Gott im Bethen und in Ruhe dienen könnte; so machte ich ihm dann aus unaufhaltlichem, gleichfalls heiligem Triebe die Freude, und sagte ihm: Bemühen sie sich nicht, in Kümmerniß, und etwa gar auf verbothene Art vergebens nach einem alten Schatz zu graben. Bin ich ihnen anständig; so haben sie schon einen Schatz an mir, und an meinem ganzen Vermögen, mit welchem wir beide zusamm Gott in Ruhe als exemplarische Eheleute dienen wollen. Das war gut. Er küßte mir zwar die Hand, nahm meinen Antrag an; aber nichts minder, als daß ich an ihm eine leichtfertige falsche Freude verspüret hätte. Von dieser Zeit an schenkte ich ihm auch in meinem Hause mehr Vertrauen. Aber auf einmal (unter uns gesagt) kam er mir über mei-

ne alte Schachtel, worinn ich tausend Gulden in Goldmünzen hatte, und machte sich unsichtbar.

P. Paul. Ich bedaure sie vom Herzen, Frau Pflegerinn! Aber bei allem diesem Unglücke haben sie ein zweifaches Glück, nämlich daß aus der Heurath nichts geworden, und sie sodann nicht um ihr ganzes Vermögen gebracht worden sind, wie es sicher geschehen wäre; und zweitens, daß sie nun eine kräftige Warnung haben, sich nicht jedem, wenn er sich noch so heilig anstellet, und besonders nicht jungen Purschen sich zu vertrauen. Haben sie nicht gleich durch die Obrigkeit Steckbriefe gegen ihn ausfertigen lassen?

Pfl. Behüte mich Gott! daß ich meine Hände in einem so jungen Blut waschen sollte. Ich bin zufrieden, daß meine Heilige Gottes hiedurch gezeigt haben, daß sie zu dieser Heurath ihren Willen nicht geben. Das übrige war ein Fehler der Jugend dieses Menschen, der in der Noth war, und der nach einmal genommenem Gelde aus Schamhaftigkeit sich

nicht

Pfl. Ich tröstete ihn hingegen, wenn er kläglich mir vorstellte, daß er nach dem, aus heiligen Antriebe verlassenen väterlichem Hause nichts im Vermögen habe; und da er einmal gar erstaunlich seufzete, und wünschte, wenn ihm nur von denen alten Schätzen, die der Teufel vergraben hält, etwas zu Theil würde, wobei er seinem Gott im Bethen und in Ruhe dienen könnte; so machte ich ihm dann aus unaufhaltlichem, gleichfalls heiligem Triebe die Freude, und sagte ihm: Bemühen sie sich nicht, in Kümmerniß, und etwa gar auf verbothene Art vergebens nach einem alten Schatz zu graben. Bin ich ihnen anständig; so haben sie schon einen Schatz an mir, und an meinem ganzen Vermögen, mit welchem wir beide zusamm Gott in Ruhe als exemplarische Eheleute dienen wollen. Das war gut. Er küßte mir zwar die Hand, nahm meinen Antrag an; aber nichts minder, als daß ich an ihm eine leichtfertige falsche Freude verspüret hätte. Von dieser Zeit an schenkte ich ihm auch in meinem Hause mehr Vertrauen. Aber auf einmal (unter uns gesagt) kam er mir über mei-

ne alte Schachtel, worinn ich tausend Gulden in Goldmünzen hatte, und machte sich unsichtbar.

P. Paul. Ich bedaure sie vom Herzen, Frau Pflegerinn! Aber bei allem diesem Unglücke haben sie ein zweifaches Glück, nämlich daß aus der Heurath nichts geworden, und sie sodann nicht um ihr ganzes Vermögen gebracht worden sind, wie es sicher geschehen wäre; und zweitens, daß sie nun eine kräftige Warnung haben, sich nicht jedem, wenn er sich noch so heilig anstellet, und besonders nicht jungen Purschen sich zu vertrauen. Haben sie nicht gleich durch die Obrigkeit Steckbriefe gegen ihn ausfertigen lassen?

Pfl. Behüte mich Gott! daß ich meine Hände in einem so jungen Blut waschen sollte. Ich bin zufrieden, daß meine Heilige Gottes hiedurch gezeigt haben, daß sie zu dieser Heurath ihren Willen nicht geben. Das übrige war ein Fehler der Jugend dieses Menschen, der in der Noth war, und der nach einmal genommenem Gelde aus Schamhaftigkeit sich

nicht

nicht mehr anders zu helfen wußte, als sich nicht mehr sehen zu lassen. Ich wollte mich gleich mit ihm vollkommen aussöhnen, wenn er zurückkäme.

P. Paul. Für so großmüthig hätte ich sie wirklich nicht gehalten, daß sie einem solchen Diebe nichts anders, als eine liebvolle Entschuldigung nachschicken sollen.

Pst. In Ansehung der Diebe, und besonders solcher Diebe muß man es Gott anheim stellen. Ein Dieb, welcher dem heiligen Hermanus den Esel gestohlen, konnte ihn ungeachtet alles Stupfens, Ziehens, Schlagens, und Marterns nicht fortbringen, bis er ertappet worden. Dem heiligen Spiridion, der auch nach erlangter bischöflicher Würde (wie Ribadeneira schreibt) entweder aus Mangel der bischöflichen Einkünfte, oder um mit dem Gewinn hievon den Armen reichlicher beispringen zu können, noch ein Viehhirt blieb, wurde eine Gais gestohlen. Der Dieb, weil die Gais immer zur Heerde Spiridions zurückkaufen, und sich durch Stossen, und Peitschen

nicht

nicht fortbringen laſſen wollte, nahm die Gais auf ſeine Schulter, und hielt ihr die Füſſe dermaſſen eng und feſt, daß ſie nicht ausreiſſen konnte. Allein die Gais zappelte ſo hin und her, daß der Dieb müde und matt wurde; ſie mäckerte ihm beide Ohren voll, daß er hätte taub werden mögen; ſie fieng endlich an, mit den Hörnern dem Träger einen Puf nach dem andern an ſeinen diebiſchen Kopf alſo kräftig zu verſetzen, daß er gemüſſiget war, die geſtohlene Gais hinweg zu werfen, den Heiligen um Verzeihung zu bitten, und ihm für die Gais die Bezahlung zu leiſten; wornach die Gais gern und geduldig mit ihm gieng. Dem nämlichen Heiligen wollten einmal Diebe aus dem Schaafſtalle einige Schaafe ſtehlen. Sie ſchlichen ſich Nachts hinein; jeder wollte ſchon das Beſte davon tragen. Auf einmal erſtarrten ſie am ganzen Leibe dergeſtalt, daß ſich keiner rühren konnte; und ſie mußten die ganze Nacht unbeweglich ſtehen bleiben, gleich als ob ſie angenägelt wären. Der Heilige, der des anderen Morgens von Gott ermahnet wurde, zuzuſchauen, was ihm über Nacht für ſaubere Vögel in ſeinen Stall eingeflogen, konnte

sich selbst des Lachens nicht enthalten in Ansehung derer wunderseltsamsten Leibsstellungen, in welchen einer hier, der andere dort gleich den geschnitzten Bildern unter den Schaafen mit betrübten Angesichtern ohne Bewegung standen; schenkte ihnen sodann einen feisten Hammel, weil ihnen das Wachen im Saafstalle so sauer geworden; und ließ sie wieder fortgehen.

P. Paul. O meine beste Frau Pflegerinn! Der Staat wäre übel bestellt, der sich auf eine mirakulose Polizei verließe. Keinem Menschen wäre sein Eigenthum sicher. Stockstreiche, Gefängniß, Zuchthaus, öffentliche Arbeit, und dergleichen ganz natürliche derbe Züchtigungen sind bessere Gegenmittel als Erzählungen von Mirakeln, welche von Dieben nicht geforchten werden. Sie würden immerfort stehlen, und dabei lachen.

Pfl. Sollen nur lachen. Der Fischdieb, von welchem die Legende des heiligen Johannes de Urtica Meldung macht, hat auch die Ermahnung des Heiligen verlacht; ist aber auf der Stelle erblindet, und nur erst auf das Gebeth

beth des Heiligen wieder ſehend geworden. Der Weindieb, der dem heiligen Benedickt eine Flaſche geſtohlen, hat in dieſer Flaſche auch ſtatt Weins eine Schlange angetroffen. Zu dem Kirchendieb, welcher ſo viele und koſtbare Sachen des heiligen Martyrers Felix geſtohlen, geſellte ſich ſogar dieſer Heilige ſelbſt unbekannter Weiſe. Der Dieb war froh; denn er vermeynte, einen Geſellen zu haben, der ihm die geſtohlenen Sachen tragen, und verhandeln helfen konnte; und dieſer Geſell verſprach, ihm auch treulich an die Hand zu gehen. Mein Dieb im beſten Vertrauen, läßt ſich von ſeinem Geſellen den Weg weiſen; folgt ihm mit ſeinem Ranzen tapfer auf dem Fuß nach in gänzlicher Einbildung, er gehe in eine andere Stadt; nach langem und mühſamem Schnauben und Forttragen ſieht er ſich aber auf einmal wieder in der Kirche des heiligen Felix, und merkt, daß ihn der Heilige lächerlich verführet, und er ſelbſt das geſtohlene Gut wieder an ſein gehöriges Ort habe zurücktragen müſſen. Sehen eure Hohwürden, daß, wenn Gott das Geſtohlene wieder zurückgebracht haben will, es Mirakel genug gebe, ſolches zuwegen zu bringen.

Wer weis es, ob nicht auch meine tausend Gulden sammt dem jungen Menschen wieder zu mir kommen.

P. Paul. Die tausend Gulden wünsche ich ihnen vom Herzen zurück; aber den jungen Liebhaber wünsche ich auf immer von ihnen hinweg. Es würden allzuviel Mirakel geschehen müssen, damit er nicht wieder, und nicht mit noch mehrerem davon gienge. Sie können ohne diesen Menschen recht gut, ruhig, sicher, und Gott wohlgefählig leben. Nach meiner geringen aber freundschaftlichen Meynung sollten sie, wenn sie sich doch wieder zu verheurathen Lust haben, sich um einen wohlbekannten, gestandenen, bedachten, rechtschaffenen Mann umsehen.

Pst. Vielleicht gar um den alten Hofschreiber? Schöne Jünglinge, und schöne Gesichter (sagt Ribadeneira) waren die Ursache, daß England ist bekehret worden; diese bewogen den heiligen Gregorius, daß er sich antrug, dahin zu gehen, weil die Engländer Gesichtlein wie die Engel haben, und solche Angesich-

sichter in dem Himmel unter die Engel gehören. Wenn ich mich also verheurathe; so muß mein Gegentheil auch ein Gesicht haben, welches in den Himmel unter die Engel gehöret. Beim Spiele, und bei einem Glas Wein ist mir der Hofschreiber lieb und werth; aber zu einem Ehegemahl, Gott verzeih mir meine Sünde! hat er keine Gestalt. Ich weis wohl, daß der heilige Frisius Bischof zu Utrecht auch von abscheulicher Gestalt, und deswegen doch ein grosser Heiliger war, weil die Ungestalt des Leibes die Schönheit der Seele nicht verhindert. Aber es ist doch besser, wenn ein Mann die Gestalt des heiligen Kasimirs hat nämlich eine mittelmässige Grösse, schwarzlichte Haare, gleiche Nasen, eine wohlgemässigte Röthe, ein schönes wohlgestaltetes Angesicht, mit einem Worte, einen Leib, der eine heilige Seele, eine Seele, die einer solchen Wohnung würdig ist. Zweitens ist ja der Hofschreiber um ganze zehn Jahre älter, als ich. Er ist schon ein Mann bei 77 Jahren.

P. Paul. Ich kenne ihn schon viele Jahre; aber für so alt hätte ich ihn nicht gehalten.

Er

Er hat ein geſegnetes, noch recht munteres, und geſundes Alter.

Pſt. Das iſt alles recht. Aber mit 77 Jahren ſoll man doch nicht mehr an das Heurathen denken. Mit 77 Jahren fiel mir gewiß vom Heurathen nichts mehr ein. Da wünſche ich mir ſchon bald, daß mir die Engel aus einem ganzen Stücke eines ſchneeweiſſen Marmors einen Sarg aushauen, ſo wie ſie einen ſolchen der heiligen Dimpna mit verwunderlicher Kunſt ausgehauen haben. Aber jetzt hätte ich noch ein Alter, vermög welchem ich hoffen könnte, zehn oder zwölf Jahre mit einem Ehegatten im heiligen Vergnügen zuzubringen, und nach abermaliger Erfüllung der Pflichten des heiligen Eheſtandes endlich vor Gott als ſeine alte getreue Dienerinn zu erſcheinen.

P. Paul. Sie wollen alſo im Himmel nicht unter den Wittfrauen, ſondern einmal unter den Frauen ſitzen? Nun ich wünſche vom Herzen, daß ſie in allem nach ihrem Verlangen zufrieden geſtellet werden. Aber freundſchaft-

lich

lich will ich doch noch immer gerathen haben, daß ſie ſich einen bedachten, rechtſchafenen, bekannten Gegentheil nehmen. Jungen Männern, wenn die Frauen um ein merkliches älter ſind, iſt nicht zu trauen.

Pfl. Eure Hohwürden beſorgen, ein jüngerer Mann könnte mir untreu werden? O! Das ſorge ich gar nicht. Da komme ich mit meiner Legende hervor, und werde ihm öfters aus dem Leben des ſeeligen Nikolaus von der Flüe die Peinen vorleſen, welche auf die untreuen Ehemänner in der Hölle warten; wie ſie nämlich dort aus einem Fluſſe hervorſteigen, feuriger, als glühendes Eiſen, alſo, daß aus allen Seiten ganz feurige Kugeln aus ihnen herausfahren. Wie ſie ſich einander umfangen, in die Höhe heben, grauſamlich auf einander ſtoſſen, und ſich ſodann wieder in die Tiefe des Waſſers ſtürzen müſſen. Wie ſie bald wieder mit Gewalt aus dem Waſſer hinausgeſchmiſſen, und unter grauſamem Heulen und Grisgramen wieder hineingeriſſen werden. Wie man endlich von ihnen gar nichts mehr ſieht. —

P. Paul.

P. Paul. Ja, ja! Das ist das Wahre, daß man von ihnen gar nichts mehr sieht. Allein eben deswegen, weil von allem dem Niemand noch etwas gesehen hat, müssen höhere Beweggründe aus unserer heiligen Glaubens- und Sittenlehre zur Verhütung dergleichen Laster genommen werden. Solche Erzählungen aus den Legenden sind nicht hinlänglich, jeden im dauerhaften Zaume zu halten. Der eine staunt hierüber, der andere lacht, der dritte zweifelt; und zuletzt ist bei keinem ein solches Bild der Höllenpeinen mehr im Gedächtnisse gerade zur Zeit, wo die Gelegenheit, zu sündigen da ist, und wo statt kochemisch geschilderter Höllenpeinen sich hingegen das Laster mit einer Menge vermeyntlicher Vortheile sichtbarer vor Augen stellet. Nicht eine kochemische Vorbildung, sondern eine gute sittliche Bildung muß dann den Kopf und das Herz schon zum voraus eingenommen, und befestiget haben, damit das Laster alles mit Liebe Gottes, mit innerlicher und äusserlicher Rechtschaffenheit, mit Vorsicht auf die zeitlichen üblen Folgen der nur scheinbaren Vortheile, mit Uiberdenkung der schnöden Lust, die gegen Entfer-

fernung von Gott, gegen ewige Entfernung von diesem höchsten Gute verwechselt werden solle, mit Abscheu von Verletzung seines Nächsten und der gesellschaftlichen Pflichten dergestalt wohlbesetzet ist; daß das Laster mit der Hilfe Gottes keinen Eindruck mehr machen kann. Solche Versicherungen werden sie bei einem bedachten und erfahrnen Manne, der sich schon durch Rechtschaffenheit und einen ehrbaren Lebenswandel ausgezeichnet hat, und von jedermann dafür bekannt ist, ehe und verläßlicher erhalten, als bei einem flüchtigen Jungen. Dieser läßt sie in den Legenden lesen, wie die Verdammten gesoden, gebraten, gebacken, in brennende Schwefelbetter geleget werden; während dem trachtet er aus dem Hause fort, und dahin, wo schon Gesodenes, Gebratenes, Gebackenes, und alles, was zur Befriedigung der Lust gehöret, für ihn und seine Lieblingsgesellschaft bereitet wird. Sie werden aber selbst endlich das Lesen der Höllenpeinen gar unterlassen; weil sie werden zu thun haben, sich derer Peinen zu erwähren, die sich nicht ruhig herablesen, sondern bitter empfinden lassen.

Pf.

Pfl. Eure Hohwürden ſind alſo beſorgt; ein junger Menſch, den ich glücklich machen würde, könnte mich wohl gar zuletzt recht grob behandeln? O! Dagegen hat mir meine heilige Monika ein treffliches Mittel gegeben. Iſt es ein Wunder (wie Ribadeneira recht ausführlich mit Zitirung des heiligen Auguſtinus ſchreibt) wenn etliche Frauen mit blauen Fenſtern, zerkratzt- und häßlich verſtelltem Angeſichte aufgezogen kommen; weil ſie dem Mann zu ſtark an die Fauſt gelaufen, und ganze Regiſter von den Untugenden ihrer Männer in's vertraute Geſpräch einmengten. Der Ehemann der heiligen Monika Patrizius war ein ſchneller und gähhitziger Mann; und Monika bekam doch keine Schläge, ja nicht einmal ein böſes Wort. Aber ſie klagte weder bei anderen über ihren Mann; weder gab ſie ihm ſelbſten biſſige Worte. Die Zunge (ſagte Monika) nur die Zunge trägt den Weibern ſolches Trinkgeld ein. Monika war davon frei; die ihr folgten, blieben auch davon frei. Die aber auf ihrem Stutzkopf blieben, die wurden von ihren Männern freilich wohl immerfort wie Stockfiſche gepleuet. Sehr ſelten (je nachdem

dem es ſich nur immerzu in dieſem oder jenem Hauſe ſiegte) kam das Schlägaushalten und Verkriechen auf die Männer. Nein, Gott behüte mich! Biſſige Reden, dumme Sprödigkeit, gebietende Töne ſind nicht meine Sache, wie die jungen Weiber damit ihre Authorität durchſetzen wollen. Die jungen Fiſperln ſind nicht einmal im Stande, ihren Männern ſo zärtlich zu begegnen, wie es zur Erhaltung des Hausfriedens nothwendig iſt, und ſo, wie ich es mit der Hilfe Gottes zuwegen bringen werde.

P. Paul. Die Lehre der heiligen Monika iſt vortreflich. Viele Weiber ſind durch ihr Betragen ſelbſt Schuld an den üblen Folgen eines unfriedlichen, unordentlichen Hausweſens. Ein beſcheidenes Weib kann ungemein viel zu ihrem eigenen Beſten, und zum Beſten ihres Hauſes verhüten. Ich zweifle auch nicht, daß ſie meine beſte Frau Pflegerinn im Stande ſeyn werden, ihren künftigen Ehegemahl durch Sanftmuth und Gefälligkeiten hindanzuhalten, daß er ſie nicht grob behandle. Aber dahin war meine Rede von häusli-

chen

Pfl. Eure Hochwürden ſind alſo beſorgt; ein junger Menſch, den ich glücklich machen würde, könnte mich wohl gar zuletzt recht grob behandeln? O! Dagegen hat mir meine heilige Monika ein treffliches Mittel gegeben. Iſt es ein Wunder (wie Ribadeneira recht ausführlich mit Zitirung des heiligen Auguſtinus ſchreibt) wenn etliche Frauen mit blauen Fenſtern, zerkratzt- und häßlich verſtelltem Angeſichte aufgezogen kommen; weil ſie dem Mann zu ſtark an die Fauſt gelaufen, und ganze Regiſter von den Untugenden ihrer Männer in's vertraute Geſpräch einmengten. Der Ehemann der heiligen Monika Patrizius war ein ſchneller und gähhitziger Mann; und Monika bekam doch keine Schläge, ja nicht einmal ein böſes Wort. Aber ſie klagte weder bei anderen über ihren Mann; weder gab ſie ihm ſelbſten biſſige Worte. Die Zunge (ſagte Monika) nur die Zunge trägt den Weibern ſolches Trinkgeld ein. Monika war davon frei; die ihr folgten, blieben auch davon frei. Die aber auf ihrem Stutzkopf blieben, die wurden von ihren Männern freilich wohl immerfort wie Stockfiſche gepleuet. Sehr ſelten (je nachdem

dem es ſich nur immerzu in dieſem oder jenem Hauſe ſiegte) kam das Schlägaushalten und Verkriechen auf die Männer. Nein, Gott behüte mich! Biſſige Reden, dumme Sprödigkeit, gebietende Töne ſind nicht meine Sache, wie die jungen Weiber damit ihre Authorität durchſetzen wollen. Die jungen Fiſperln ſind nicht einmal im Stande, ihren Männern ſo zärtlich zu begegnen, wie es zur Erhaltung des Hausfriedens nothwendig iſt, und ſo, wie ich es mit der Hilfe Gottes zuwegen bringen werde.

P. Paul. Die Lehre der heiligen Monika iſt vortreflich. Viele Weiber ſind durch ihr Betragen ſelbſt Schuld an den üblen Folgen eines unfriedlichen, unordentlichen Hausweſens. Ein beſcheidenes Weib kann ungemein viel zu ihrem eigenen Beſten, und zum Beſten ihres Hauſes verhüten. Ich zweifle auch nicht, daß ſie meine beſte Frau Pflegerinn im Stande ſeyn werden, ihren künftigen Ehegemahl durch Sanftmuth und Gefähligkeiten hindanzuhalten, daß er ſie nicht grob behandle. Aber dahin war meine Rede von häusli-

chen

chen Peinen, die man oft bei einer unüberlegten Heurath mit einem allzujungem, unerfahrnen, lüftigen Purschen zu gewärtigen hat, eben nicht hauptsächlich gerichtet. Bei allem Hausfrieden, bei allem äusserlichen, schmäuchelhaften Betragen können gäh eine Menge Gläubiger, zum Fall gebrachter Mädchen, Hebamen, Chyrurgen daher komen, welche solange Peiniger werden, bis meine beste Frau Pflegerinn aus dieser und jener Ursache bald dieses, bald jenes bezahlet hat, und dabei eine erstaunliche Verminderung ihres Vermögens fühlet. Es kann endlich der Herr Liebste mit einer Gattung Krankheit nach Haus kommen, welche abermal der Frau Pflegerinn ihr Vermögen, wo nicht gar ihren eigenen Leib in das Mitleiden ziehet.

Pfl. Was die Gläubiger betrift, denen bin ich nicht schuldig etwas zu bezahlen, was ohne mein Wissen von meinem Ehegatten aufgenommen worden.

P. Paul. Gott behüte! Daß ich ihnen oder ihrem künftigen Herrn Gemahl etwas zu Leid vorsagen wollte. Aber setzen sie sich in die

La-

Lage einer Frau, zu deren Schande und Spott ihr Ehegemahl von Gläubigern in Arreſt gezogen werden ſollte, wenn nicht bezahlet wird. Würden ſie nicht doch endlich zahlen?

Pſl. O mein Gott! Der heilige Schutzengel hat die heilige Hildegund, da ſie von ihren Feinden ſchon auf einem Baume aufgeknüpfet war, erhalten, daß ſie nicht am Strick erſtickte. Der heilige Johannes vom Kreuz iſt durch die Mutter Gottes geleitet worden, aus der Gefangenſchaft durchzugehn. Und wäre mein Mann in einer ſolchen Lage nicht der Aermſte? Wäre nicht das Geld, welches ich hingäbe, ein Almoſen? und erſetzet Gott nicht alle Schulden, die vom Almoſengeben gemacht werden? Der heilige Laurenzius Juſtinianus machte Schulden, um den Armen zu helfen. Uiber die Vorwürfe, die man ihm hierüber machte, ſagte er nichts anders, als: Ich vertraue auf meinen Herrn, der meine Schulden leicht zu bezahlen weis. Und richtig wurden fromme Gemüther erwecket, die ihm wieder etwas beitrugen.

P. Paul.

P. Paul. Sie wissen für jede Sache ein Exempel aus der Legende. Nur die Anwendung dieser Beispiele ist nicht richtig. Ich wollte Niemanden rathen, mit Versuchung Gottes, und verläßlicher Erwartung eines Mirakels auch der Armen wegen Schulden zu machen, von denen er vorsehen kann, daß er sie natürlicher Weise nicht bezahlen kann. Und eben so wenig wollte ich Ursache geben, in die Gefangenschaft oder auf den Galgen zu kommen, in Zuversicht, daß ich durch die Mutter Gottes, oder den Schutzengel würde erlöset werden. Die sicherste Erlösung von allen dergleichen Zufällen ist ein gottesfürchtiger behutsamer Lebenswandel, und ein vorsichtiges tugendhaftes Betragen, um alle Gefahren hiezu zu vermeiden.

Pfl. Mit Weibsbildern und Hebammen, die noch dazu um eine Bezahlung dafür kämen, daß mein Mann verführet worden, machte ich noch geschwinder ein End; so wie es der heilige Bernardinus von der Siena gemacht hat.

P. Paul.

P. Paul. Daß ſich der heilige Bernardinus in einem ſolchen Falle befunden habe, von dem weis ich nichts.

Pſt. Nichts? Zu dieſem Heiligen kam auch einmal eine ſo ſaubere Figur. Auf Einrathen der Mutter Gottes ſagte er ſogar ihrem Begehren zu; ſetzte aber bei; ſie ſolle ſich nur geſchwind abkleiden, in's Bett legen, und in Keinem verweilen. Sie, williger als willig entkleidet ſich ſo, wie ich es nicht nöthig habe, zu beſchreiben, weil Ribadeneira alles ganz ausführlich beſchreibet. Dann kam aber Bernardinus mit einer überaus ſcharfen Geißel hervor, und ſchlug in das ſtinkende Aas mit allen Kräften ſo unbarmherzig und blind darein, daß ſich Beulen, Striemen, und Blut hin und her ſehen lieſſen, ohne daß ſie hätte ſchreien, und um Hilfe ruffen können, weil ſie dann durch ihre Blöſſe verrathen hätte, daß ſie die Verführerinn ſey. Sie nahm alſo ihre Schläge wimmernd, ſich krümmend, und biegend an. Er hörte auch nicht auf zu ſchlagen, bis ſie mit erhobenen Händen ihn bath, doch einmal nachzulaſſen, weil ihr das auf

ihr Lebtag Witzigung genug seyn würde. Wornach der Heilige auch endlich nachgelassen, und als ein triumphirlicher Obsieger mit lächelndem Angesichte zur Thüre hinausgieng. Auf die nämliche Art müßte sich mein Mann mit solchen Weibsbildern anstellen, und dann mit einer Geißel, welche ich schon in Bereitschaft hielte, über dieses Gesindel sich hermachen. Sie kämen gewis nicht mehr.

P. Paul. Ein Mittel, welches gut ausgeschlagen hat, um eine gegenwärtige Anreizung hindanzubringen, ist kein anpassendes Mittel nach wirklich geschehener That. Wenn wegen einer schon geschehenen erprobten That Genugthuung verlangt wird, die vor Gericht selbst nicht abgesprochen werden würde; dann könnte wohl die schuldige Genugthuung durch die Schläge noch höher anwachsen

Pl. Krankheiten, die mein künftiger Mann etwa nach Haus bringen könnte, schrecken mich schon gar nicht ab. Der heilige Johannes bonus war auch ein frecher Jüngling. So grossen Reichthum er von seinem Vater geerbt;

so

ſo ſehr konnte man doch zweifeln, ob Johannes mehr Geld in der Truhe, oder mehrere Untugenden in dem Gemüthe zählte. Er wurde krank, und zwar ſo ſehr, daß ihm alle Uippigkeiten vergiengen, und er nachhin ein Heiliger wurde. Wird mir ſchon recht ſeyn, falls mein Mann auch zu üppig werden ſollte, wenn ein wenig eine Krankheit über ihn kömmt. Der heilige Gallus, und der heilige Abt Otto ſind wunderthätige Aerzte, wie uns der wohlehrwürdige P. Gabriel Buzelinus in der Legende der heiligen Benedicktiner verſichert. * Ich will ihm gern in der Krankheit warten; ich achte es nicht, wenn ich auch ſelbſt dabei krank werden ſollte. Was hat nicht die heilige Margaritta von Medizen für Krankheiten ausgeſtanden? die ihr bei dem gröſsten Schmerzen noch zu gelinde

* Menologium Benedictinum opera & Studio R. P. Gabrielis Bucelini Monachi &c. Feldkirchii apud Henricum Biblium Bibliopolam 1655 ad 1mam Julii & 3tiam Octob. & in indice Sub rubrica: *morborum medici mirifici.*

schienen, dergestalt, daß sie von Gott durch ihr Gebeth erwirket hat, daß ihr jedes Glied des Leibes mit einem besonderen Wehethun belästiget wurde.

P. Paul. Von Gott geschickte Krankheiten mit Geduld ertragen; Kranke mit aller Nächstenliebe und Sorgfalt betreuen; Gott es anheim stellen, daß er nach seinem Willen die Krankheit zu unserem Seelenheil leiten wolle, ist alles recht. Aber sich unnöthig Gefahren, krank zu werden, aussetzen, und sich selbst unbedachtsam einem üppigen Jüngling zur Ehegattinn überlassen, damit dermaleinst beide Eheleute eine wilde und ansteckende Krankheit zum ewigen Seelenheil erlangen können; das nenne ich keine heilige und sittliche Klugheit, sondern halte es für höchst unerlaubt. Der Pater Buzelin hat sich mit seiner Aufstellung besonderer himmlischer Aerzte für eine jede Gattung Krankheit nicht nur bei Weltweisen und Medizinern, sondern auch bei verständigen Gottesgelehrten eben so wenig, als bei den Heiligen Gottes selbsten Ehre und Beifall erworben. Auch die Patres Benedicktiner mögen freilich Fantasten genug gehabt haben, oder noch haben; allein es wa-

ten doch, und sind noch unter ihnen mehrere ächt gelehrte, und helldenkende Männer, die zum allgemeinen Besten, und zur wohlthätigen Aufklärung ihrer Mitmenschen, nicht aber zur widersinnigen Aufstellung einer ganzen himmlischen Medizinerfakultät sich mitgebrauchen liessen; zugeschweigen daß sie sich eine Ehre daraus gemacht hättem, aus ihrem Orden einige eigens für jede Gattung Krankheit bestimmte himmlische Aerzte dem Volke darzustellen.

Pfleg. Soviel ich abnehme, denken sich eure Hochwürden nicht viel Gutes von mir.

P. Paul. Ich denke mir in so weit recht viel Gutes, daß ich hoffe, sie werden meinen freundschäftlichen Rath gewiß noch annehmen, und sich mit Verheurathung an einen allzujungen unbekannten Menschen nicht übereilen. Das dachte ich mir wohl nicht, daß unser Diskurs, der vom Fegfeuer anfieng, sich mit einer Heurath endigen würde. Meine beste Frau Pflegerinn! Legen sie die Legenden bei Seite. Die Legendenschreiber verfaßten ihre Legenden gar

nicht mit der gehörigen Belehrung, wie dieses und jenes zu verstehen, und anzuwenden sey. Sie schrieben gerade sonderbare Sachen hin, ohne daß sie sich bemühten, die Heiligen von jener Seite anschaulich zu machen, von welcher man sie nachahmen kann, und soll. Bei dem Mangel einer solchen nützlichen, und auf die Erfüllung der Pflichten eines jeden Menschen anwendbaren Belehrung wird von so vielen, die in den Legenden lesen, oft hieraus zur Beschönigung einer unerlaubten Handlung etwas angewendet, was gar nicht anpassend ist. Den Heiligen ist es gar nicht zu ihrer Verunehrung nachgesagt, daß sie als Menschen fehlen konnten, und oft bei dieser und jener Handlung sich nicht vorsichtig genug, oder nicht immer den allseitigen Pflichten gemäß benommen haben. Man sollte vorher festen Unterricht über alle seine Pflichten, ächte Begriffe von der wahren Andacht, und richtige Grundsätze von der reinen Sittlichkeit haben, bevor man eine Legende liest; damit man sich mit sicherer Beurtheilung das Nachahmungswürdige und Anwendbare herausnehme, und nicht in Irrwege verfalle. Eine Legende soll eigentlich so

ein-

eingerichtet seyn, daß sie nur eine Glaubens- und Sittenlehre durch Beispiele wäre; worinn man nämlich sehen könnte, wie jede Religions- Sittlichkeits- und Standespflicht von diesem und jenem Heiligen genau in Erfüllung gebracht werden; und wie also auch wir ihn durch gleiche Erfüllung nachahmen können. Alberne Erzählungen, die keinen Grund haben, und auf Kindsweibermärchen hinausgehen; übertriebene Lobsprüche, blosse Anrühmungen sonderbarer unnachahmlicher Begebenheiten, zweideutige Anmerkungen, allzu oberflächlich gefaßte, oder zu sehr in das allgemeine ohne alle Ausnähme und besondere Rücksichten hieraus gemachte Aufrufe zur Nachahmung sollten hinwegbleiben; selbst die Schreibart sollte von dem Niederen und Schmutzigen, so in den meisten Legenden angetroffen wird, weit entfernt seyn. Eine solche Legende, meine beste Frau Pflegerinn! würde ich in ihren, und in anderen Händen recht gerne sehen; eine solche könnte von wahrem Nutzen seyn. Eine solche würde vernünftige Nachahmer der Heiligen, und für jeden Stand rechtschaffene Leute bilden, und Niemanden den Kopf verrücken.

Pfl.

Pfl. O! So schreiben eure Hohwürden doch eine solche Legende!

P. Paul. Wer weis es, was einmal geschieht. Jetzt in währendem Kriege ist mir keine Zeit zum Legendenschreiben übrig.

Pfl. Aber bevor eure Hohwürden zum Regiment wieder abreisen; so habe ich ja noch die Ehre, sie zu sehen, und mit ihnen nochmal zu sprechen?

P. Paul. Wenn sie mir versprechen, daß sie mir nichts mehr aus der Legende erzählen, und auch nichts von solchen Heurathsentwürfen mehr vorsagen wollen; so werde ich mit Vergnügen nochmal kommen; aber im widrigen Falle würde ich als ihr alter und wahrer guter Freund nur betrübter von ihnen hinweggehen.

Pfl. Nun! Ich rede kein Wort mehr aus der Legende, und vom Heurathen.

P. Paul.

P. Paul. Uiberlassen sie sich in allem der Leitung ihres rechtschafenen Herrn Pfarrers; der wird ihnen bessere Erbauungsbücher anrathen. Und auch in Ansehung einer Heurath bitte ich sie um alles in der Welt, unternehmen sie nichts ohne Rath rechtschaffener und erfahrner Männer. Leben sie wohl, bis ich sie wiedersehe.

Pfl. Für wieviel habe ich nicht euer Hochwürden heut zu danken; für die Heimsuchung, für die Geduld mit mir, für den Trost, und für den guten Rath. Ich weis nicht, wie ich es vergelten solle?

P. Paul. Mit Befolgung meines freundschäftlichen guten Rathes. Leben sie wohl!

VI.

VI.

Die öffentliche Feilbietung.

Kommissarius. Wie ich sehe, sind wir wirklich am End unseres Geschäfftes. Das wenige, was noch vorhanden ist, hat nicht mehr viel zu bedeuten.

Ausrufer. Einige Bilder, Statuen, und Kleinigkeiten ist alles, was wir noch haben.

Protokollist. Das Feilbietungsprotokoll weiset doch eine schöne Summe aus, die wir für die, bisher feilgebothenen Geräthschaften eingenommen haben.

Kommissar. Ich bin zufrieden. Sie haben doch überall den Schätzungspreis, und sodann das letzte Anboth richtig nebeneinander gesetzet?

Protokollist. Ich stehe dafür, daß alles genau und richtig in das Protokoll eingetragen ist.

ist. Es muß mit der Kasse bei einem Kreuzer zusammgehn.

Ausruf. Ich bin froh, daß wir heut vollends zu End kommen; denn ich könnte beinahe kein lautes Wort mehr reden.

Kommis. Und eben heute müssen sie alle ihre Kräfte, und ihre ganze Beredsamkeit anstrengen, um den Leuten Muth zu machen, damit wir auch das Schlechteste noch gut hinwegbringen.

Ausr. Heute daure ich schon noch aus. Die Statuen und Bilder will ich gleich einem Pater Schatzmeister an einem Wahlfahrtsorte, oder gleich einem Guckkastenträger den Leuten so ruhm- und lobrednerisch anpreisen, daß gewiß einer den anderen mit dem Anbothe hinauftreiben wird, um ein besonderes Bildniß für sein Haus davon tragen zu können.

Kommis. Wenn nur viele alte Mütterchen und Bethschwestern daher kämen.

Ausruf.

Ausruf. O! Wir haben schon auch Männer, die es hierinn den alten Mütterchen bevorthun. Es gibt noch genug dritte Ordensbrüder, oder solche, die überhaupt Bethbrüder sind, und auf eine Statue mehr, als auf ihr Hauswesen oder ihr Amt hinsehen.

Kommis. Für Juden ist aber doch heut kein Kauf mehr?

Ausruf. Für Juden? Die kennen ihre Leute, bei welchen sie solche Dinge anzubringen wissen. Dafür sorge ich gar nicht. Kömmt nur mein Abraham; ich weis es zum voraus, daß dieser die eine und andere Statue Niemanden anderem überlassen wird.

Kommis. Nun! Keiner von uns kann heut mehr ein anderes Geschäfft anfangen. Der Dienst verliert also nichts, wenn wir uns auch noch den ganzen halben Tag mit der Feilbietung hier aufhalten.

Ausr. Der Dienst gewinnet vielmehr, wenn um so mehr Geld eingeht. Ich hoffe,

es

es wird unterhältlich werden. — Da kommen schon Trödlerinnen!

Kommiſ. Die bleiben nicht aus.

Prorok. Kömmt unſer wackerer Herr Stadtkaplan auch.

Kommiſ. Belieben eure Hochwürden da zu uns herein inner die Schranken zu kommen; draussen wird das Gedräng zu ſtark.

Stadtkaplan. Sie ſind zu gütig. Ich bin wirklich mehr aus Vorwitz hier, als daß ich zu einer beſſeren Einnahme für die Kaſſe etwas beitragen ſollte.

Kommiſ. Zu einer öffentlichen Feilbietung kommen mehrere, um nur zu ſehen, was, und wie es an den Mann gebracht werde; immerzu kömmt ſodann doch einem, der gar nicht in der Abſicht, etwas zu kaufen eintrat, die Luſt an, um dieſes oder jenes auch ſein Anboth zu machen. — Belieben ſich eure Hohwürden nur da niederzuſetzen; oder unterdeſſen das anzuſehen, was wir feilbieten werden.

Stadtkaplan. Ich kenne dieſe Statuen und Bilder ohnedieß, und zweifle, ob ſich dafür Liebhaber einfinden werden.

Ausruf. Dafür laſſen eure Hohwürden mir die Sorge. Sie ſollen eine Freude haben, wie ich den Leuten hiezu Muth machen werde. Uiber die kleinſte Figur einer jeden Statue und eines jeden Bildes werde ich ſoviel zu ſagen wiſſen, daß mir kein Marktſchreier, oder ſogenannter Bilderpeitſcher gleichkommen ſolle.

Stadtkapl. Verzeihen ſie mir; daß ich auch hieran zweifle, ob ſie alle die Geſchichten, die auf dieſen Bildern vorgeſtellet ſind, jemals gehöret, oder geleſen haben.

Ausruf. Das thäte mir leid, wenn ich es nicht wüßte. Alltäglich, wenn ich Abends nach Haus komme, lieſt mir mein Weib aus den Legenden vor. Das dauert ſchon durch 15 Jahre her. Durch 15 Jahre in jedem Jahre drethundert fünf und ſechszig Lebensbeſchreibungen der Heiligen mit ſo oftmaliger Wiederho-

lung

lung anhören, macht schon, daß einem etwas davon im Kopfe bleibt.

Stadtkapl. Da haben sie wohl eine grosse Geduld, daß sie, wenn sie von Geschäfften nach Haus kommen, sich nichts, dann Legenden vorsagen lassen mögen.

Ausruf. Wenn einer den ganzen Tag geredet hat, verlangt man sich nicht mehr viel zu reden. Für das Vergnügen, das ich meinem Weibe mache, mir aus den Legenden vorlesen zu lassen, macht sie mir das Vergnügen mit Auffetzung einer Maaß Wein. Sie liest also, und ich trinke dabei, ohne daß eins das andere störet. Immerzu kann ich ja doch dabei auf etwas anderes denken.

Stadtkap. Nun; Jeder richtet sich seine Hausordnung nach seinem Wohlgefahlen ein.

Ausr. Ich glaube, wir werden mit der Feilbietung anfangen dürfen. Das Zimmer wird schon so voll Leute, daß beinahe Niemand mehr Platz finden wird.

Kommis.

Stadtkaplan. Ich kenne dieſe Statuen und Bilder ohnedieß, und zweifle, ob ſich dafür Liebhaber einfinden werden.

Ausruf. Dafür laſſen eure Hohwürden mir die Sorge. Sie ſollen eine Freude haben, wie ich den Leuten hiezu Muth machen werde. Uiber die kleinſte Figur einer jeden Statue und eines jeden Bildes werde ich ſoviel zu ſagen wiſſen, daß mir kein Marktſchreier; oder ſogenannter Bilderpeitſcher gleichkommen ſolle.

Stadtkapl. Verzeihen ſie mir; daß ich auch hieran zweifle, ob ſie alle die Geſchichten, die auf dieſen Bildern vorgeſtellet ſind, jemals gehöret, oder geleſen haben.

Ausruf. Das thäte mir leid, wenn ich es nicht wüßte. Alltäglich, wenn ich Abends nach Haus komme, lieſt mir mein Weib aus den Legenden vor. Das dauert ſchon durch 15 Jahre her. Durch 15 Jahre in jedem Jahre dreihundert fünf und ſechszig Lebensbeſchreibungen der Heiligen mit ſo oftmaliger Wiederho-

lung

lung anhören, macht schon, daß einem etwas davon im Kopfe bleibt.

Stadtkapl. Da haben sie wohl eine grosse Geduld, daß sie, wenn sie von Geschäfften nach Haus kommen, sich nichts, dann Legenden vorsagen lassen mögen.

Ausruf. Wenn einer den ganzen Tag geredet hat, verlangt man sich nicht mehr viel zu reden. Für das Vergnügen, das ich meinem Weibe mache, mir aus den Legenden vorlesen zu lassen, macht sie mir das Vergnügen mit Auffetzung einer Maaß Wein. Sie liest also, und ich trinke dabei, ohne daß eins das andere störet. Immerzu kann ich ja doch dabei auf etwas anderes denken.

Stadtkap. Nun; Jeder richtet sich seine Hausordnung nach seinem Wohlgefahlen ein.

Ausr. Ich glaube, wir werden mit der Feilbietung anfangen dürfen. Das Zimmer wird schon so voll Leute, daß beinahe Niemand mehr Platz finden wird.

Kommis.

Kommiſ. Fange der Herr nur an.

Protok. Was wird zuerſt genommen?

Ausr. Wie die Numern im Inventarium fortlaufen.

Protok. Gut! Nur angefangen.

Ausr. Da haben wir die heilige Mutter Anna recht ſchön und ſauber geſchnitzt. Auch die Kindeln, die ſie auf den Armen trägt, ſind recht gut gemacht. Auf dem rechten Arm iſt das Chriſtkindel, und auf dem linken Arm iſt Maria als ein Kind.

Stadtkapl. Darf ich mir die Erlaubniß nehmen, ihnen in der Stille zu ſagen, daß ſie dieſe Statuen gar nicht verkaufen ſollen?

Ausr. Warum nicht?

Stadtkapl. Weil ſie wider die Vernunft, und wider die Geſchichte iſt. Maria war ja kein Kind mehr, wie Chriſtus noch ein Kind war.

Wie

Wie kann denn alſo die heilige Anna ihre Tochter noch als ein Kind auf dem Arm tragen; da ſchon Chriſtus von Maria gebohren war.

Ausr. Das macht nichts zur Sache. Die Statue kömmt ohnehin in keine Kirche mehr; laſſen wir alſo einem alten Mütterchen die Freude, Großmutter, Kind, und Kindeskind auf dieſe Art beiſamm zu haben.

Stadtkap. Um dieſe Statue bin ich alſo ſelbſt Käufer, nur damit ſie nicht unter die Leute kömmt. Ich nehme ſodann der heiligen Anna ein Kind hinweg.

Kommiſ. Sagte ich nicht, eure Hochwürden werden noch Luſt bekommen, etwas zu kaufen?

Ausr. Dieſe Statue wird hiemit ausgerufen für 7 Kreuzer; und iſt ſchon ein Liebhaber da für 7 Kreuzer. Wer gibt alſo mehr?

Fauſenberger. 30 Kreuzer;

Ausr.

Kommiſ. Fange der Herr nur an.

Protok. Was wird zuerſt genommen?

Auer. Wie die Numern im Inventarium fortlaufen.

Protok. Gut! Nur angefangen.

Auer. Da haben wir die heilige Mutter Anna recht ſchön und ſauber geſchnitzt. Auch die Kindeln, die ſie auf den Armen trägt, ſind recht gut gemacht. Auf dem rechten Arm iſt das Chriſtkindel, und auf dem linken Arm iſt Maria als ein Kind.

Stadtkapl. Darf ich mir die Erlaubniß nehmen, ihnen in der Stille zu ſagen, daß ſie dieſe Statuen gar nicht verkaufen ſollen?

Auer. Warum nicht?

Stadtkapl. Weil ſie wider die Vernunft, und wider die Geſchichte iſt. Maria war ja kein Kind mehr, wie Chriſtus noch ein Kind war.

Wie

Wie kann denn alſo die heilige Anna ihre Tochter noch als ein Kind auf dem Arm tragen; da ſchon Chriſtus von Maria gebohren war.

Ausr. Das macht nichts zur Sache. Die Statue kömmt ohnehin in keine Kirche mehr; laſſen wir alſo einem alten Mütterchen die Freude, Großmutter, Kind, und Kindeskind auf dieſe Art beiſamm zu haben.

Stadtkap. Um dieſe Statue bin ich alſo ſelbſt Käufer, nur damit ſie nicht unter die Leute kömmt. Ich nehme ſodann der heiligen Anna ein Kind hinweg.

Kommiſ. Sagte ich nicht, eure Hochwürden werden noch Luſt bekommen, etwas zu kaufen?

Ausr. Dieſe Statue wird hiemit ausgerufen für 7 Kreuzer; und iſt ſchon ein Liebhaber da für 7 Kreuzer. Wer gibt alſo mehr?

Fauſenberger. 30 Kreuzer;

Ausr.

Ausr. So ist's recht, Herr Fausenberger! Mir ist nichts mehr zuwider, als wenn nur um etwelche Kreuzer im Anbothe gestiegen wird. Gleich muß man ein rechtes Anboth machen. Um 30 Kreuzer also zum ersten — um 30 Kreuzer zum zweitenmal —

Stadtkapl. 40 Kreuzer;

Ausr. Um 40 Kreuzer zum erstenmal. —

Fausenberg. Einen Gulden!

Stadtkapl. Einen Gulden 30 Kreuzer!

Ausruf. Einen Gulden 30 Kreuzer zum erstenmal.

Fansenb. Ich will eure Hohwürden nicht berauben; und mir ist diese Statue auch wirklich schon zu theuer.

Ausr. Einen Gulden dreyzig Kreuzer zum zweitenmal — einen Gulden dreyzig Kreuzer zum dritten - und zum letzenmal. Gratulire euren Hohwürden!

Stadtkapl. Legen ſie mir es indeſſen auf die Seite.

Ausr. Das Geld nimmt der Herr Kommiſſarius ein. Belieben eure Hohwürden nur dorthin zu gehen.

Protok. Man höret vor lauter Geſchrei nichts. Wie theuer iſt die heilige Anna mit den zwei Kindeln verkauft worden?

Ausr. Um einen Gulden dreyzig Kreuzer. — O! Da iſt ja mein Abraham auch ſchon! Nur ausgeruckt Abraham mit dem Geld!

Abraham. Sind nicht etwelche ſchön vergoldete Engel da, etwa anderthalb Schuh, oder höchſtens zwey Schuh hoh in der Gröſſe?

Ausr. Mit vergoldeten Engeln können wir ſchon aufwarten. Recht ſchön vergoldete, und gut geſchnitzte ſechs Engel eben von dieſer Gröſſe ſind vorhanden.

Nigewizinn. Dürfen denn die Juden auch heilige Sachen kaufen?

Ausr. Wir verkaufen keine heilige, sondern lauter hölzerne, gemalene, oder metallene Sachen. Und kann die Frau wissen, ob ihn nicht ein unsriger Geistlicher selbst ersucht hat, in einer öffentlichen Feilbietung um Engelstatuen umzusehen?

Abrah. Es ist wirklich so, wie der Herr Ausrufer muthmasset. Der Pater Prior des Klosters zu **Mönchsfelden** gab mir Kommission auf sechs solche Engel zu der Frauenkapelle Maria **Brünnlein** genannt. Und wenn ich auch nicht von geistlichen Herren angegangen worden wäre, ihnen solche Engel zu verschaffen, sondern ich aus meiner eigenen Lust sie kaufte; was wäre es hernach, Frau Nigewizinn? Ich kaufe nichts zur Verunehrung, sondern alles zum rechten Gebrauch, welchen, wenn auch ich ihn nicht machen kann, schon andere machen werden, die es wieder von mir kaufen.

Stadtkapl.

Stadtkapl. Lasse sich die Frau Nigewizitz deswegen keine Gemüthsunruhe zugehen. Wir haben ganze Ornaten von Juden gekauft; und von dem, was ehe schon vorhanden war, manch unbrauchbares gegen etwas brauchbareres an sie vertauscht. Solche Sachen in sich sind nichts Heiliges. Derjenige ist heilig, zu dessen Erinnerung sie nur da sind. Und dort wo sie zur Erinnerung dienen sollen, muß der Gebrauch selbst auf eine solche Art eingerichtet seyn, daß man nicht vielmehr durch einen abergläubischen Gebrauch derjenigen Heiligen entehret, welchen man damit zu verehren glaubt.

Ausr. Da sind sie, die sechs Engel. Sind sie nicht schön, und noch so neu, als wenn sie erst vom Bildhauer herkämen? Sie sind geschätzt auf drei Gulden.

Abrah. Drei Gulden dreyzig Kreuzer!

Nigewizinn. Vier Gulden dreyzig Kreuzer!

Abrah. Fünf Gulden!

Nigew. Was braucht's viel; sechs Gulden

Abrah. Jetzt werden sie mir zu theuer. Der Pater Prior zu Mönchsfelden möchte solches Anboth auch für zu hoh finden.

Ausr. Sechs Gulden zum ersten — sechs Gulden zum andertenmal —

Abrah. Will noch etwas wagen; sechs Gulden dreyzig Kreuzer.

Nigewizinn. Sieben Gulden!

Abrah. Soviel ich sehe, will mir die Frau Nigewizinn die Engel nicht lassen.

Ausr. Sieben Gulden zum erstenmal —

Abrah. Was liegt daran; sieben Gulden dreyzig Kreuzer.

Nigew. Acht Gulden dreyzig Kreuzer.

Abrah. Tausend hinein; Jetzt werde ich mürbe! —

Ausr. Acht Gulden dreyzig Kreuzer zum erſtenmal —

Abrah. Einmal ſoll es noch geredet ſeyn; neun Gulden.

Nigew. Es kurz zu machen; ich gebe zehn Gulden.

Abrah. Jetzt bedanke ich mich gar ſchön.

Ausr. Zehn Gulden zum erſtenmal — zehn Gulden zum andertenmal — Gibt Niemand mehr?

Nigew. So mach der Herr einmal ein End mit ſeinem Ausrufen.

Ausr. Die Engel ſind alſo verkauft um zehn Gulden zum erſten — um zehn Gulden zum anderten — und — um zehn Gulden zum —

Samuel. Eilf Gulden.

Nigew. Hat der Plunder ſchon wieder einen anderen Juden da!

Abrah. Zu was brauchst du die Engel, Samuel?

Sam. Der Herr Prälat vom Klosterkalbswang gab mir Kommission, um sechs vergoldete Engel umzusehen. Sie werden an die Wände des Billardzimmers gehenket, und bekommen Leuchter in die Hände.

Nigew. Das ist alles erlogen, was die Juden daher sagen. Weis Gott, was sie mit den Engeln machen würden.

Sam. Wir Juden glauben ja auch, daß es Engel gibt; und wenn wir wirklich für das Holz selbst, woraus die Engel geschnitzet sind, keine vertrauliche Verehrung haben; so werden wir doch auch nie eine schändliche und unvernünftige Verunehrung damit treiben. Das trägt keinen Kreuzer.

Stadtkapl. Gegen ein Schnitzwerk, und eine Statue muß man keine vertrauliche Verehrung haben.

Auer.

Ausr. Die Engel sind also verkauft um eilf Gulden zum erstenmal —

Nigew. Vierzehn Gulden.

Sam. Das heißt überzahlen; nur damit nicht ein Jud die Engel bekommen soll. Behalte die Frau ihre Engel.

Ausr. Vierzehn Gulden zum ersten — zum anderten, und — zum dritten und letztenmal, — Da hat die Frau ihre sechs Engel!

Stadek. Das ist erstaunlich; wie hoh diese Engel im Anbothe gekommen sind. Mir ist es aber doch lieber, daß die Frau Nigewizinn die Engel bekommen hat, als wenn sie im Kloster Kalbwang beim Billardspiel Leuchter abgeben sollten; oder wenn sie bei Maria Brünnlein Aufwärter machen müßten. Was doch das für eine Dummheit ist, der göttlichen Mutter so verschiedene Namen zu geben. Die Quelle, die dort unter der Frauenstatue aus der Felsen heraus rinnet, wird gewiß für ein geistliches Heilwasser gehalten.

Abrah.

Abrah. Wir Juden haben ſtatt eines Brünnleins einen Brunnen, von welchem David ſagt: **Gleichwie ein Hirſch Verlangen hat nach Waſſerbrunnen; alſo hat meine Seele Verlangen nach dir, o Gott! Meine Seele dürſtet nach dem ſtarken lebendigen Gott.***

Stadtk. Mein lieber **Abraham**! Auch wir Katholiken dürfen nur Gott ſelbſt für den einzigen Gnadenbrunn halten.

Nigew. Alſo eure Hochwürden halten auf Maria Brünnlein nicht viel?

Stadtk. Mit der Frau muß ich wieder anders reden, als mit dem **Abraham**; obwohl es auf dasſelbe hinausgeht. Hat die Frau nie im Evangelium des heiligen Johannes geleſen; wie Chriſtus zu der Samaritaninn geſagt hat: **Wer von dem Waſſer trinken wird, das ich ihm gebe, den wird in Ewigkeit nicht dürſten; ſondern das Waſſer, daß ich ihm geben werde, wird in**

* Pſal. 51. & Sequ.

in ihm zu einer Wasserquelle werden, die zum ewigen Leben springt.* Dieses Wasser ist besser, als das Mariabrünnleinwasser; denn es wird hierunter die Gnade Gottes verstanden, die in uns zum Ursprung der Tugenden wird, und uns zu Gott und dem ewigen Leben erhebt. Nur zu diesem Gnadenbrunne hingegangen, Frau Nigewizinn! Aus diesem Brunne läßt sich alles schöpfen, was zu unserem Seelenheil ist.

Nigew. Maria Brunn ist freilich Gnadenreicher, als Maria Brünnlein.

Stadtk. Meine liebe Frau Nigewizinn! Die Frau versteht mich, und die Lehre unserer heiligen Kirche noch nicht. Maria Brunn ist nicht besser als Maria Brünnlein. Keines ist Gnadenreich; Gott allein ist Gnadenreich. Von dem kommen alle Gnaden; der muß um alles gebethen werden; und der gibt auch alles, was zu unserem Seelenheil ist. Die göttliche Mutter, und die Heiligen können selbst

* IV. Kap. 13. V.

Abrah. Wir Juden haben ſtatt eines Brünnleins einen Brunnen, von welchem David ſagt: **Gleichwie ein Hirſch Verlangen hat nach Waſſerbrunnen; alſo hat meine Seele Verlangen nach dir, o Gott! Meine Seele dürſtet nach dem ſtarken lebendigen Gott.***

Stadtk. Mein lieber **Abraham**! Auch wir Katholiken dürfen nur Gott ſelbſt für den einzigen Gnadenbrunn halten.

Nigew. Alſo eure Hochwürden halten auf Maria Brünnlein nicht viel?

Stadtk. Mit der Frau muß ich wieder anders reden, als mit dem **Abraham**; obwohl es auf dasſelbe hinausgeht. Hat die Frau nie im Evangelium des heiligen Johannes geleſen; wie Chriſtus zu der Samaritanınn geſagt hat: **Wer von dem Waſſer trinken wird, das ich ihm gebe, den wird in Ewigkeit nicht dürſten; ſondern das Waſſer, daß ich ihm geben werde, wird in**

* Pſal. 51. & Sequ.

in ihm zu einer Wasserquelle werden, die zum ewigen Leben springt.* Dieses Wasser ist besser, als das Mariabrünnleinwasser; denn es wird hierunter die Gnade Gottes verstanden, die in uns zum Ursprung der Tugenden wird, und uns zu Gott und dem ewigen Leben erhebt. Nur zu diesem Gnadenbrunne hingegangen, Frau Nigewizinn! Aus diesem Brunne läßt sich alles schöpfen, was zu unserem Seelenheil ist.

Nigew. Maria Brunn ist freilich Gnadenreicher, als Maria Brünnlein.

Stadtk. Meine liebe Frau Nigewizinn! Die Frau versteht mich, und die Lehre unserer heiligen Kirche noch nicht. Maria Brunn ist nicht besser als Maria Brünnlein. Keines ist Gnadenreich; Gott allein ist Gnadenreich. Von dem kommen alle Gnaden; der muß um alles gebethen werden; und der gibt auch alles, was zu unserem Seelenheil ist. Die göttliche Mutter, und die Heiligen können selbst

* IV. Kap. 13. V.

selbst nichts anders thun, als daß sie auf unser Anrufen ihr Gebeth mit dem unsrigen vereinigen. Und die Bildnisse **Maria Brunn**, und **Maria Brünnlein** sind leblose Dinge, die nur zur Erinnerung derselben dienen, die im Himmel ist; weder zu **Maria Brunn**, weder zu **Maria Brünnlein** ihren Wohnsitz hat, und dort nicht mehr als da zur Fürbitte für uns geneigt ist.

Ausr. Wenn eure Hohwürden der Frau Nigewizinn keine so schöne Lehre machten; so würde mir wirklich die Zeit lang, bis unsere Tagwerker mit Herbringung der vier Bilder fertig werden. Hurtig, hurtig! — Nun! Gott sey Dank, daß sie einmal beisammen sind! Das sind schöne Bilder. Herr **Großwampel**! sitze der Herr nicht dort im Winkel abgesondert. Das wären Bilder für den Herrn. Die Frau **Dickruckinn** ist sonst auch eine Liebhaberinn von besonderen Bildern.

Großwampel. Was stellen sie vor?

Dickruckinn. Werden alle zusammverkauft?

Ausr.

Ausr. Die vier Bilder gehören zusamm; und was sie vorstellen, will ich gleich erklären. Das erste da stellet den heiligen Franziskus von Siena dar. Sieht die Frau Dickruckinn, wie er einen eisernen Ring auf seinem Kopf, acht eiserne Ringe an seinen Füssen, vier eiserne Ringe an seinen Armen, und einen eisernen Ring an seinem Halse hat? Um seinen Leib hat er auch etwelche eiserne Raife, und einen eisernen Harnisch. Sein ganzer Leib (wie Pater Kochem schreibt) war beinahe mit Eisen bedeckt; und in dieser eisernen Kleidung verrichtete er die allerschwersten Garten- Küchen- und anderen Klosterdienste.

Dickruck. O mein Gott! Das thut kein Mensch bei dieser Welt mehr!

Ausr. Da sieht die Frau auf einer Seite ein Wirthshaus, und auf der anderen Seite ein Kloster in Flammen.

Dickruck. Sind die armen Narren abgebrannt?

Ausr.

Ausr. Behüte Gott! Die Mutter Gottes ist zu ihm in einem solchem Glanze herabgestiegen, daß die Einwohner zu Siena glaubten, das Kloster stehe in vollen Flammen; und alles herbeilief, um das Feuer zu löschen, bis sie nichts anders, als den heiligen Franz in der Luft schwebend gesehen. Das Wirthshaus aber bedeutet seinen Eifer, mit welchem er in allen Wirthshäusern geprediget, um die Spieler und Zechbrüder zu bekehren.

Dickruck. Das thät wohl in unseren Wirthshäusern sehr nothwendig. Wir haben Sonntagprediger, Feyertagprediger, Frühprediger, aber keinen Wirthshausprediger.

Ausr. Da sieht die Frau eiserne Ketten, Disteln, Dörner. Mit den eisernen Ketten zerfleischte er sich jämmerlich, und auf Disteln und Dörnern ist er im Zimmer gegangen, gekniet, gelegen, und gesessen, so, daß er sich alles wund gemacht, und ihn sein Beichtvater gar darüber gestraft hat.

Großwamgel. Es sind ja Schneeflocken auch gemalen?

Ausr. Weil er sich zur Winterszeit mit blossem Leibe in den tiefesten Schnee warf, und darinn wie in einem Grabe liegen blieb. Eben so ist auch dieses Kreuz deswegen hier angebracht, weil er auf keinem Bette, sondern auf einem Kreuze ausgespannt starb; wobei die Engel in den Lüften sangen.

Großwam. Da ist ja ein gebratener Kapaun auch dabei?

Ausr. Als einmal ein gottloser Mann über Tisch dem Heiligen seine verübte Sünden vorrupfte, und zu ihm sagte; er würde so wenig von Gott Gnade erlangen, so wenig als jener gebratene Kapaun wieder lebendig werden könne; ward der Kapaun alsogleich lebendig, bekam auch in einem Augenblicke Federn, und begab sich zu den anderen Hünnern.

Dickruck. Rufe der Herr das Bild allein ohne den anderen aus. Es kömmt höher; ich bin Käuferinn.

Ausr. Wenn es der Herr Kommiſſarius erlaubt.

Kommiſ. Rufe es der Herr nur aus. Vielleicht wird der, der es kauft, um ſo mehr auch ſodann zum Kauf der anderen angeeifert.

Ausr. Dieſes Bild iſt im Ausrufe um ſiebenzehn Kreuzer.

Dickruck. Einen Gulden.

Großwam. Einen Gulden dreyzig Kreuzer.

Dickruck. Der Herr Großwampel bekömmt es doch nicht. Ich laſſe es nicht aus.

Großw. Bei einer Feilbietung iſt jedem frei, ſein Anboth zu machen.

Dickr. Zwei Gulden.

Stadtk. O Fabeln und Thorheiten! Wie lieber bezahlt man euch, als alles, was zur Wahrheit führet.

Großw.

Großw. Drei Gulden.

Abrah. Wenn das gemalene Eisen wirkliches Eisen wäre; wäre ich auch Kaufer.

Samuel. Ich hätte ihn für einen eisernen Mann aus dem Kriegszeughause gehalten.

Schwerdmaulinn. Wir werden gleich unser sechs, sieben seyn, die die Juden hinauswerfen, wenn sie viel darüber kritisiren.

Samuel. Seyn sie gut, Frau Schwerdmaulinn! Ich meyne es nicht so übel; Ich kritisire nichts.

Kommis. Was ist das für eine Zankerei? Ich bitte mir Frieden und Ruhe aus; sonst wird gleich jemand da seyn, der Ruhe schafft.

Schwerdm. (Für sich) Ha, ha! Legt sich der Herr Kommissarius als Judenpatron schon in das Mittel.

Ausr. Um drei Gulden das erstemal. —

Dickr.

Dickr. Drei Gulden fünfzehn Kreuzer

Großw. Vier Gulden gerade aus.

Dickr. Fünf Gulden gerad aus.

Großw. Behalte es die Frau.

Ausr. Ist also verkauft um fünf Gulden zum ersten — zum anderten — zum dritten — und — zum letztenmal.

Dickr. Da ist das Geld.

Ausr. Ich rufe nur aus; der Herr Protokollist schreibt das letzte Anboth auf; und der Herr Kommissarius nimmt das Geld. Das haben sie allerseits die Güte, sich ein für allemal zu merken.

Stadtk. Jetzt glaube ich es, daß der Herr Ausrufer die Legenden gelesen hat.

Ausr. Da ist also das zweite Bild. Frau Kuhhorninn! die Frau ist sonst auch eine Liebhaberinn von besonderen Bildern.

Kuhhorninn. Ich habe eben ein Bild zu Haus, zu welchem es gerade ein Gespann wäre. Nun! Ich halte meine Hand schon fest auf diesem Bilde; rufe der Herr nur aus. Es ist schwer; Ich muß es mit beiden Händen halten.

Ausr. Das ist der heilige Spiridion, wie er zu einem Weibe, von welchem er aus göttlicher Offenbarung wußte, daß es unkeusch ist, sagte: Weib! rühre mich nicht an, —— Nun! Lasse mir die Frau Kuhhorninn das Bild nicht fallen. Wenn ich es nicht aufgefangen hätte, wäre es auf dem Boden gelegen. Es ist in der Schätzung um sieben Kreuzer — Nun! Sind so viele Weiber da; hat keine eine Lust? Herr Spitzohr; komm der Herr näher herzu. Sieht der Herr das Kind, was der Heilige zum Leben erwecket hat? Die Mutter ist darüber vor Freuden gestorben. Hernach hat der Heilige erst die Mutter auch wieder vom Tode erwecken müssen.

Spizohr. Acht Kreuzer.

Ausr. Herr Strohhauser! Komm der Herr näher; sehe es der Herr auch an.

Strohhauser. Zehn Kreuzer.

Dummstättner. Zwanzig Kreuzer.

Schödelöd. Erlauben sie; daß ich es auch ansehe. — Da sind ja Götzenbilder darauf?

Ausr. Der Patriarch zu Alexandria hat die Götzenbilder zerstöret. Ein einziger Götz hat ihm nicht umfallen wollen. Wie aber der heilige Spiridion berufen wurde, fiel auch dieser Götz sammt allen heidnischen Tempeln zu Boden.

Schödelöd. Dreyzig Kreuzer.

Ausr. Dreyzig Kreuzer zum ersten — dreyzig Kreuzer zum anderten — dreyzig Kreuzer zum drittenmal. — Das ist doch wunderlich, daß kein einziges Weib sich mehr um diesen Heiligen gemeldet hat. Das will mir nicht recht in meinen Kopf gehen.

Scharfzahninn.

Scharfzahninn. Ich glaube, es werden dem Herrn schon etwelche Maaßen Wein in den Kopf gegangen seyn.

Ausr. O! Ist die Frau auch hier? Wir kennen einander schon lange. — Da ist das dritte Bild, der heilige Nikolaus.

Stadtk. Da hat der Herr Ausrufer eine schöne Gelegenheit den Leuten zu sagen, wie dieser Heilige den Armen viel Gutes gethan, ganzen armen Familien aufgeholfen, arme Mädchen ausgesteuret, und dergleichen Werke der Nächstenliebe ausgeübet hat, und wie sie ihm hierinn nachahmen sollen.

Ausr. Wenn die Leute, zu welchen ich zu reden habe, nicht gar so dumm wären, wäre das freilich die schönste Lehre. Solche Lehren lasse ich den geistlichen Herren über. Ich muß auf die Kasse sehen. — Herr Wüstenkopf, Herr Strickgürtel, Herr Nieswurzer! Sie sind Bilderkenner; Kommen sie her! Sehen sie mir einmal das schöne Bild an!

Wüſtenkopf. Da ſitzet ja ein Teufel mit einem Schwerde oben auf dem Maſtbaum des Schiffes?

Ausr. Weil der Teufel den heiligen Nikolaus nicht hat nach Aegypten wollen fahren laſſen; ſo hat er ſich mit einem Schwerde auf den Maſtbaum geſetzet, und hat alle Seile und Segel zuſammhacken wollen. —

Wüſtenk. Hat aber nichts ausgerichtet?

Ausr. Der heilige Nikolaus hat ihn nicht nur vertrieben, ſondern auch den Sturm auf dem Meere geſtillet, den der Teufel (wie der Pater Kochem ſchreibt) gegen allen Brauch des Oſtwindes erwecket hat. Der Schiffpatron hat ſich vom Maſtbaume auch zu todt gefallen! iſt aber wieder zum Leben erwecket worden. Der Heilige hat wollen ein Einſiedler werden; er hat aber eine Stimme gehöret: **Kehre wieder zu deinen Schaafen.**

Stadtk. Das war die Stimme der Vernunft und der wahren Religion.

Ausr.

Ausr. Er wurde also statt eines Einsiedlers ein eifriger Bischof.

Strickgürtl. Da steigen ja einige in ein Haus ein? Sind das gar etwa Diebe?

Ausr. Richtig sind es Diebe. Ein heidnischer Soldat bekam das Bildniß des heiligen Nikolaus von einem Christen mit Anrühmung, daß dieser Heilige vor allem Unglück bewahre. Der Soldat verreiste einmal, und sprach zum Bilde: Nikolaus! weil du gar so mächtig bist; darum bewahre mir mein Haus, und alles, was darinn ist. Dem ungeachtet stiegen die Diebe in das Haus, und nahmen die besten Sachen hinweg. Da der Soldat bei seiner Zurückkunft das Haus beraubt sah, zerprügelte er das Bild erbärmlich, und drohete demselben mit Verbrennen, wenn es ihm nicht wieder sein Hab und Gut verschaffet. Alsbald erschien der heilige Nikolaus den Räubern und sagte: Euretwegen bin ich gewaltig geprügelt worden; darum sage ich euch; werdet ihr den Raub nicht wieder bringen, so werde ich mich gewißlich an euch rä-

rächen. Alsogleich legten die Räuber das Geraubte wieder in der Nacht heimlich hin in das Haus, und der Soldat bekehrte sich hierauf sammt Weib und Kindern.

Nieswurz. Was der Herr Ausrufer nicht alles daher sagt, um seinen Bildern einen Werth zu machen. Nein! Wie soll denn ein Heiliger, der schon verstorben, und im Himmel ist, sich beklagen, daß er selbst jämmerlich geprügelt worden, da ein toller Kerl auf einem Bilde herumgeschlagen?

Ausr. Glaub's der Herr, oder glaub's der Herr nicht, das geht mich wenig an. Lese der Herr den Pater Ribadeneira; da steht noch mehr, als im Kochem von dem heiligen Nikolaus. Noch als ein Kind in der Wiege hat er von seiner Mutter mit allen Liebkosungen nicht bewogen werden können, am Mittwoch und Freytag vor Untergang der Sonne aus der mütterlichen Brust einen Tropfen Milch zu nehmen. Aber das wäre dem Herrn Nieswurz doch recht, wenn ihm der heilige Nikolaus drei grosse Geldbeutel beim Fenster hineinwürfe;

se; wie dieser Heilige noch bei seinen Lebzeiten dieses einem armen Edelmanne that; worauf der Edelmann seine drei Töchter standlich ausheurathete; da vorher die gnädigen Fräulein von ihrem eigenen Herrn Papa angelernet worden, auf eine gar saubere Art (der Herr Nieswurz versteht mich schon) ihr Unterkommen zu suchen; worein sie aber nicht willigten. Der Herr Nieswurz, glaube ich, wäre schon mit den drei Goldgulden zufrieden, die der heilige Nikolaus einem sizilianischen Kaufmanne im Schlaf auf die Hand gab, und ihn ermahnte, mit seinen Schiffen voll Früchten nach Myra in Lyzia zu fahren, weil dort eben Hungersnoth war, welcher Ermahnung auch der Kaufmann, da er beim Aufwachen das Gold in seiner Hand fand, nachkam, und in Myra durch Verkauf seiner Früchte noch besonderen grossen Gewinn davon trug.

Nieswurz. Mag doch nicht immer gut seyn dieser Heilige, weil er da gemalen ist, wie er einen Knaben bei den Haaren ergreift.

Ausr.

Ausr. Weil der Herr nichts gelesen hat; so weis der Herr nichts. Diesen Jüngling haben fromme Aeltern erst nach vielen Jahren ihrer Ehe durch die Fürbitt des heiligen Nikolaus erhalten, und (wie Pater Kochem schreibt) zur Dankbarkeit nicht nur viele Messen lesen lassen, sondern auch den armen Priestern eine gute Mahlzeit gegeben. Die Sarazenen aber nahmen einmal diesen Jüngling gefangen, und verkauften ihn ihrem König, der ihn liebte, und ihn zum Mundschenk machte. Am Nikolaustage, da er eben mit eingeschenktem Becher in der Hand hinter dem König stand, und seufzte, fragte der König: **Warum seufzest du so tief?** Der Mundschenk antwortete: **Weil heut der Jahrtag ist, an welchem ich bin gefangen worden. Ungezweifelt** (setzte er bei) **werden heut besonders meine Aeltern den heiligen Nikolaus zu meiner Erledigung anruffen.** O ihr armselige Christen! sprach der König, wie seyd ihr so närrisch und abergläubisch.

Stadtkapl. Weil durch die Legendenschreiber und die Mönche so viele zu Narren und abergläubisch gemacht worden.

Ausr. Siehe Wunder!

Mummelzahninn. So laßt mich auch hinzu, daß ich etwas ſehen kann.

Ausr. In währendem, daß der König weiter ſagt: **Wer iſt, der dich aus meinen Händen retten könnte?** kömmt der heilige Nikolaus in Lüften daher; nimmt den Jüngling bei den Haaren; trägt ihn ſammt dem Becher in Lüften fort, und ſetzet ihn unverletzt zu ſeinen Aeltern an den Tiſch hin.

Mummelzahninn. Das wird ein Schrecken und eine Freude zugleich geweſen ſeyn. Wie hoh iſt das Bild ausgerufen?

Ausr. Um zwanzig Kreuzer.

Mamelz. Fünf und zwanzig Kreuzer.

Fauſtſchlagerinn. Vierzig Kreuzer.

Zerrittharinn. Um einen Gulden.

Ausr. Weil der Herr nichts geleſen hat; ſo weis der Herr nichts. Dieſen Jüngling haben fromme Aeltern erſt nach vielen Jahren ihrer Ehe durch die Fürbitt des heiligen Nikolaus erhalten, und (wie Pater Kochem ſchreibt) zur Dankbarkeit nicht nur viele Meſſen leſen laſſen, ſondern auch den armen Prieſtern eine gute Mahlzeit gegeben. Die Sarazenen aber nahmen einmal dieſen Jüngling gefangen, und verkauften ihn ihrem König, der ihn liebte, und ihn zum Mundſchenk machte. Am Nikolaustage, da er eben mit eingeſchenktem Becher in der Hand hinter dem König ſtand, und ſeufzte, fragte der König: **Warum ſeufzeſt du ſo tief?** Der Mundſchenk antwortete: **Weil heut der Jahrtag iſt, an welchem ich bin gefangen worden. Ungezweifelt** (ſetzte er bei) **werden heut beſonders meine Aeltern den heiligen Nikolaus zu meiner Erledigung anruffen.** O ihr armſeelige Chriſten! ſprach der König, wie ſeyd ihr ſo närriſch und abergläubiſch.

Stadtkapl. Weil durch die Legendenſchreiber und die Mönche ſo viele zu Narren und abergläubiſch gemacht worden.

Ausr. Siehe Wunder!

Mumelzahninn. So laßt mich auch hinzu, daß ich etwas sehen kann.

Ausr. In währendem, daß der König weiter sagt: Wer ist, der dich aus meinen Händen retten könnte? kömmt der heilige Nikolaus in Lüften daher; nimmt den Jüngling bei den Haaren; trägt ihn sammt dem Becher in Lüften fort, und setzet ihn unverletzt zu seinen Aeltern an den Tisch hin.

Mummelzahninn. Das wird ein Schrecken und eine Freude zugleich gewesen seyn. Wie hoh ist das Bild ausgerufen?

Ausr. Um zwanzig Kreuzer.

Mumelz. Fünf und zwanzig Kreuzer.

Faustschlagerinn. Vierzig Kreuzer.

Zerrittharinn. Um einen Gulden.

Strickg.

Strickgürtl. Einen Gulden dreyzig Kreuzer.

Spizohr. Zwey Gulden.

Faustschlag. Zwei Gulden dreyzig Kreuzer.

Ausr. Nur zu, nur zu! so habe ich dabei nicht soviel zu reden.

Wüstenkopf. Drei Gulden. Die Frau Faustschlagerinn wird mich noch nicht auskaufen.

Faustschlag. Der Herr Wüstenkopf mich noch weniger. Drei Gulden dreyzig Kreuzer.

Sturmglockinn. So glücklich zu einem grossen Stück Geld kömmt freilich nicht leicht wer anderer, wie die Frau Faustschlagerin.

Faustschlag. Ich bin zu meinem Gelde ehrlich gekommen. Weis es die Frau?

Ausruf. Still! Was ist das wieder für eine Disputirerei? — Drei Gulden dreyzig Kreuzer zum erstenmal. —

Faustschlag. Meynt die Frau etwa; Ich habe mein Geld auch so verdient, wie die Frau? Die Frau glaubt, man weis nicht, daß die Frau die verbothenen Büchel vom Portziunkulaablaß heimlich hausiren trägt? Bei der Zensurskommission werde ich die Frau verklagen. Meynt die Frau, man weis es nicht, daß die Frau auch Waldburgaöl heimlich hereinbringen läßt; und durch ihre abergläubische Mittel Leute und Vieh verderbt; so durch ordentliche Mittel gesund werden könnten? Bei der Sanitätskommission werde ich es melden.

Sturmglockinn. Was? Die Frau unterfteht sich, mit solchen verläumderischen Vorwürfen und Anklagen mir zu drohen? Die Frau, die den Heiligen sonst die Füsse abbeissen will?

Faustschlag. Ja, ja! Und damit der Frau das Handspreizen vergeht; so werde ich der Frau gleich zeigen, wie es der heilige Nikolaus gemacht hat, da er den Mundschenk bei den Haaren genommen.

Sturmgl. Hohlöbliche Kommission! Sie will mir in die Haare fahren!

Ausruf. Ich komme schon. Es ist periculum in mora. Die Nachahmung des heiligen Nikolaus möchte zu stark ausfallen. Gebe mir der Herr Knieweit nur da geschwind den Tragriem von der Sebastianistatue herab.

Sturmgl. Wenn der Herr schlagen will; so schlage der Herr auf sie zu, nicht auf mich; ich habe nicht angefangen.

Ausr. Lasse die Frau die Haare der Sturmglockinn aus, sage ich — .

Faustschl. Gibt mir der Herr einen einzigen Streich; so kratze ich dem Herrn die Augen heraus, daß ihm die heilige Ottilia dieselben nicht mehr hineinbringen wird.

Ausruf. Auslasse die Frau, sage ich nochmal, oder ich schicke gleich um die Wache.

Faustschl. Jetzt lasse ich aus, weil es mir selbst beliebt.

Ausruf. Gleich gehe die Frau bei der Thüre hinaus!

Faustschl. Wenn ich will.

Ausruf. Wir kommen schon zusamm. — Aber, ich weis nicht, was ihr alle übrige da für Leute seyd? Niemand wehrte ab; sondern alles machte sich noch eine Unterhaltung daraus, wenn eine Trödlerinn die andere todt schlüge. — Und der Frau Faustschlagerinn sage ich nochmal; die Frau gehe gleich fort; sonst lasse ich die Frau von hieraus hinwegführen.

Faustschl. Ich habe das meiste Auboth für das Nikolausbild gemacht; ich werde also wohl mein Bild noch nehmen dürfen. — Da hat die Frau ihren Schipel Haar, Frau Sturmglockinn; und damit die Frau sieht, daß ich mir nicht viel vorwerfen lasse, übrigens aber gleich wieder gut bin; so gebe ich der Frau zween Gulden auf ihr Lieblingsgetränk, nämlich auf einen Brandwein. Bethe die Frau fünf Ave Maria dabei, für die verlassenste Seele im Fegfeuer.

Sturmglockinn. Das hätte die Frau ohne Haarausraufen auch hergeben können.

Kommiſ. Iſt noch keine Ruhe? Ausrufer! mache der Herr nicht viele Umſtände; und ſchicke der Herr um die Wache fort.

Ausr. Iſt nicht mehr nöthig; haben ſich ſchon wieder berglichen die Frau Fauſtſchlagerinn und die Frau Sturmglockinn; mit recht ſchönen Friedensartikeln, die auf Geld, Brandwein, und Fegfeuer lauten.

Fauſtſchl. Da iſt das Geld für das Bild. Ich habe aber nicht mehr ſo viel im Silber bei mir; ſie müſſen mir ſchon einen Dukaten wechſeln.

Kommiſ. Dem ſehe ich es an, daß er ungewichtig iſt.

Fauſtſchl. Nun ſo wägen ſie ihn, und ziehen das ab, um was er zu gering iſt.

Großw. Auweh! Ich habe meinen Bauch halten müſſen, daß er mir nicht vor Lachen zerborſten iſt. Ewig Schade! daß man dieſe Weiber nicht recht untereinander abraufen ließ.

Ausruf.

Ausr. Eure Hohwürden Herr Stadtkaplan hätten wohl dieſen Weibern auch eine Predigt halten dürfen.

Stadtk. Nein! Da laſſe ich mich nicht ein. Unter uns geredet würde höchſtens ein Kontroverspredigt es mit ihrem Schimpfen aufnehmen können.

Ausr. Da iſt das vierte Bild. Das iſt die heilige Jungfrau Firmina. — Herzu da, Frau Gansdorferinn, Frau Wucherhofe-rinn, Frau Brumeiſinn! Dieſe Frauen verhandeln auch immer ſolche Bilder bei ihren Trödelläden.

Krauthauptel. Auf mich vergißt der Herr Ausrufer vollkommen.

Ausr. Ich bitte den Herrn um Verzeihung. Ich habe den Herrn wirklich nicht geſehen.

Krauth. Mein Gevatter, der Rubenſtingel iſt auch hier. In der Stille geredet; wir werden uns ſchon mit etwas dankbar erzeigen; be-

behalte uns der Herr das Bild auf, welches den heiligen Homobonus vorstellet.

Ausr. Mein Herr **Krauthauptel**! Es wird alles nach den fortlaufenden Numern feilgebothen. Dagegen kann ich ihnen nicht Dienste leisten.

Krauthaup. Ei, ei! Es kömmt nur auf den Herrn an. Behalte der Herr das Bild nur so lange zurück, bis sich die meisten Kaufslustigen hinweggeschlichen haben; dann bekömmt man eine Sache wohlfeiler.

Ausr. Warum hat denn der Herr, oder sein Gevatter ein so besondere Andacht zum heiligen Homobonus?

Krauth. Mein Gevatter hat ein Eheweib, die wie der Teufel ist; sie zankt, flucht gerade so, wie das Eheweib des heiligen Homobonus. Und gleichwie der heilige Homobonus sich nicht getrauet hatte, wiederum einen Wein zu holen, nachdem die zwo Kannen schon geleeret waren, die er den Arbeitern auf das Feld hinaustrug; sondern durch ein Mirakel Wasser

in

in Wein verändern mußte; so getrauet sich mein Gevatter auch nicht um ein Seitel mehr zu holen, als ihm sein Weib erlaubt. Mich dauret der ehrliche Mann recht sehr; er ist wirklich selbst ein Homobonus. Aber durch dieses Bild, wenn er es seinem Weibe vor Augen stellet, und sie nur einmal dahin bringet, daß auch sie ihre Andacht auf dieses Bild hinrichtet, hoffet er mit vollem Vertrauen, daß sein Weib werde bekehret werden; oder daß ihm der heilige Homobonus wenigstens die Kraft ertheilen werde, das Wasser auch in Wein zu verwandeln.

Ausr. Nun wir werden sehen, was sich thun läßt. Jezt muß ich doch vorher die heilige Firmina weiter ausrufen. Dieses Bild der heiligen Firmina wird ausgerufen um fünfzehn Kreuzer.

Gansdorferinn. Wer sind denn diese zwei, die da gemalen sind, wie sie zu der Heiligen mit eingebundenen Armen kommen? Diese Heilige ist gewiß eine Patroninn für schadhafte Arme. Wäre mir ganz lieb das Bild; es wäre

ein Gespann zu meinem Peregrinusbild, welches für die schadhaften Füsse ist.

Ausr. Dieser rechts ist der Richter, der sie liebkosen, mit beiden Armen umfangen, und an sich drücken wollte; und welchem hierauf beide Arme verdorreten. Und der links abgemalen ist, ist der Scharfrichter, der die heilige Jungfrau mit Ruthen geißeln wollte; sogleich aber den erhobenen Arm nicht mehr bewegen konnte.

Gansdorf. Es wird sich also keiner mehr getrauet haben, sie anzurühren?

Ausr. Sie ist doch endlich zu todt gegeißelt und gefoltert worden. — Aber die Ochsen, die den Leichenwagen ziehen, sehe die Frau da an; wie gut diese gemalen sind.

Gansdorf. Was war das für eine Leiche?

Ausr. Uiber fünfhundert Jahre wußte man nicht, wo die heilige Jungfrau begraben sey. Nach fünfhundert Jahren ist die heilige Firmi-

na

na dem Biſchof Paſchalis erſchienen, und hat ihm das Ort ihrer Begräbniß angedeutet. Die Geiſtlichen haben lange graben müſſen; endlich aber fanden ſie nicht nur den Leichnam der heiligen Firmina, ſondern auch jenen des heiligen Olympiades. Beide Leiber wurden auf einen wohlgezierten Wagen geleget. Der Biſchof hat ſich ſammt den Geiſtlichen ſelbſt an den Wagen anſpannen, und denſelben ziehen wollen; ſie konnten aber den Wagen nicht von der Stelle bringen. Der Biſchof weinte bitterlich; es half aber nichts; der Biſchof ſammt der Geiſtlichkeit mußte vom Wagen hinweg, und man brachte Ochſen daher, die ſtatt des Biſchofes und der Geiſtlichkeit den Wagen ziehen mußten. Wirklich zogen dieſe Ochſen, ob ſie gleich vorher noch nie gezogen hatten, den Wagen gleich von der Stelle. Man ließ die Ochſen hingehen, wohin ſie wollten. Der Biſchof ſammt der Prozeſſion gieng hinter den Ochſen. Wer ſollte es glauben; die Ochſen giengen gerade zu der Stadt Amerina zum Thor hinein. Aber ſodann giengen ſie einen Hügel hinauf. Sogleich war der Biſchof wieder voran bei den Ochſen, wollte ſie umwenden, und zu der Domkirche führen.

Der Biſchof konnte aber die Ochſen um alles in der Welt nicht zu der Domkirche bringen, ſondern ſie giengen nach dem Hügel hinauf, obwohl auf demſelben keine Kirche ſtand; blieben dort oben ſtill ſtehen, und konnten mit keinen Streichen fortgetrieben werden. Hieraus erkannte man alſo, daß dort eine Kirche gebauet werden ſolle, welche auch durch reichliche Opfer in kurzer Zeit zu Stande kamm.

Gansdorf. Für dieſes Bild gebe ich einen Gulden.

Ausr. Iſt verkauft für einen Gulden zum erſtenmal —

Wucherhoferinn. Einen Kreuzer drüber.

Ausr. Die Frau Wucherhoferinn hat ſchon im Brauche beim Kaufen kreuzerweiſe, und beim Verkaufen mit zwanzig pro Cento zu ſteigen. Ein Gulden ein Kreuzer zum erſtenmal — Nun Frau Gansdorferinn! Nicht weiter? Es iſt ſeine vier Gulden werth.

Gansd. Zwei Gulden.

Ausr. Zwei Gulden zum erstenmal —

Wucherh. Und einen Kreuzer.

Ausr. Frau! Ich esse eine ganze Kreuzersemmel geschwinder, als die Frau nur mit Aussprechung des Kreuzers fertig wird. Zwei Gulden und einen Kreuzer zum erstenmal —

Gansd. Zwei Gulden dreyzig Kreuzer.

Ausr. Zwey Gulden dreyzig Kreuzer zum erstenmal —

Wucherh. Und einen Kreuzer.

Faustschl. Was das für ein Kreuzerlizitiren ist! Drey Gulden dreyzig Kreuzer. Muß mich beim Herrn Ausrufer wieder in Gnaden setzen; das Bild soll mein besonderes Vertrauen haben; denn wer sich in der Welt so herumschlagen muß, wie unsereiner, der braucht gesunde Arme.

Ausr.

Auer. Drey Gulden dreyzig Kreuzer zum erſtenmal —

Wucherhof. Und einen Kreuzer.

Fauſtſchl. Vier Gulden dreyzig Kreuzer.

Wucherh. Und einen Kreuzer.

Fauſtſchl. Fünf Gulden dreyzig Kreuzer. Ich laſſe es nicht ſo leicht aus dieſes Bild.

Nieswurz. Das heißt unſinnig hinaufgetrieben.

Wüſtenkopf. Nun es kömmt bei ihr auf das Prætium affectionis an.

Auer. Fünf Gulden dreyzig Kreuzer —

Wucherh. Und einen Kreuzer.

Fauſtſchl. Sechs Gulden.

Spitzohr. Das iſt entſetzlich. Ich gäbe nicht drey Gulden darum.

Wucherh. Und einen Kreuzer.

Strohhauser. Ich weis nicht, wie die Frau Wucherhoferinn heut sich entschliessen kann, ein so hohes Anboth für ein solches Bild noch immer höher zu treiben.

Wucherhofer. Unter uns geredet, weil ich gewiß weis, daß es die Frau Faustschlagerinn nicht ausläßt. Ich bekomme es sodann noch immer von ihr um das Viertel des jezigen Anboths, wenn sie an Geld ansteht.

Ausr. Das Bild ist also verkauft um sechs Gulden einen Kreuzer zum ersten — zum andern — und zum drittenmal.

Kommis. Wem ist dieses Bild im letzten Anboth geblieben?

Ausr. Der Frau Wucherhoferinn.

Wucherhof. Was befehlen sie?

Kommis. Belieben sie nur ihr Bild hin-

weg-

wegzunehmen, und die sechs Gulden einen Kreuzer zu zahlen.

Wucherhof. Ich? Mir ist ja dieses Bild nicht geblieben? Die Frau Faustschlagerinn hat das Meiste angebothen.

Ausr. Die Frau Wucherhoferinn machte mit ihren sechs Gulden einem Kreuzer das letzte Anboth, wie es hier alle gehöret haben. Die Frau Faustschlagerinn redete kein Wort mehr hierauf. Ich schrie laut genug den Verkauf dreimal aus; hiemit beliebe die Frau Wucherhoferinn die sechs Gulden einen Kreuzer zu zahlen, und ihr Bild hinwegzubringen.

Wucherhof. Der Herr Strohhauser hätte auch sein Maul halten können. In währendem, als ich sein unnützes Geschwätz anhören mußte, geschah der letzte Ausruf, ohne daß ich darauf Acht haben konnte.

Ausruf. Die Frau redet wohl jetzt unnütz. Die Frau hat ja die sechs Gulden einen Kreuzer ehe angeboten, als der Herr Strohhauser

ſer mit der Frau geredet hat. Von dieſem Anboth hat die Frau ſchon nimmermehr zurückgehen können; die Frau **Fauſtſchlagerinn** hat ſodann gar kein weiteres Anboth mehr gemacht, und hiemit bleibt die Frau die Käuferinn.

Wucherhof. Dießmal zu einer Lizitazion gegangen, und künftig zu keiner mehr — Da ſind die ſechs Gulden ein Kreuzer. —

Kommiſ. Langſam, Frau **Wucherhoferiñ!** langſam! — Es gehen vierzig Kreuzer ab — Sehe die Frau nur her; der Frau ihr Geld iſt da, wie ſie es hergelegt hat.

Wucherhof. Das kann nicht ſeyn. Dieſe vier Stücke machen einmal einen Gulden zwanzig Kreuzer —

Kommiſ. Wenn die Zehnkreuzerſtücke einmal zwanzig Kreuzer gelten werden, dann hat die Frau recht.

Wucherhof. Mein lieber Gott; So habe ich die Zehner für Zwanziger verkannt. Aber

ſind

ſind ſie nicht wirklich großmächtige Zehner? — Da ſind noch vierzig Kreuzer darauf. Ich wüßte das Bild nicht um zween Gulden zu verkaufen.

Großwämpel. Das iſt erſtaunlich; wie man obacht geben muß, daß man von ſolchen Weibern nicht betrogen wird.

Knieweit. Die Wucherhoferinn hat ſich recht ſelbſt auf das Eis geführet.

Rabenſtingel. Dieſer ſchadet es gar nicht. Hat es ſchon längſt bei denen hereingebracht, die von ihr Geld auslehnten.

Ausruf. Da haben wir abermal ein ſchönes Bild mit einem Ochſen, der durch den heiligen Silveſter vom Todten erwecket worden.

Dummſtärtner. Was iſt das für eine Geſchichte?

Ausr. Der gewaltige Zauberer Zambres ein Jud hat geſagt: Der Name unſeres Gottes iſt

ſchreck-

schrecklich; und um dieses zu beweisen, sagte er einem wilden Ochsen, den der damalige Kaiser durch viele starke Männer mit vielen Stricken gebunden herbeibringen ließ, nur ein einziges zauberisches Wort in sein Ohr, und der Ochs fiel auf einmal todt darnieder. Sankt Silvester aber, weil die Juden schrieen, daß sie ihm glauben wollten, wenn er durch den Namen seines Gottes den Ochsen wieder lebendig mache —

Dummstättner. Haben denn die Juden einen anderen Gott, als wir?

Auer. So mache mich der Herr nur nicht irre in meiner Erzählung! — Sankt Silvester bath also Gott, er wolle die Juden durch diesen wieder lebendig gemachten Ochsen bekehren; und erweckte hierauf den Ochsen nicht nur vom Tode, sondern befahl ihm auch hinzugehen, woher er gekommen, ohne jemanden zu verletzen, welches der Ochs alsobald that. Dieses Bild ist in der Schätzung um sieben Kreuzer.

Wüstenkopf. Zwanzig Kreuzer.

Auer.

Auer. Ist verkauft für zwanzig Kreuzer zum ersten — zum anderten — Gibt Niemand mehr? und — zum dritten — und letztenmal. — Der Ochs, Herr Wüstenkopf! ist wohl um ein Spottgeld. — Nun! Da ist ein Bild für die Frauen. Es stellet die heilige Frau Melania vor, von welcher der Pater Kochem schreibt, daß sie durch ihr Disputiren viel Irrende zum wahren Glauben gebracht hat. Sie konnte perfekt griechisch reden; sie konnte die heilige Schrift des neuen und alten Testaments schier auswendig, weil sie dieselbe alle Jahre dreimal ablas. Sie verdiente ihr Brod mit Bücherschreiben. Sie wollte die ewige Keuschheit halten; aber ihr Gemahl willigte nicht ein, und sie gebahr ihm einen Sohn und eine Tochter, so aber beide gestorben; wornach ihrem Mann die Augen eröfnet worden, daß er die Eitelkeit der Welt besser erkannte. Sie hat ihrem Manne eben wegen Liebe zur Keuschheit schon ehe davon laufen wollen; wenn es ihr nicht fromme und verständige Herren widerrathen hätten. Endlich hat sie ihren Mann beredet, daß auch er mit ihr das rebellische Fleisch gepeiniget hat. Sie hat lange zu thun gehabt, bis sie ih-

ihren Mann zur Tragung schlechter Kleider gebracht hat, weil er erstaunlich auf prächtige Kleider und auf alle neue Moden versessen war. Sie hatten ungeheuren Reichthum; verwendeten aber alles meistens auf Bau und Stiftung der Klöster. Achzig, neunzig, hundert und dreyzig waren in einem einzigen solcher gestifteter Klöster. Die Mannspersonen selbst begehrten von ihr, in der wahren Tugend unterrichtet zu werden.

Schödelöd. Wirkte sie denn keine Mirakel?

Ausr. Das erste Mirakel (sagt Pater Kochem) war dieses, daß sie der Kaiserinn Eudoxia, welche sich aus Anstalt des Teufels einen Fuß aus dem Gelenke getretten hatte, denselben ohne Schmerzen wieder einrichtete. Mehrere Mirakel (sagt Pater Kochem) mag ich nicht beschreiben, damit diese Legende nicht zu schwer falle.

Nieswurz. Einen Fuß in das Gelenk wieder einrichten, ist noch kein Mirakel. Ich habe schon mehrere Arme und Füsse, die aus dem

Ge-

Gelenke kamen, ohne Schmerzen auf schick-liche Art einrichten geſehen.

Schwerdmaul. Das Bild muß ich haben. Wie iſt es geſchätzet?

Ausr. Fünf und zwanzig Kreuzer.

Schwerdm. Vierzig Kreuzer.

Fauſtſchl. Einen Gulden.

Zerrütthaarin. Einen Gulden zwanzig Kreu-zer.

Schwerdm. Zwei Gulden.

Brummeiſinn. Zwei Gulden dreyzig Kreu-zer.

Handfeſt. Drei Gulden.

Ausr. Das iſt recht, Herr Handfeſt! Der Herr hat ohnehin noch nichts gekauft. — Herzu! Herzu, Frau Ganzkortauminn! Warum

ſo ſpät zu unſerer Lizitazion? — Jetzt kommen's erſt daher, die Rechten. Herzu, Frau **Zankenöderinn**, Frau **Tamburinn**, Frau **Pumpermettin**, Frau **Lärmſchlagerinn**. Da haben wir ein ſchönes Bild von einer Heiligen, die auf griechiſch diſputirt hat. Bis jetzt iſt es für drei Gulden verkauft.

Ganzkartau. Drei Gulden dreyzig Kreuzer.

Handfeſt. Unter uns geredet, Herr **Niesswurzer**! Mit dieſen Weibern lizitire ich nicht. Die ſind in einem Komplote, und ſtehen in allen Lizitazionen zuſamm, daß Niemand anderer etwas kaufen kann.

Auer. Drei Gulden dreyzig Kreuzer zum erſten — zum anderten — und — zum drittenmal. Das Geld muß die Frau Ganzkortauninn dem Herrn Kommiſſarius geben. — Was will denn der Thürhüter bei uns hier?

Thürhüter. Da habe ich ein Dekret, welches vom Herrn Kommiſſarius alſogleich geleſen, und befolget werden ſolle.

Kommiſ,

Kommiſ. Werde gleich ſehen, Wie es lautet. — — Meine liebe Leute! Es iſt gut, daß wir noch beiſamm ſind, und von den lizitirten Sachen nichts hinweggetragen iſt. Da erhalte ich ein Dekret, welches alſo lautet: „Demſelben wird hiemit bedeutet, von den „albernen Kloſterbildern und Statuen kein „einziges in öffentliche Feilbietung zu bringen; weil dergleichen Bilder den Leuten vielmehr aus den Augen geraumet, als hierdurch die Vorurtheile, Mißbräuche, Aberglauben, und fabelhaften Legendengeſchichten beim Volke erhalten, und noch ferneres verbreitet werden müſſen. Alles, was hiemit von dergleichen Bildern und Statuen aus dem Depoſitorium noch nicht davon getragen iſt, iſt zurück zu halten, und zu verbrennen; indem man durchaus keinen Kauf hierüber ratifiziret haben will.

Fauſtſchl. Das wäre nicht übel; wenn wir unſere Zeit da umſonſt verloren hätten.

Kommiſ. Das mache die Frau mit der Obrigkeit aus; und die Frau rede ſchon gar nichts;

nichts; denn die Frau weis, wie sie sich in der öffentlichen Lizitazion, und in meiner Gegenwart betragen hat. Sonst erstatte ich in Ansehung der Frau einen besonderen Bericht, der nicht gut ausfallen wird. Genug! Ein jedes bekömmt sein Geld zurück. Die Statuen und Bilder bleiben aber hier.

Stadtkapl. O! Das ist ein heilsamer Gedanke. Gott sey Dank!

Wästenk. Das Dekret hätte aber doch ehe zugestellet werden können. So wären die Leute nicht vergebens hieher gekommen.

Kommis. Das lasse der Herr der Obrigkeit zu verantworten über. Glaubt der Herr, daß in Kanzleien alles so geschwind zugestellet werden kann, als der Kellner im Wirthshause sogleich Wein und Bier daher bringen muß, wie es verlangt wird? Wenn einmal eine Obrigkeit ihre wichtige Ursachen hat, einen auch schon geschlossenen Verkauf nicht gelten zu lassen; so wird sie diese Ursache gegen jeden, der sich darüber aufhalten will, schon zu vertheidigen

digen wiſſen. Wegen ſo alberner Bilder wird wohl die Vertheidigung leicht ſeyn, da jeder ſein Geld zurückbekömmt, und ohnedieß ſo viele nur aus Zeitvertreib und Vorwitz zu Lizitazionen kommen.

Ausr. Packen wir zuſamm. — Die Frau Sturmglockinn iſt doch nicht vergebens da geweſen. Sie hat zween Gulden profitirt. Man kann freilich nicht ſagen; ſie weis ſelbſt nicht, wie ſie dazu gekommen; denn ſie hat dabei Haare laſſen müſſen. Aber genug! Sie hat zween Gulden profitirt; und alle übrige haben auch in ſo weit profitirt, als ſie ſich dabei eine Unterhaltung gemacht, und deswegen gar nicht abgewehret haben.

Kommiſ. Komme nur ein jedes hieher um ſein Geld. Der Herr Protokolliſt wird jeder Perſon aus dem Protokoll zeigen, was ſie bezahlet hat, und das wird bei einem Kreuzer zurückgeſtellet.

Ausr. Jetzt haben eure Hohwürden Herr Stadtkaplan die ſchönſte Zeit, den Leuten zu

ihr

ihrer Beruhigung eine nützliche Lehre zu machen.

Stadtkapl. Nicht wahr? Das wieder gut zu machen, was der Herr verdorben hat.

Ausr. Ich halte selbst nichts auf alle diese Geschichten. Aber weil andere Leute etwas darauf halten, und der Verkauf Geld einträgt; so muß man ja sein möglichstes thun, um den Leuten solche Bilder und Statuen zu empfehlen, und ihnen hiezu Lust zu machen.

Stadtkapl. Der Herr ist hierinn sehr irrig. Bei keiner Waare darf die Empfehlung so weit gehen, daß man eine schlechte Waare für eine gute ausgebe. Man darf kein Gift für ein nützliches Getränk anpreisen, und in Religionssachen, wo nichts als Wahrheit und Würde sich einfinden lassen solle, soll man auch den Verstand der Leute mit albernen, abergläubischen, und erdichteten Sachen nicht vergiften. Bei einer Lizitazion, wo Juden und andere Glaubensgegner sich gleichfalls einfinden, macht dieses der Religion gar wenige Ehre.

Ausr. Seyn eure Hohwürden versichert; die zween Juden, welche da waren, sind aufgeklärte Köpfe. Sie wissen, daß in jeder Religion beim Pöbel erzdumme Meynungen sind; und sie selbst haben mir schon von denen Narrheiten gesagt, die auch unter ihnen von ihren Rabinern beim Pöbel erhalten werden. Sind doch die Protestanten auch nicht leer von einer Menge Thorheiten, die beim Pöbel noch fest gehalten werden.

Stadtk. Uibel genug! Wir müssen aber einmal bei unseren Leuten keine Beförderer und Nährer der Albernheiten seyn.

Ausr. Aber unsere Legenden sind ja gedruckt, so daß sie auch jeder von unseren Glaubensgegnern lesen kann. Auch von unseren Glaubensgegnern haben schon viele aus Neugierde sich in unsere Wahlfahrtsörter begeben, und dort die Patres Schatzmeister angehöret, wie sie mit vielem Unsinne die ungegründesten Mirakel für gegründet und wahr ausgeben. Die Bilder in Kirchen und Klöstern mit den albernsten Vorstellungen hiengen vor aller Augen her-

herum, so daß sie gleichfalls von Glaubensgegnern gesehen werden konnten. Dieses alles, wozu die geistlichen Herren das Meiste beitragen, macht ja weit öffentlicher unserer Kirche eine Unehre, als ich da bei meinem Ausrufen gemacht habe; wo es zuletzt jeder merken konnte, daß es nur auf das Geld abgesehen ist.

Stadtk. Bescheidene Leute wissen wohl, daß es auch bei den Legendenschreibern und bei den Klöstern auf das Geld abgesehen war. Bescheidene Glaubensgegner selbst wissen, daß vernünftige Katholiken alles dieses nicht glauben, und nicht billigen. Aber auch unter dem Volke muß man sich zur Ehre unserer heiligen Religion bemühen, eine Aufklärung hierinn zu erwirken, und dergleichen Gegenstände ebenso aus den Augen, als die unrichtigen Begriffe aus den Köpfen zu bringen.

Ausr. Eure Hohwürden machten zuletzt auch den Bildhauern und Malern ein schweres Gewissen, wenn sie sich zur Verfertigung dergleichen Statuen und Bilder für baares Geld gebrauchen liessen.

Stadtk.

Ausr. Seyn eure Hohwürden versichert; die zween Juden, welche da waren, sind aufgeklärte Köpfe. Sie wissen, daß in jeder Religion beim Pöbel erzdumme Meynungen sind; und sie selbst haben mir schon von denen Narrheiten gesagt, die auch unter ihnen von ihren Rabinern beim Pöbel erhalten werden. Sind doch die Protestanten auch nicht leer von einer Menge Thorheiten, die beim Pöbel noch fest gehalten werden.

Stadtk. Uibel genug! Wir müssen aber einmal bei unseren Leuten keine Beförderer und Nährer der Albernheiten seyn.

Ausr. Aber unsere Legenden sind ja gedruckt, so daß sie auch jeder von unseren Glaubensgegnern lesen kann. Auch von unseren Glaubensgegnern haben schon viele aus Neugierde sich in unsere Wahlfahrtsörter begeben, und dort die Patres Schatzmeister angehöret, wie sie mit vielem Unsinne die ungegründesten Mirakel für gegründet und wahr ausgeben. Die Bilder in Kirchen und Klöstern mit den albernsten Vorstellungen hiengen vor aller Augen

her-

herum, so daß sie gleichfalls von Glaubensgegnern gesehen werden konnten. Dieses alles, wozu die geistlichen Herren das Meiste beitragen, macht ja weit öffentlicher unserer Kirche eine Unehre, als ich da bei meinem Ausrufen gemacht habe; wo es zuletzt jeder merken konnte, daß es nur auf das Geld abgesehen ist.

Stadtk. Bescheidene Leute wissen wohl, daß es auch bei den Legendenschreibern und bei den Klöstern auf das Geld abgesehen war. Bescheidene Glaubensgegner selbst wissen, daß vernünftige Katholiken alles dieses nicht glauben, und nicht billigen. Aber auch unter dem Volke muß man sich zur Ehre unserer heiligen Religion bemühen, eine Aufklärung hierinn zu erwirken, und dergleichen Gegenstände ebenso aus den Augen, als die unrichtigen Begriffe aus den Köpfen zu bringen.

Ausr. Eure Hochwürden machten zuletzt auch den Bildhauern und Malern ein schweres Gewissen, wenn sie sich zur Verfertigung dergleichen Statuen und Bilder für baares Geld gebrauchen liessen.

Stadtk.

Stadtk. Ohne allen Zweifel; diejenigen, welche, ob ſie ſchon Chriſten waren, Bilder und Statuen zum Gebrauch anderer abgöttiſcher Leute verfertigten, wurden vor Zeiten vom heiligen Abendmahle ausgeſchloſſen. * Um wie viel gröſſer iſt alſo die Verantwortung, wenn ein Chriſt für Chriſten eine Arbeit verfertiget, die zu einer der Wahrheit und Reinigkeit der Religion entgegen geſetzten Andächtelei dienet? Hiezu muß man ſich um Geld nicht gebrauchen laſſen, ** zu geſchweigen, daß man ſich noch Mühe gebe, hiedurch die Leute um ihr Geld zu bringen.

Ausr. Ich habe geglaubt, eure Hohwürden ſollen dieſen Leuten da eine Lehre machen, und jetzt habe ich eine Predigt bekommen.

Stadtkapl. Sehe ſich der Herr nur um; es ſind ſchon mehrere hinter dem Herrn, die uns zu

* Bingham. Orig. eccleſ. volum. 7. pag. 212.

** In nullo neceſſarius eſſe debeo aliis, quam faciunt, quod mihi non licet. Tertulian. de idol. CXI.

zugehöret haben. Ich bin auch überzeugt, daß sie meine Worte ganz gegründet finden, und sich hierüber leicht beruhigen werden, daß sie diese albernen Bilder und Statuen da lassen müssen. Unser lieber Gott, und unser lieber Herr Jesus der einzige und hinlängliche Mittler bei Gott, durch den wir alles erhalten können, ist besser, als solche Bilder. Was das närrisches ist, daß einige alles voll Bilder vor ihren Augen haben wollen; und die Hauptbilder, die vor ihnen sind, sehen sie nicht.

Auor. Was sind das für Hauptbilder? Ist schon etwas bei Lizitazionen vorgekommen?

Stadtk. Weis der Herr nicht, daß jeder Mensch das Ebenbild Gottes ist? Sind unsere Nebenmenschen nicht also die Hauptbilder, auf die wir hinsehen sollen? Statt bei einer Lizitazion werden diese bei dem Armeninstitut ausgerufen.

Kommis. Wir sind mit allem fertig. Gehen wir also! — Ich danke euer Hochwürden

für

für die gute Predigt; ich habe alles unter währendem Auszahlen gut gehöret; und hier haben sie das Geld, welches sie ohnehin nur hergegeben haben, um den Leuten die Bilder zu entziehen, die nun ex officio hinweggeschafft werden müssen.

Stadtk. Ich bin dafür verbunden, daß ich so gut wieder mein Geld zurückbekomme.

Kommiſ. Schlieſſe der Herr Ausrufer das Depoſitorium gut zu. Das Weitere muß morgen befolget werden.

Ausr. Ich bin zu Befehl.

VII.

Die Lebkuchen *,

oder

der vernünftige Knab.

Kinderwärterinn. Nicht, sage ich, Edouard! Beiß dem heiligen Florian den Kopf nicht ab.

Eduard. Warum denn nicht? — Die Frau Margaret hat ja gesagt, daß sie uns Lebzelten (Lebkuchen) zum Essen kaufen wolle.

Kinderw. Hast denn nicht lebzeltene Schlösser genug? Die esse; das übrige trage nach Haus, und laß mir den Heiligen ganz.

Eduard. Das ist ja nicht der Heilige selbst, sondern nur ein Lebzelten.

Kinderw.

---

* In unserer Volkssprache Lebzelten.

Kinderw. Du Fratz, du geschnäppiger; ist es nicht genug, daß es doch ein Bildniß des Heiligen ist? — Wirst du die Heiligen so in Ehren haben?

Eduard. Wenn das wider die Ehre des Heiligen ist; so solle man auch ihr Bildniß nicht auf Lebzelten machen, und sie nicht mit dem Meed verkaufen.

Kinderw. Bub, Bub! Du hast Reden, die von dir nicht viel Gutes hoffen lassen.

Eduard. Sorge sich die Frau Margaret nicht; seit dem ich aus dem Kindszimmer gekommen bin (was ich vorher schon lange, o schon gar lange gewünschen habe); seitdem ich einen eigenen Instruktor bekommen; so bin ich weit ein braverer Kerl, als vorher, hat der Herr Vater gesagt.

Kinderw. Ja, ja! Gerathen hast du schon, es kömmt nur aufs Gutthun an.

Edvard. Sieht die Frau Margaret! der Wilhelmerl hat seinem heiligen Nikola schon die Füsse abgebissen. Das ist wohl noch ärger; den der Herr Vater sagt immer: er könne die nicht leiden, die den Heiligen die Füsse abbeissen.

Lebkuchenkrämer. Ihr Herr Vater hat nicht damit sagen wollen; daß man den lebzeltenen Heiligen die Füsse nicht abbeissen solle; sondern er wird erkläret haben, daß auf die nicht viel zu halten sey, die Scheinheilige sind, und bei allem ihrem Bethen, und bei allem ihrem fortwährendem Küssen der gemalenen oder geschnitzten Füsse der Heiligen, gleich als ob sie dieselben abbeissen wollten, die Gebothe Gottes, die Gebothe der Kirche, die Nächstenliebe, die Befehle ihrer Vorgesetzten, und die, ihnen obliegenden Schuldigkeiten und Arbeiten nicht erfüllen. Daß man aber den lebzeltenen Heiligen die Füsse nicht abbeissen dürfe, das hat ihr Herr Vater gewiß nicht gesagt.

Edvar. Der Herr hat Recht, und hat nicht Recht.

Kinderw. Lasse sich der Herr nur mit dem Buben in einen Disput ein, so wird der Herr den ganzen Tag nicht fertig.

Lebkuchenkr. In was habe ich denn Recht, junger Herr! und in was nicht?

Edu. Was der Herr von Scheinheiligen gesagt hat, da hat der Herr Recht; denn so, gerade so hat der Herr Vater auch gesagt. Aber daß der Herr von lebzeltenen Heiligen redet, da hat der Herr nicht Recht; denn lebzeltene Heilige giebt es nicht.

Kinderw. Plappere nur zu!

Lebkuchenkr. Der junge Herr hat ja selbst erst gesagt; daß der Wilhelmerl seinem heiligen Nikola die Füsse abgebissen; da es doch nicht der heilige Nikola, sondern nur dessen Abbildung im Lebzelten ist.

Eduar. Wenn mir das vom Herzen gegangen wäre, hätte ich auch gefehlet, daß ich so geredet habe; denn ein Lebzelten ist ein Lebzelten,

ten, und wenn er auch einen Heiligen vorstel-
let; so solle man ihn nicht den Heiligen nen-
nen. Ich habe nur der Kindsfrau, die mir
verbothen hat, dem heiligen Florian den Kopf
abzubeissen, zeigen wollen, daß auf diese Art
der Wilhelmerl dem heiligen Nikola schon die
Füsse abgebissen habe.

Kinderw. Der Bub hat alle Anlagen, ein
Denker und Plauderer nach der heutigen Welt
zu werden.

Lebkuchenkr. Mit einem Worte, der jun-
ge Herr wünschte, daß auf den Lebkuchen gar
kein Heiliger vorgestellet wäre.

Eduard. Freilich wünschte ich das. Meine
Frau Mutter hat unterschiedliche Mödel zu
Hause zu Germwändeln, Gugelhupf, Krebs-
becherln; aber das habe ich nie gesehen, daß
ihr ein Heiliger einen Model zu einem Kuchen
abgeben müsse; habe auch nie gehöret, daß sie
zu der Köchinn gesagt hat: Backe sie mir ei-
nen heiligen Nikola, oder einen heiligen Flo-
rian aus dem Schmalz heraus. Die Heiligen

muß

Kinderw. Lasse sich der Herr nur mit dem Buben in einen Disput ein, so wird der Herr den ganzen Tag nicht fertig.

Lebkuchenkr. In was habe ich denn Recht, junger Herr! und in was nicht?

Edu. Was der Herr von Scheinheiligen gesagt hat, da hat der Herr Recht; denn so, gerade so hat der Herr Vater auch gesagt. Aber daß der Herr von lebzeltenen Heiligen redet, da hat der Herr nicht Recht; denn lebzeltene Heilige giebt es nicht.

Kinderw. Plappere nur zu!

Lebkuchenkr. Der junge Herr hat ja selbst erst gesagt; daß der Wilhelmerl seinem heiligen Nikola die Füsse abgebissen; da es doch nicht der heilige Nikola, sondern nur dessen Abbildung im Lebzelten ist.

Eduar. Wenn mir das vom Herzen gegangen wäre, hätte ich auch gefehlet, daß ich so geredet habe; denn ein Lebzelten ist ein Lebzelten,

ten, und wenn er auch einen Heiligen vorstellet; so solle man ihn nicht den Heiligen nennen. Ich habe nur der Kindsfrau, die mir verbothen hat, dem heiligen Florian den Kopf abzubeissen, zeigen wollen, daß auf diese Art der Wilhelmerl dem heiligen Nikola schon die Füsse abgebissen habe.

Kinderw. Der Bub hat alle Anlagen, ein Denker und Plauderer nach der heutigen Welt zu werden.

Lebkuchenkr. Mit einem Worte, der junge Herr wünschte, daß auf den Lebkuchen gar kein Heiliger vorgestellet wäre.

Eduard. Freilich wünschte ich das. Meine Frau Mutter hat unterschiedliche Mödel zu Hause zu Germwändeln, Gugelhupf, Krebsbecherln; aber das habe ich nie gesehen, daß ihr ein Heiliger einen Model zu einem Kuchen abgeben müsse; habe auch nie gehöret, daß sie zu der Köchinn gesagt hat: Backe sie mir einen heiligen Nikola, oder einen heiligen Florian aus dem Schmalz heraus. Die Heiligen

muß

muß man ja verehren, und nicht Küchel daraus machen.

Kinderw. Nun! Was habe ich gesagt? Was hält der Herr von diesem Pürschel?

Lebkuchenkr. Frau! Das Kind hat ausserordentliche Vernunft, und beschämt mich.

Eduard. Je, je! Frau Margaret! Meine Schwester die Roserl hat gar das ganze Kindel, welches ihr die Frau gekauft hat, schon gegessen.

Kinderw. O du ärgerliches Mädel! Ist noch dazu ein recht schönes Jesukindel gewesen, so du hättest nach Haus bringen, und der Frau Mutter zeigen sollen. — Wo hast du denn deine schmerzhafte Mutter Gottes?

Roserl. Die habe ich auch schon gegessen, Frau Margaret! bis auf die sieben Schmerzen.

Kinderw.

Kinderw. Gleich ſtecke die ſieben Schmerzen in dein Fürtuchſäckel, und eſſe keinen Biſſen mehr davon. Soviel Gefräß iſt nicht geſund im Magen.

Eduard. Ha, ha, ha! **Stecke die ſieben Schmerzen in's Fürtuchſäckel, ſo viel Gefräß iſt nicht geſund im Magen.**

Kinderw. Was iſt das für ein gottloſes Lachen? Willſt du meiner ſpotten, du Fratze du? Von dir werde ich wohl das Reden nicht lernen?

Eduard. Aber gedenke die Frau Margaret nur; wenn das die ſieben Schmerzen wären, ſo hätte ja meine Schweſter jetzt den Fürtuchſack voller Schmerzen; und wenn es die ſieben Schmerzen wären, ſo dürfte ſie ja auch die Frau Margaret kein Gefräß nennen. Die ſieben Schmerzen Mariä ſind ja kein Gefräß. Sieht die Frau Margaret, daß es gut wäre, wenn auf Sachen, die verzehret werden, und die verunehret werden können, keine heilige Sachen abgebildet würden?

Lebkuchenkr. Wie alt iſt denn der junge Herr?

Zinderw. Neun Jahre iſt er alt; und ich bin froh, daß ich ihn ſchon ſeit zweien Jahren aus dem Kindszimmer habe. Nur heut habe ich ihn mitnehmen müſſen, weil ſein Inſtruktor zu ſeinen Aeltern nach Hauſe gereiſet iſt.

Eduard. Er kömmt morgen ſchon wieder zurück; und ich bin recht froh.

Zinderw. Geh, ſchweig ſtill mit deinem Frohſeyn; war'ſt immer froh, wenn ich dir, da du noch in dem Kindszimmer wareſt, etwas erzählet habe. Ich habe dem Buben nie genug erzählen können.

Eduard. Bedanke mich gar ſchön für dieſe Erzählungen; der Herr Vater hat mich hübſch ausgefilzet, daß ich alles das habe glauben wollen. Meynt die Frau Margaret, ich habe es nicht gehöret, wie der Herr Vater der Frau Margaret verboten hat, uns Kindern ſolche

Sa-

Sachen von Gespenstern und Geistern, von Hexen und Zauberern, und von verwunschenen Schlössern zu erzählen. Ich habe bei der Zimmerthür zugehöret, und habe alles genau gehöret.

Kinderw. Der Loser an der Wand hört seine eigene Schand.

Eduard. Freilich habe ich meine eigene Schande gehöret, und schäme mich noch, daß ich alles das geglaubt habe. Aber jetzt fürchte ich keine Hexen, und keine Gespenster mehr; und der Herr Vater hat gesagt, daß ich sogar das nicht zu glauben schuldig sey, was uns die Frau Margaret aus der Legende vorgelesen; weil so viele Fabeln darinn sind, und die Heiligen nur in dem nachzuahmen sind, was wirklich Tugend ist, und womit jeder in seinem Stande heilig werden kann.

Lebkuchenkr. Den heiligen Nikola fürchtet der junge Herr also auch nicht?

Eduard. Diesen gar nicht. Der Heilige selbst steigt ja niemal vom Himmel herab, sondern Hausknechte und Hausbediente, oder andere Leute kleidgn sich mit bischöflichen Kleidern an, als ob sie der heilige Nikola wären, und schrecken die Kinder. Mein Herr Vater hat uns nie so schrecken lassen; Aber bei unserem Nachbar hat die Tochter vom Hause die kleine Nannerl die Gicht bekommen, weil sie der Nikola zu stark erschrecket hat. Ich sage es jetzt immer allen Kindern, daß sie sich nicht erschrecken lassen sollen, und daß der Nikola sowohl, als der Grampus gemeiniglich Hausknechte seyn, wie es mit mein Herr Vater gesagt hat.

Lebkuchenk. Der Herr Vater hat das gesagt?

Eduard. Ja, der Herr Vater hat das gesagt. Er hat auch noch zu der Frau Mutter gesagt (wie ich es an der Thür wohl gehöret habe) daß die Aeltern, die ihre Kinder so schrecken lassen, es zu verantworten haben werden; weil sie sich nicht bestreben, ihre Kinder mit

wahre

wahrhafter und vernünftiger Art zum Gehorsam zu bringen, und den Kindern dadurch Verstand und Gesundheit verderben; daß das **Nikolakommenlassen** eine Entehrung des heiligen Nikola sowohl, als eine, für die bischöfliche Kirchenkleidung entehrende **Gassenkomödie** sey; und daß bei diesen **Nikolaauftritten** ebenso, wie auf dem **Nikolamarkte** sich die Erwachsenen die ärgerlichsten Mißbräuche, und losesten Streiche erlauben. Ei! Das merke ich mir allzugut, und lasse mir das, was der Herr Vater sagt, nicht mehr aus dem Kopfe reden.

Lebkuchenk. Wen hat deñ der junge Herr lieber, den Herrn Vater, oder die Frau Mutter?

Eduard. Sage mir der Herr; steht in den Gebothen Gottes darinn, daß man länger lebt auf Erden, wenn man den Vater lieber, als die Mutter, oder die Mutter lieber, als den Vater hat?

Lebkuchenkr. In den Gebothen Gottes stehe freilich nur das; daß wir Vater und Mutter in Ehren haben sollen, auf daß wir lange leben auf Erde.

Eduard. Nun! So sieht ja der Herr, daß ich keinen Unterschied machen darf, und den Herrn Vater so, wie die Frau Mutter ehren muß.

Lebkuchenkr. Ja, ja! Was die Ehrerbietung und den Gehorsam, und den schuldigen Dank, und dergleichen betrift, hierinn hat der junge Herr schon Recht, daß Vater und Mutter auf gleiche Art geehret werden müssen. Aber gemeiniglich hat man doch zu dem einen mehrere Gemüthsneigung, als zu dem anderen. Die Frauen Mütter machen nicht so oft finstere Gesichter, wie die Herren Väter; die Frauen Mütter reden nicht so oft im strengen Tone, wie die Herren Väter; von den Frauen Müttern bekommen die Kinder in Eßwaaren und anderen Dingen mehrere Geschenke, als von den Herren Vätern; die Frauen Mütter lassen den Kindern ehe etwas hingehen, als die Herren Väter.

Eduard. Anweh! Sey der Herr stille mit seinen Herren Vätern und seinen Frauen Müttern, sonst bekomme ich das Grimmen. Ich höre von meinem Herrn Vater keine andere Worte und keine andere Lehren, als von meiner Frau Mutter; und wenn ich fehle, so sind die Verweise, die die Frau Mutter gibt, denen vollkommen gleich, die ich vom Herrn Vater bekomme. Auch die Belohnungen, wenn ich mich besonders gut aufführe, und was ich sonst erhalte, bekomme ich jederzeit von allen Beiden. Beide muß ich darum bitten, und bei Beiden muß ich mich bedanken; kurz, der Herr Vater und die Frau Mutter sind immer mitsamm einverstanden.

Kinderw. (dem Lebkuchenkrämer heimlich in das Ohr) Kinder und Narren reden die Wahrheit. Seine Frau Mutter ist freilich mit seinem Herrn Vater so einverstanden, daß sogar auch sie in Andachtssachen eben so aufgeklärt seyn, und die Kinder so erzogen haben will, wie er. — Aber um Gotteswillen, Roserl! heißt das gehorsam seyn? — Haben also die

sieben

sieben Schmerzen wieder aus dem Fürtuchsäckel heraus, und gegessen werden müssen?

Lebkuchenkr. Lassen sie es; es schadet der Mamsel Roserl nicht.

Kinderw. Herr! Der Herr weis es nicht, wie haiglich das Mädel ist.

Eduardel. Schau, Roserl! Die sieben Schmerzen hättest du gar nicht essen sollen. Weil es sieben Degen sind, hättest du morgen damit dem Herrn Fechtmeister, wenn er zu unserem Bruder Fritz kömmt, ein Geschenk machen können.

Kinderw. O du ausgelassener Pursche und Erzbösewicht! Willst du gleich von dem Gespötte gegen die sieben Schmerzen ablassen?

Eduard. Ich weis nicht, warum aber auch die Frau Margaret nicht von dem ablassen kann, daß sie immer den Lebzelten die sieben Schmerzen nennet. Mit denen Schmerzen, die die Mutter unsers lieben Heilandes bei allen

len Gelegenheiten, da ihm durch Verfolgung, Peinen, Marter und Tod so vieles Leiden zugefieget worden ist, unzählige gehabt haben wird, werde ich Zeitlebens kein Gespött treiben. Aber daß sie auf den Lebkuchen neben Wein, Bier, und Meed zum Verkauf und zum Verzehren da stehen; daß die Schmerzen unseret lieben Frau eben nur auf sieben an der Zahl ausgerechnet werden; daß man die sieben Schmerzen mit sieben Degen vorstellet, die unserer lieben Frau alle auf der Brust stecken, das gefählt gewiß unserer lieben Frau selbst nicht.

Kinderw. Wie soll man denn die Schmerzen der Mutter Gottes anders vorstellen, als durch Degen?

Eduard. Aber unsere liebe Frau hat ja auch Freuden gehabt?

Kinderw. Freilich hat sie auch Freuden gehabt.

Eduard. Nun! Gefiele der Frau Margaret, wenn man dieſe Freuden ſo vorſtellte, daß man unſerer lieben Frau ſieben Geigen anhenkete?

Kinderw. Biſt du ſtille mit ſolchen Narredeien?

Eduard. Es wäre freilich eine Narredei, und eine entehrende Narredei, der lieben Mutter unſeres Heilandes ſieben Geigen zum Zeichen aller ihrer Freuden anzuhenken; aber ſieben Degen als Zeichen aller ihrer Schmerzen ihr in die Bruſt und in das Herz zu ſtecken, kömmt mir eben ſo unſchicklich vor. Die Frau Margaret wird gewiß auch in ihrem Leben Freude und Leid gehabt haben; ſo wie alle Leute Freude und Leid haben; aber wenn ſich die Frau Margaret abmalen ließe; ſo würde ſie ſich doch nicht mit ſieben Degen abmalen laſſen. Mein Herr Bäkter, der Pfarrer war, iſt auch zu Hauſe abgemalen; und der Herr Vater hat oft geſagt: „Der Mann hat viele Verläum„dungen, Verfolgungen, und Kränkungen bis „zum Tode ſogar von einigen Geiſtlichen lei„den müſſen; weil er ein vernünftiger Mann „war, und es mit den Mißbräuchen nicht

„ge-

„ gehalten hat.„ Deswegen hat ihn aber der Herr Vater nicht mit ſieben Degen auf der Bruſt abmalen laſſen.

Kinderw. Ei! Was heißt dein Plappern, Auf dieſe Art dürfte man alſo die Schmerzen der Mutter Gottes auf den Bildern gar nicht vorſtellen.

Eduard. Wenn man die Begebenheiten malet, die ihr Leiden verurſachet haben, und ſie dabei als betrübt abgemalen wird; ſo iſt ja ihr Schmerz dadurch genug angedeutet.

Lebkuchenkr. Weil der junge Herr die ſieben Schmerzen und die Bilder der Heiligen auf dem Lebzelten ſogar nicht leiden kann; davon aber doch ſo geſcheid und anſtändig die Urſache zu ſagen weis; ſo verehre ich dem jungen Herrn hier einen lebzeltenen Türken, dem darf man ſchon den Kopf abbeiſſen. Ich wollte, ich hätte alle Türken hier, und könnte ihnen ſo die Köpfe abbeiſſen.

Eduard. Ich nicht. Wenn ich ein Soldat wäre, und wider die Türken streiten müßte; nun so würde ich auch das thun, was ein Soldat aus Schuldigkeit thun muß; aber ausser dem ist der Türk so gut mein Nebenmensch, als ein anderer. Juden, Heiden, Türken, und alle Menschen, wenn sie gleich nicht unseres Glaubens sind, dürfen wir nicht beleidigen. Wir müssen ihnen als unseren Nebenmenschen vielmehr Gutes thun. Das sagt der Herr Vater recht oft; der Herr Instruktor sagt es auch, und der Herr Katechet prediget uns gar oft davon, und zeiget uns aus dem Evangelium, daß unser Heiland auch so geredet, und gehandelt habe.

Lebkuchenkr. Bei meiner Treu! Der junge Herr wird einmal ein rechtschaffener Mann werden.

Eduard. Meynet es der Herr?

Lebkuchenkr. Nicht nur meyne ich es, sondern ich hoffe es zuverlässig.

Kinderw. Ich nicht; er ist allzuschlimm.

Eduard. In was bin ich schlimm? — Ich raufe nicht; ich nehme keinem Menschen etwas; ich gebe Niemanden einen Spitznamen; ich raufe nicht; ich bethe, wenn es Zeit ist; ich lerne meine Sache; ich geselle mich nicht zu schlimmen Kindern. Daß ich zur Rekreazionszeit herumspringe, das ist alles, und das dauert auch nicht länger, als bis der Herr Vater oder die Frau Mutter, oder der Herr Instruktor sagt: Es ist jetzt genug.

Kinderw. Hast du mir nicht neulich erst meine Kerzel ausgeblasen, die ich vor meinem Herrgott auf der Wiese angezunden. — Hast du mir nicht auch die Franziskus de Paulakerzen mitten unter dem Donnerwetter ausgeblasen? — Hast du mir nicht mein altes Skapulier vom Tische hinweggenommen? Hast du nicht gesagt: Ich muß sehen, ob keine Läuse darinnen sind? und hast du mir nicht endlich das ganze Skapulier zerschnitten? — Hast du mir nicht meine Wetterkränzel von den Fenstergittern herabgelöset? — Hast du mir nicht

mei-

meinen Hexenrauch bei dem Fenster hinabgeschüttet? — Hast du mir nicht das Heiligendreikönigwasser, was ich ohnehin nur aus grosser Gnade unter der Hand bekommen habe, unter den Gesundheitsbrandwein, den ich mir angesetzet, hineingegossen? Ich habe nicht gewußt, warum mein Brandwein so schlecht geworden, bis ich ihm auf seinen boshaften Streich gekommen bin. Heißt das nicht die Leute um das Ihrige, und sie in Verdruß und Zorn bringen?

Lebkuchenkr. Junger Herr! Das sind starke Vorwürfe.

Eduard. Gar nicht. Einen besonderen Herrgott auf der Wiese gibt es nicht. Wir haben nur einen Gott, der im Himmel, und in allen Wiesen, Aeckern, Gärten, Strassen, und Gebäuden, und überall gegenwärtig ist. Ich habe der Frau Margaret auch nur dabei die Kerzen ersparen wollen. Bethe die Frau Margaret in der Kirche, dort brennen ohnedieß Kerzen; oder bethe die Frau Margaret auch zu Hause zu Gott dem Herrn, aber

nicht

nicht zum Herrgott auf der Wiese, und mit so vielen Kerzeln, die zur Andacht nichts beitragen. Daß ich die Franziskus de Paula Kerze auslöschte, das geschah darum, weil die Kerze schon bis an die Kapuze des heiligen Franziskus hinabgebrannt ist. Es wäre ihm ja die Kapuze, hernach der ganze Kopf, und alsdann der ganze Leib Stückweise weggebrannt. — Skapulier, Wetterkränzel, Hexenrauch finde ich in meinem Katechismus nicht; und der Herr Vater hat auch gesagt, daß solche Dinge nicht zur wahren Andacht gehören, sondern auf Aberglauben hinausgehen; und daß das Vertrauen auf Gott bei dem Bemühen, unsere Pflichten zu erfüllen, weit besser sey. Steht die Frau Margaret, deswegen habe ich die Frau Margaret von allem dem befreien wollen. Mir ist leid genug, daß sich die Frau Margaret dabei erzörnt hat. Dem Herrn Vater habe ich es nicht sagen wollen, um nicht ohne Noth einen Zuschwätzer zu machen, und ihn in Zorn zu bringen. Ich habe es also nicht gescheider anzustellen gewußt, um der Frau Margaret diese Sachen aus dem Wege zu räumen.

Kinderw.

meinen Hexenrauch bei dem Fenſter hinabgeſchüttet? — Haſt du mir nicht das Heiligendreikönigwaſſer, was ich ohnehin nur aus groſſer Gnade unter der Hand bekommen habe, unter den Geſundheitsbrandwein, den ich mir angeſetzet, hineingegoſſen? Ich habe nicht gewußt, warum mein Brandwein ſo ſchlecht geworden, bis ich ihm auf ſeinen boshaften Streich gekommen bin. Heißt das nicht die Leute um das Ihrige, und ſie in Verdruß und Zorn bringen?

Lebkuchenkr. Junger Herr! Das ſind ſtarke Vorwürfe.

Eduard. Gar nicht. Einen beſonderen Herrgott auf der Wieſe gibt es nicht. Wir haben nur einen Gott, der im Himmel, und in allen Wieſen, Aeckern, Gärten, Straſſen, und Gebäuden, und überall gegenwärtig iſt. Ich habe der Frau Margaret auch nur dabei die Kerzen erſparen wollen. Bethe die Frau Margaret in der Kirche, dort brennen ohnedieß Kerzen; oder bethe die Frau Margaret auch zu Hauſe zu Gott dem Herrn, aber

nicht

nicht zum Herrgott auf der Wiese, und mit so vielen Kerzeln, die zur Andacht nichts beitragen. Daß ich die Franziskus de Paula Kerze auslöschte, das geschah darum, weil die Kerze schon bis an die Kapuze des heiligen Franziskus hinabgebrannt ist. Es wäre ihm ja die Kapuze, hernach der ganze Kopf, und alsdann der ganze Leib Stückweise weggebrannt. — Skapulier, Wetterkränzel, Hexenrauch finde ich in meinem Katechismus nicht; und der Herr Vater hat auch gesagt, daß solche Dinge nicht zur wahren Andacht gehören, sondern auf Aberglauben hinausgehen; und daß das Vertrauen auf Gott bei dem Bemühen, unsere Pflichten zu erfüllen, weit besser sey. Steht die Frau Margaret, deswegen habe ich die Frau Margaret von allem dem befreien wollen. Mir ist leid genug, daß sich die Frau Margaret dabei erzörnt hat. Dem Herrn Vater habe ich es nicht sagen wollen, um nicht ohne Noth einen Zuschwätzer zu machen, und ihn in Zorn zu bringen. Ich habe es also nicht gescheider anzustellen gewußt, um der Frau Margaret diese Sachen aus dem Wege zu räumen.

Kinderw.

Kinderw. Du haſt mir nichts aus dem Wege zu räumen. Hätteſt du meinen Brandwein nur in Ruhe gelaſſen.

Eduard. Nun mein Gott! So habe ich alſo bei dem Brandwein am meiſten gefehlet. Erinnere ſich aber die Frau Margaret nur, daß ſie ſelbſt zween Täge vorher geſagt: **Der Brandwein iſt mir beinahe zu ſtark.** Nun dachte ich alſo; daß ich ihn mit dem Heiligendreikönigwaſſer ſchwächer machen könne, und daß es der Frau Margaret lieb ſeyn werde, noch dazu ein ſolches Waſſer darunter zu haben, auf deſſen Weihe die Frau Margaret ſo vieles hält.

Kinderw. Wenn ich was Geweihtes trinken will; ſo trinke ich einen geweihten Wein, der den Johannesſegen hat; dort thut die Weihe bei dem Trinken gut. Die Weinweihe, nicht die Waſſerweihe, gehöret zum Trinken.

Eduard. O meine Frau Margaret! Die Frau hätte neulich unſeren Herrn Katecheten hören ſollen, wie er wider die Mißbräuche losgezogen, die mit dem Heiligendreikönig-

waſſer

wasser getrieben werden. Er hat uns recht schön erzählet, wie vor Alters überhaupt sich die Leute öfters gewaschen und gebadet haben; wie hernach vor den meisten Kirchen Brunnen gewesen, wo sich die Leute Hände und Gesicht gewaschen haben, bevor sie in die Kirche giengen; vor einigen Kirchen aber zu demselben Ziel und End nur Schäffer und Kannen mit Wasser sich vorgefunden haben; * wie sodann bei diesen Wässern die Christen schon in währendem Waschen, und ehe sie in die Kirche eingetretten, für Erbittung des göttlichen Segens, und der göttlichen Gnade gebethet haben, und hiedurch theils von heidnischen, ** theils

* Euseb. Lib. X. cap. IV. Paulin. epist. XII ad Severum. Chrysost. hom. L. II. in Matth. tom. I. pag. 566a. edit francof.) Hom. LXXII. in Ioan. (ibid. p. g. 465a) Hom. III. in Ephes. (tom. V. pag. 888.) In Psalm. CXL. (tom. III. opusc. pag. 477.

** Quum limen templi transgressurus esset, Sacerdos verbenas aqua tinctas manu gestans gentilium more ingredientes conspersit. Sozom. Lib. VI. c. VI.

theils von den jüdischen * Versöhnungs- und Reinigungswässern und Bespritzungen mit demselben zu einem besseren Gebrauch geleitet worden; wie die besondere Wasserweihe, die mit dem Weihen des Taufwassers nicht zu vermengen, und hiemit auch nicht in die ersteren Jahrhunderte der Kirche zu setzen sind, in spätern Zeiten ** an verschiedenen hohen Festtagen und feyerlichen Zeiten, und hiemit auch am Feste der Erscheinung Christi, oder an dem sogenannten Heiligendreikönigentage vor sich gegangen, und daher das Weihwasser auch das Heiligendreikönigwasser genannt; endlich aber zwischen dem Heiligendreikönigwasser und dem Weihwasser, als wenn jenes ein besonderes Wasser wäre, ein Unterschied, und zuletzt gar verschiedener Mißbrauch damit gemacht worden.

---

* Num. XIX. 9.

** Concilium Nannetense can. 4. *Neque majoris authoritatis est* decretum sub nomine Alexandri Papæ can. 20. quo præcipitur, aquam sale consparsam populis benedici, ut ea cuncti aspersi Sanctificentur, & purificentur. Scitur enim, ritum hunc ætate hujus Pontificis esse recentiorem. Van Espen Tom. III. edit leo. pag. 655.

Lebkuchenkr. Wie ſich der junge Herr alles dieſes ſo gut gemerket hat.

Eduard. Man muß ſich's wohl merken; denn man höret es ja ſo oft, und der Herr Vater fraget immer haarklein alles aus, was der Herr Katechet geſagt hat.

Kinderw. Was ſie bei jetzigen Zeiten den Kindern alles lehren! — Meiner Zeiten war man gar nicht bekümmert, zu wiſſen, wann der Gebrauch des Heiligendreikönigwaſſers oder des Weihwaſſers angefangen habe. Ich halte auch noch nichts auf alle dieſe Erzählungen, und glaube vielmehr, daß die Heiligendreikönige ſelbſt ſchon Waſſer geweiht, und auf der Reiſe ihren kranken Kameelen und Mauleſeln werden gegeben haben, wie es jetzt den kranken Pferden, Kühen, Ochſen, und anderem Vieh gegeben wird.

Eduard. Schau die Frau Margaret, wie der Herr Lebkuchenkrämer lacht. Er weis gar gut, daß es weder Könige, weder eben drei an der Zahl, ſondern Weiſe aus Morgenland geweſen, die zur Krippe gekommen. Ein weiſer

theils von den jüdiſchen * Verſöhnungs- und Reinigungswäſſern und Beſprizungen mit demſelben zu einem beſſeren Gebrauch geleitet worden; wie die beſondere Waſſerweihe, die mit dem Weihen des Taufwaſſers nicht zu vermengen, und hiemit auch nicht in die erſteren Jahrhunderte der Kirche zu ſetzen ſind, in ſpäteren Zeiten ** an verſchiedenen hohen Feſttagen und feyerlichen Zeiten, und hiemit auch am Feſte der Erſcheinung Chriſti, oder an dem ſogenannten Heiligendreikönigentage vor ſich gegangen, und daher das Weihwaſſer auch das Heiligendreikönigwaſſer genannt; endlich aber zwiſchen dem Heiligendreikönigwaſſer und dem Weihwaſſer, als wenn jenes ein beſonderes Waſſer wäre, ein Unterſchied, und zuletzt gar verſchiedener Mißbrauch damit gemacht worden.

---

* Num. XIX. 9.

** Concilium Nannetenſe can. 4. *Neque majoris authoritatis eſt* decretum ſub nomine Alexandri Papæ can. 20. quo præcipitur, aquam ſale conſperſam populis benedici, ut ea cuncti aſperſi Sanctificentur, & purificentur. Scitur enim, ritum hunc ætate hujus Pontificis eſſe recentiorem. Van Eſpen Tom. III. edit leo. pag. 655.

uchenkr. Wie ſich der junge Herr alles
) gut gemerket hat.

ard. Man muß ſich's wohl merken;
n höret es ja ſo oft, und der Herr Va-
et immer haarklein alles aus, was der
atechet geſagt hat.

erw. Was ſie bei jetzigen Zeiten den
i alles lehren! — Meiner Zeiten war
ir nicht bekümmert, zu wiſſen, wann
ebrauch des Heiligendreikönigwaſſers
s Weihwaſſers angefangen habe. Ich
ich noch nichts auf alle dieſe Erzählun-
nd glaube vielmehr, daß die Heiligen-
ge ſelbſt ſchon Waſſer geweiht, und
r Reiſe ihren kranken Kameelen und
eln werden gegeben haben, wie es jetzt
nken Pferden, Kühen, Ochſen, und
s Vieh gegebem wird.

ard. Schau die Frau Margaret, wie
er Lebkuchenkrämer lacht. Er weis gar
daß es weder Könige, weder eben drei
Zahl, ſondern Weiſe aus Morgenland
i, die zur Krippe gekommen. Ein wei-

er verständiger Mensch gibt gewiß keinem Maul-esel und keinem Vieh das Heiligendreikönig-wasser; sondern er gebraucht die ordentlichen Hilfsmittel gegen die Viehkrankheiten, und empfiehlt hernach sich und alles das Seinige Gott, ohne abergläubische Dinge zu treiben; das hat der Herr Katechet gesagt, und der Herr Lebkuchenkrämer wird gewiß auch so sagen.

Lebkuchenkr. Der junge Herr, weil er gar so brav ist, muß von mir ein Geschenk annehmen. Weil er nun aber auch sogar dem Türken den Kopf nicht abbeissen will; so habe ich hier ein schönes lebzeltenes Lämmlein. Bei diesem wird wohl das Kopfabbeissen ohne alle Besorgnisse vor sich gehen.

Eduard. Wäre es nicht Lebkuchen, sondern wirklich ein lebendiges Lämmlein; so wäre es wohl auch sicher vor mir; unmöglich könnte ich ihm etwas zu Leide thun. Keinem Vieh, sagt der Herr Vater, muß man muthwillig etwas zu Leide thun. Gott hat alles zum Nutzen der Menschen erschaffen; ausser dem aber darf

man

man auch kein Vieh muthwillig quälen, und peinigen. Die Frau Mutter sagte gar: Bosheit und Muthwille gegen das Vieh zeige von keinem guten Herzen, und arte gemeiniglich in Bosheit und Muthwillen gegen den Menschen aus. Und der Herr Vater gab der Frau Mutter hierinn nicht unrecht.

Lebkuchenkr. Da der junge Herr sogar gegen das Vieh ein so gutes Herz hat; so wird sich also noch weniger ein Mensch jemals zu fürchten haben, daß ihm der junge Herr einmal als ein grosser Mann etwas zu Leide thue.

Eduard. Dafür behüte mich Gott. Wenn es nur auf mich ankömmt, solle allen vielmehr alles Gutes, als etwas Leides wiederfahren. Aber schlecht genug, daß (wie der Herr Vater erst neulich gesagt hat) oft die Leute das, was man ihnen Gutes thut, für übel ausrechnen, und sich so boshaft betragen, daß man ihnen sodann noch mehr Uibles zur verdienten Strafe wiederfahren, oder sie in dem üblen Zustande, den sie sich selbst gewählet haben, stecken lassen muß.

theils von den jüdischen * Versöhnungs- und Reinigungswässern und Bespritzungen mit demselben zu einem besseren Gebrauch geleitet worden; wie die besondere Wasserweihe, die mit dem Weihen des Taufwassers nicht zu vermengen, und hiemit auch nicht in die ersteren Jahrhunderte der Kirche zu setzen sind, in spätern Zeiten ** an verschiedenen hohen Festtagen und feyerlichen Zeiten, und hiemit auch am Feste der Erscheinung Christi, oder an dem sogenannten Heiligendreikönigentage vor sich gegangen, und daher das Weihwasser auch das Heiligendreikönigwasser genannt; endlich aber zwischen dem Heiligendreikönigwasser und dem Weihwasser, als wenn jenes ein besonderes Wasser wäre, ein Unterschied, und zuletzt gar verschiedener Mißbrauch damit gemacht worden.

* Num. XIX. 9.

** Concilium Nannetense can. 4. *Neque majoris auctoritatis est* decretum sub nomine Alexandri Papæ can. 20. quo præcipitur, aquam sale conspersam populis benedici, ut eo cuncti aspersi Sanctificentur, & purificentur. Scitur enim, ritum hunc ætate hujus Pontificis esse recentiorem. Van Espen Tom. III. edit leo. pag. 655.

Lebkuchenkr. Wie ſich der junge Herr alles dieſes ſo gut gemerket hat.

Eduard. Man muß ſich's wohl merken; denn man höret es ja ſo oft, und der Herr Vater fraget immer haarklein alles aus, was der Herr Katechet geſagt hat.

Kinderw. Was ſie bei jetzigen Zeiten den Kindern alles lehren! — Meiner Zeiten war man gar nicht bekümmert, zu wiſſen, wann der Gebrauch des Heiligendreikönigwaſſers oder des Weihwaſſers angefangen habe. Ich halte auch noch nichts auf alle dieſe Erzählungen, und glaube vielmehr, daß die Heiligendreikönige ſelbſt ſchon Waſſer geweiht, und auf der Reiſe ihren kranken Kameelen und Mauleſeln werden gegeben haben, wie es jetzt den kranken Pferden, Kühen, Ochſen, und anderem Vieh gegeben wird.

Eduard. Schau die Frau Margaret, wie der Herr Lebkuchenkrämer lacht. Er weis gar gut, daß es weder Könige, weder eben drei an der Zahl, ſondern Weiſe aus Morgenland geweſen, die zur Krippe gekommen. Ein weis-

ser verständiger Mensch gibt gewiß keinem Maulesel und keinem Vieh das Heiligendreikönigwasser; sondern er gebraucht die ordentlichen Hilfsmittel gegen die Viehkrankheiten, und empfiehlt hernach sich und alles das Seinige Gott, ohne abergläubische Dinge zu treiben; das hat der Herr Katechet gesagt, und der Herr Lebkuchenkrämer wird gewiß auch so sagen.

Lebkuchenkr. Der junge Herr, weil er gar so brav ist, muß von mir ein Geschenk annehmen. Weil er nun aber auch sogar dem Türken den Kopf nicht abbeissen will; so habe ich hier ein schönes lebzeltenes Lämmlein. Bei diesem wird wohl das Kopfabbeissen ohne alle Besorgnisse vor sich gehen.

Eduard. Wäre es nicht Lebkuchen, sondern wirklich ein lebendiges Lämmlein; so wäre es wohl auch sicher vor mir; unmöglich könnte ich ihm etwas zu Leide thun. Keinem Vieh, sagt der Herr Vater, muß man muthwillig etwas zu Leide thun. Gott hat alles zum Nutzen der Menschen erschaffen; ausser dem aber darf

man

man auch kein Vieh muthwillig quälen, und peinigen. Die Frau Mutter sagte gar: Bosheit und Muthwille gegen das Vieh zeige von keinem guten Herzen, und arte gemeiniglich in Bosheit und Muthwillen gegen den Menschen aus. Und der Herr Vater gab der Frau Mutter hierinn nicht unrecht.

Lebkuchenkr. Da der junge Herr sogar gegen das Vieh ein so gutes Herz hat; so wird sich also noch weniger ein Mensch jemals zu fürchten haben, daß ihm der junge Herr einmal als ein grosser Mann etwas zu Leide thue.

Eduard. Dafür behüte mich Gott. Wenn es nur auf mich ankömmt, solle allen vielmehr alles Gutes, als etwas Leides wiederfahren. Aber schlecht genug, daß (wie der Herr Vater erst neulich gesagt hat) oft die Leute das, was man ihnen Gutes thut, für übel ausrechnen, und sich so boshaft betragen, daß man ihnen sodann noch mehr Uibles zur verdienten Strafe wiederfahren, oder sie in dem üblen Zustande, den sie sich selbst gewählet haben, stecken lassen muß.

Lebkuchenk. Und das merkt ſich der junge Herr alles ſo, wie es der Herr Vater ſagt?

Eduard. Freilich wohl! — Ich höre nichts lieber, als wenn mein Herr Vater mit jemanden, beſonders mit unſerem Herrn Katecheten diskuriret; da gebe ich auf jedes Wort Acht, wie ein Häftelmacher. Alles kann ich mir freilich nicht ſo merken, daß ich es eben ſo daher ſagen könnte, wie es der Herr Vater, oder der Herr Katechet daher geſagt hat. Aber nach und nach bringe ich doch etwas davon zuſammen. Herr! Da habe ich mit Hören und Merken zu thun gehabt, wie ſie von den Niederländern diskuriret haben.

Kinderw. Das war wohl unnöthig. Wäre er nur ſo fromm, wie die Niederländer.

Eduard. Nein, Frau Margaret! Dieſe Frömmigkeit verlange ich mir Zeitlebens nicht. Gegen den Kaiſer ungehorſam ſeyn, und Urſache geben, und mithelfen, daß alles über und über geht, und viel tauſend Leute ihr Leben und Hab und Gut einbüſſen, das iſt kei-

ne

ne Frömmigkeit. So (sagte der Herr Katechet) haben es Christus und die Apostel nicht gemacht. Ja, ja! (sagte der Herr Vater) Andächtelei ist nicht Andacht; Heuchelei ist nicht Frömmigkeit; Aufruhr ist nicht Eifer; Schwärmerei und Mißbrauch ist nicht Glaubenssache; Streiten und Darein schlagen ist nicht Lehren und Predigen; Eigennutz ist nicht reine Absicht; Freiheit ist nicht Zügellosigkeit. Das müssen doch entsetzliche Geistliche seyn (sagte die Frau Mutter) die das arme Volk so irre führten, soviel Unheil stifteten, und noch selbst dazu das Schwerd in die Hand nehmen konnten. Ich habe auch was dazu gesagt.

Lebkuchenk. Was hat wohl der junge Herr noch dazu sagen können?

Eduard. Ich habe gesagt: Ich bin doch noch nicht groß, und schämte mich doch, solche Sachen zu treiben, was dort erwachsene Leute, die vernünftiger und verständiger seyn sollten, getrieben haben. Bravo! (hat der Herr Katechet gesagt) und hat mich zugleich belehret; wie ich also Gott und meinen

Ael-

Aeltern danken ſolle, daß ich von meinen jungen Jahren an einen beſſeren Unterricht, und eine beſſere Erziehung bekomme. *

Lebkuchenk. Jetzt wünſchte ich, daß unſer beſter Landesfürſt den jungen Herrn reden hörte, der würde ein Wohlgefahlen haben, und ſogleich ſagen; der junge Herr ſolle ſich

* Der vortrefliche J. Andreas Serrai fängt ſein Werk von dem berühmten Katechesen mit dem Beweiſe an; daß nur Aufklärung und reiner Unterricht von Jugend auf wahrhaft gute Chriſten, und wahrhaft nützliche Staatsmitglieder hervorbringe, und daß der Satz falſch ſey: daß die, die in der Dummheit ſtecken, allenthalben biegſamere Unterthanen ſind. Was die Widerſetzlichkeit gegen Aufklärung verurſachet, muß man nicht der Aufklärung zuſchreiben. Uibrigens muß freilich die Aufklärung mit Klugheit geſchehen, um das Volk einſehen zu machen, daß dieſelben, welche es in der Schwärmerei erhalten wollen, gar nicht für Religion und das gemeine Beſte, ſondern nur für ſich ſelbſt aus Eigennutz und Selbſtherrſchſucht beſorgt ſind, und das Volk zum immerwährenden Opfer machen wollen.

etwas ausbitten. Was würde sich der junge Herr ausbitten?

Eduard. Herr! Da gieng es mir hart, wenn ich nicht vorher meinen Herrn Vater darum fragen könnte; denn eine dumme Bitte wollte ich auch als Knab um alles in der Welt bei einem solchen Herrn nicht anbringen. Er wird dumme Bitten genug anhören müssen, die er nicht gewähren kann; der Herr Vater aber ließe mich gewiß keine unschickliche Bitte machen.

Lebkuchenk. Wenn der junge Herr aber den Herrn Vater vorher darum nicht befragen könte, sondern von dem Landesfürsten überrascht würde?

Eduard. Nun! So wollte ich ihn nur bitten, versichert zu seyn, erstens, daß ich ihn liebe; zweytens, daß ich ihm immer treu und gehorsam seyn werde; drittens, daß ich mich seiner Einsicht und Güte, die mein Herr Vater nie genug anrühmen kann, vollkommen überlasse; und viertens, daß ich stäts zu Gott

um

um ſeine Erhaltung bethen werde, Gott wird mir ſodann durch ihn ſchon das Weitere geben, was zu meinem Beſten iſt; denn Gott (ſagt der Herr Vater) leitet uns durch die Landesfürſten.

Lebkuchenk. Bravo, junger Herr! Braviſſimo!

Eduard. Herr! Ich muß noch ehe viel lernen, bis ich um was mehreres bitten kann; denn eben erinnere ich mich, daß der Herr Vater neulich zu dem Herrn Katecheten geſagt hat; daß er wünſche, daß alle Bitten, die dem Landesfürſten gemacht werden, vorher in einem reinen Gehirne, und in einem reinen Herzen verfaßt, und wohl überdacht werden. Hiezu fehlet mir noch zu viel. Der Herr Vater ſagt auch immer: Bub, Bub! mache mir „ keinen dummen Streich; denn auf eine Dum„ heit folgt gemeiniglich die andere; und zuletzt „ würdeſt du auch als Groſſer noch ſo dumm, „ wie ein Bub reden und handeln. „ — Dafür bedanke ich mich; wenn ich groß werde, will ich auch geſcheid ſeyn, und mich nicht vor

geſcheiden Leuten lächerlich machen, oder einem unverſtändigen und unerzogenen Buben gleich gehalten werden.

Lebkuchenk. Was will denn der junge Herr dermaleinſt werden?

Eduard. Das iſt auch eine Frage, die mein Herr Vater nicht leiden kann. Wie kann denn ich ſchon jetzt ſagen, zu was ich dermaleinſt tauglich ſeyn werde? — Jetzt lerne ich einmal fleißig, was ich zu lernen habe, und wünſche nur überhaupt ein braver Mann zu werden, wie mein Herr Vater iſt. Das verſprech' ich dem Herrn, daß ich kein lebzeltener Heiliger, kein lebzeltener Geiſtlicher, kein lebzeltener Soldat, und durchaus kein lebzeltener Herr werden, auch nicht blos da zur Schau unter Wein, Bier, und Meed ſtehen, und noch weniger mich um Geld verkaufen laſſen wolle.

Kinderw. Mache er jetzt einmal ein End mit ſeinem Plaudern; wir müſſen nach Haus gehen.

Lebkuchenk.

Lebkuchenk. Nun! So nehme der junge Herr also von mir dieſes ſchöne lebzeltene Oſterlämmlein als ein Geſchenk an.

Kinderw. Nun! bedanke dich dafür, Eduarbel!

Eduard. Ich bedanke mich freilich dafür; denn ich kann es nicht annehmen.

Lebkuchenk. Warum denn nicht?

Eduard. Unſeren lieben Herrgott (ſagt der Herr Katechet) muß man nicht als ein Lamm, ſondern in menſchlicher Geſtalt vorſtellen; deñ er hat nicht die Geſtalt eines Lammes, ſondern eines Menſchen angenommen. *

Lebkuchenk. Wird denn nicht Chriſtus das Lamm Gottes genannt, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt?

Eduard.

* Concil. Trull. c. 82. (Tom. VI. conc. pag. 1178.)

Eduard. Ja, ja! Gleichnißweise; aber der Herr Katechet sagte; Christus habe sich auch als den Weg zum himmlischen Vater, und einen wahren Weinstock genannt; und doch wäre es unschicklich, Christum als eine Post- oder Landstrasse, oder als einen Weinstock abzumalen. Von meinem Herrn Vater sagt die Frau Mutter immer: er hat Augen, wie ein Falk, und sieht alles. Der Herr Vater heißt die Frau Mutter immer eine sorgfältige Henne. Von unserer Hausmeisterinn der Lisel sagt der Herr Vater auch immer: Das Weib ist wie ein guter Kettenhund, so Niemand verdächtigen in das Haus läßt. Sollte ich deswegen meinen Herrn Vater als Falken, meine Frau Mutter als Henne, die Hausmeisterinn Lisel als einen Kettenhund abmalen lassen? — Die Frau Margaret müßte ich gar als eine Lichtputze abmalen lassen.

Kinderw. Was hast du wieder mit mir?

Eduard. Nun! Hat der Herr Vater neulich nicht gesagt: die Frau Margaret sey eine andächtlerische Lichtputze, die die Kerze, wenn sie noch

so

ſo gut brennet, immer putzen will, aber dieſelbe gemeiniglich ausliſcht, daß man ſodann gar kein Licht, und nebſt der Finſterniß noch von der ausgelöſchten Kerze Geſtank hat.

Kinderw. Gehn wir, ſage ich, es iſt ſchon Zeit nach Haus zu gehen.

Lebkuchenk. Nun! So nehme der junge Herr — —

Kinderw. Heiß der Herr ihn nicht immer junger Herr; er iſt ja kein adeliches Kind.

Eduard. Ich bin adelich genug, wenn ich brav bin, hat der Herr Vater geſagt.

Lebkuchenk. Richtig. Nun ſo nehme der junge Herr da eine Tafel vom guten Nürnbergerlebzelten, da iſt gar keine Figur, zugeſchweigen die eines Heiligen darauf.

Eduard. Ein Wort; den nehme ich mit dem Bedingniß, daß ihn der Herr wieder von mir als ein Geſchenk zurücknimmt.

Lebkuchenk.

Lebkuchenk. Da hätte ich also immer meine Sache wieder zurück, und der junge Herr hätte kein Geschenk von mir.

Eduard. Langsam, Herr! Der Herr schenkt mir ja den Lebzelten?

Lebkuchenk. Ja!

Eduard. Ich nehme ihn an; und jetzt gehört er mein; nicht wahr?

Lebkuchenk. Ja!

Eduard. Mit meinen Sachen kann ich thun, was ich will; und deswegen schenke ich dem Herrn meinen Lebzelten wieder mit dem Bedingniß, daß er denselben statt meiner verkaufen, und das Geld einem Armen, der keines Lebzeltens, sondern des lieben Brodes bedürftig ist, geben solle. Ich weis, meinem Herrn Vater und meiner Frau Mutter, die den Armen ungemein viel Gutes thun, und mir immer von der Barmherzigkeit gegen den armen Nebenmenschen so nachdrückliche Lehren geben,

ist

ist das Recht; denn sonst wollte ich ohne ihr Wissen nichts thun.

Lebkuchenk. Junger Herr! Dieser Zug von ihnen verdient, daß ich noch heute nicht nur den Werth dieses Lebkuchens, sondern vier Gulden in das Armeninstitut gebe; und gewiß werde ich es geben.

Eduard. Ich danke dem Herrn, und verlasse mich darauf. Sey der Herr versichert, daß ich des Herrn sein Versprechen auch sogleich meinen Aeltern erzählen, und heute Nacht darüber den sanftesten Schlaf haben werde.

Binderw. So gehen wir einmal, sage ich. Wir haben die höchste Zeit; wir müssen sehen, auch noch ehe den Segen bei der Abendlitanei zu bekommen.

Lebkuchenk. Hiezu ist es schon zu spät. Sehen sie; da kommen schon Leute auf meine Krambude zu. Ein sicheres Zeichen, daß der Segen vorüber ist; denn nur zur Segenszeit ist sonst Niemand bei meiner Bude.

Eduard.

un! Unter der Predigt und Chri-
)ch auch Niemand mit Lebkuchen-
rinken ſich abgehen, ſondern das
und den Unterricht hierüber an-

. Unter der Predigt und unter
e habe ich bei meiner Bude Leu-
ich das Eſſen und Trinken wohl
. Nur unter den Hohämtern und
; weil dabei eine Muſik, und ſo-
, als Zuletzt ein Segen gegeben
die Leute in die Kirche zieht.

un mein lieber Gott! Das ſind
es Gott erbarme! — Zu Hohs
yen, und Segen —

Willſt du gleich ſtill ſeyn, du
Was unterſteheſt du dich gegen
egen zu reden? — Mir iſt leid
h den Segen verſäumt habe.

ich habe keinen Segen verſäumt.
n längſt alles, und hiemit auch
Die Segen in der Kirche, und
, die von den Geiſtlichen gegeben
der Herr Katechet) ſind Gebethe

zu Gott, daß er uns ſeines väterlichen Segens fortan theilhaft werden laſſe. Der ſonſt ſeine Schuldigkeit nicht erfüllet, und ſich des göttlichen Segens unwürdig macht (ſagt der Herr Vater) bekömmt deswegen den Segen nicht, weil er nur zum Segen in die Kirche geht, oder ſich über etwas den Segen ſprechen läßt.

Anderw. Geh, geh! Marſchiren wir! — Du macheſt kein End. Wir bitten um Verzeihung, mein Herr! daß wir ihnen ſo lange ungelegen waren.

Lebkuchenk. Ganz und gar nicht ungelegen. Es war mir vielmehr ein Vergnügen, von einem ſolchen jungen Herrn ſoviel Schönes und Beſcheidenes gehöret zu haben. Ich bitte mir bald wieder die Ehre aus.

Eduard. Vergeſſe der Herr nur auf das nicht, was der Herr verſprochen hat, noch heut in das Armeninſtitut zu geben.

Lebkuchenk. Nein! Noch heute werde ich das Verſprochene entrichten.

Eduard. Nun das iſt brav! Behüte den Herrn Gott!

Lebkuchenk. Auch ſie, junger Herr!

End des dritten Bands.